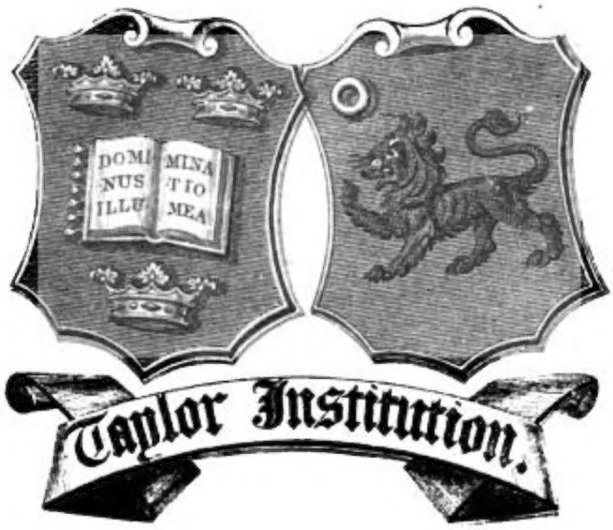
Digitized by Google

40. g. 12



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Französische Geschichte

vornehmlich

im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert.

Von

Leopold Ranke.

Dritter Band.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1855.

Digitized by Google

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Digitized by Google

Inhalt.

Elftes Buch.

Seite

Staatsverwaltung Mazarins. Zeiten der Fronde . 1—196

Erstes Capitel. Bildung und erste Jahre einer neuen Regentschaft . . . . . 3—26

Zweites Capitel. Fortgang der französischen Macht nach Außen. 1643—1648 . . . . . 26—53

Feldzüge und Friedensunterhandlungen in Deutschland . 29—41

Krieg und Unterhandlungen mit den Spaniern . . . 42—53

Drittes Capitel. Die ersten Unruhen der Fronde . . . 53—84

Viertes Capitel. Entzweiungen zwischen Mazarin und Condé. Einwirkungen der Spanier . . . . . 84—120

Fünftes Capitel. Bürgerlicher Krieg. 1652 . . . . . 120—147

Sechstes Capitel. Spätere Jahre des spanisch-französischen Krieges . . . . . 147—169

Siebentes Capitel. Der pyrenäische Friede. Persönliche Stellung Mazarins . . . . . 169—196

Zwölftes Buch.

Das erste Jahrzehend der Selbstregierung Ludwigs XIV. . . . . 197—368

Einleitung . . . . . 199—201

Erstes Capitel. Ergreifen der Selbstherrschaft. Bildung eines Ministeriums . . . . . 201—220

Zweites Capitel. Innere Reformen . . . . . 220—254

Finanzen . . . . . 221—230

Industrie . . . . . 230—234

Handel . . . . . 234—239

Reformen der Justiz . . . . . 240—249

Militärische Einrichtung . . . . . 249—255

Drittes Capitel. Der König in den ersten Jahren der Regierung . . . . . 255—277

Digitized by Google

Seite

Viertes Capitel. Politiſches Verhältniß Ludwigs XIV. zu den europäiſchen Staaten. Devolutionskrieg . . . . . 277—321
Fünftes Capitel. Janſeniſtiſche Irrungen. Kirchenfriede . 321—344
Sechstes Capitel. Anſicht der Literatur . . . . . 345—368

Dreizehntes Buch.

Ludwig XIV. auf der Höhe ſeiner Macht. 1672—1686 369—565

Einleitung . . . . . 371—374
Erſtes Capitel. Invaſion von Holland . . . . . 375—400
Zweites Capitel. Sechs Jahre allgemeinen Krieges; von 1673—1678 . . . . . 400—437
Friede von Nimwegen . . . . . 430—437
Drittes Capitel. Zeit der Reunionen; 1679—1684 . . . 438—479
Militäriſche Abſicht . . . . . 438—441
Politiſcher Anſpruch . . . . . 441—447
Reunionskammern . . . . . 447—450
Straßburg. Caſale . . . . . 451—458
Gährungen in Deutſchland. Türkiſche Gefahr . . . . 458—467
Zwanzigjähriger Stillſtand . . . . . 467—476
Genua . . . . . 477—479
Viertes Capitel. Erklärung der Freiheiten der gallicaniſchen Kirche . . . . . 479—497
Fünftes Capitel. Widerrufung des Edicts von Nantes . . 497—532
Sechstes Capitel. Miniſterium und Hof. Allgemeine Lage 532—565
Miniſter . . . . . 532—544
Hof der Damen . . . . . 545—557
Veränderte Weltſtellung . . . . . 557—565

Elftes Buch.

Staatsverwaltung Mazarins. Zeiten der Fronde.

Digitized by Google

Erſtes Capitel.

Bildung und erſte Jahre einer neuen Regentſchaft.

In dem früheſten Alter der Welt mag es Heroen gegeben haben, welche einfachen Stämmen der jugendlichen Menſchheit Verfaſſungen und Geſetze vorſchrieben, an denen dieſelben lange Jahrhunderte ohne Wanken feſthalten konnten: dieſe Zeiten, wenn ſie jemals waren, ſind längſt vorüber. Wohl ſind auch unter den neuern Nationen dann und wann Geiſter von außerordentlicher Begabung und Thatkraft erſchienen, durch welche neue durchgreifende Gedanken zur Norm des öffentlichen Lebens gemacht worden ſind: – aber nach ihrem Abgang iſt ihr Erfolg in der Regel wieder zweifelhaft geworden: die Mängel des Neugegründeten ſind hervorgetreten, die Lebenskräfte der alten Ordnung der Dinge haben ſich mit erfriſchter Anſtrengung erhoben. Denn die europäiſche Welt beſteht aus Elementen von urſprünglicher Verſchiedenheit, deren innerer Gegenſatz und Kampf es eben iſt, woran ſich die Abwandlungen der hiſtoriſchen Epochen entwickeln. Dem Ehrgeiz der Neuerung ſetzt ſich der Muth das Hergebrachte zu behaupten mit Naturnothwendigkeit entgegen.

Im Jahr 1642, in den letzten Lebensmonaten des Mannes, welcher dem franzöſiſchen Reiche eine andere Geſtalt

gegeben hatte, des Cardinals Richelieu, ließ alles eine ſtarke Reaction vorausſehen.

Das Königthum war im Innern von fremder Einwirkung unabhängiger, oder wie man ſchon damals ſagte, abſoluter, nach Außen furchtbarer und gefürchteter als jemals früher; aber — wunderbarer Anblick — dieſe ganze Macht lag in den Händen zweier vor Aller Augen hinſterbender Menſchen; neben ihnen ſah man als den künftigen Träger derſelben einen Knaben von fünf Jahren. Wie hätte es anders ſein können, als daß die Erwartung der nächſtkünftigen Dinge alle Gemüther beſchäftigte.

Es iſt wenig bemerkt worden, aber unläugbar, daß die Frage über die Bildung der Regentſchaft eines der vornehmſten Motive der Verſchwörung von Cinqmars und de Thou ausmachte. Indem Richelieu, welcher den König, der eben von heftigen Krankheitsanfällen heimgeſucht wurde, zu überleben dachte, nichts verſäumte, um ſich den vornehmſten Platz in der alsdann einzuſetzenden Regierung zu ſichern, arbeitete beſonders de Thou zu Gunſten der nach dem ältern Herkommen beſſer Berechtigten, der Königin Anna und des Herzogs von Orleans gegen ihn; er hat ſich von der Königin Vollmachten in unbeſchränkter Form ausgebeten, um die Offiziere der Armee von dem Cardinal, der ſie auf ſeine Seite zog, wieder abwendig zu machen.[1] Der Untergang der Verſchwornen enthielt vor allem eine Entſcheidung über die Regentſchaft. Richelieu trug kein Bedenken, der Königin ihren Antheil an derſelben zuzugeſtehen: neben ihr würde er doch ſeine bisherige Autorität behauptet haben. Aber er war nicht gemeint den Herzog von Orleans, an den ſich

[1] Mémoires de Brienne Pct. 35. S. 75.

alle Gegner der neuen Staatsverwaltung angeſchloſſen haben würden, darin aufzunehmen. Als er dem ſofort Vertriebenen denn doch erlaubte wieder nach Frankreich zurückzukommen, nahm er ihm das Verſprechen ab, daß er fortan lediglich als Privatmann leben wolle: ein Edict ward abgefaßt, in welchem ihm eine lange Reihe von Treuloſigkeiten, die er begangen habe, vorgehalten, und ſeine Unfähigkeit, an der Reichsverwaltung während der bevorſtehenden Minderjährigkeit Theil zu nehmen in aller Form ausgeſprochen wird.[1] Richelieu lebte und webte noch in dieſer Vorbereitung eines geſicherten Ueberganges der Regierung; unter anderem entfernte er die Freunde der geſtürzten Faction aus der Leibwache Ludwigs XIII. wider deſſen Willen, – denn ein erſter Miniſter dürfe nicht für ſich ſelbſt zu fürchten haben, wenn er komme, mit ſeinem König zu arbeiten; ich finde in glaubwürdigen Nachrichten aus jenen Tagen,[2] er habe eine Notabelnverſammlung für den nächſten Winter ausgeſchrieben, wie ihm denn früher zweimal eine ſolche ſehr zu Statten gekommen war: ſchon ſah man einen und den andern der Einberufenen in der Hauptſtadt anlangen, – als er inne

[1] Déclaration contre Monsieur. St. Germain 1. Dcbr. 1642. Damals handſchriftlich verbreitet, wie ſich denn im Archiv zu Düſſeldorf eine Copie davon befindet; in Siri's Mercurio italieniſch mitgetheilt. In den von Paris nach Brüſſel gelangten Nachrichten heißt es davon: con la dichiaratione di incapacità di Monsieur vorrebbe [il Cle.] assicurarsi, che in caso di mancanza del re la reggenza restarebbe solamente in lui et nella regina, laquale procura di guadagnare. (D. D.)

[2] Nachrichten vom 22. Nov. im Archiv von Brüſſel, non si revoca più in dubbio, che l'assemblea di notabili del regno non sia per effettuarsi in questo inverno. Di già si lasciano vedere alcuni di queste provincie vicine.

wurde, daß seine Stunde noch vor der des Königs schlagen dürfte.

Seinen letzten Athemzug verwandte er alsdann noch zu einer Handlung von hoher, die Zukunft bestimmender Wirksamkeit.

Wie die Sachen standen, war von den obschwebenden Fragen eben das die wichtigste, wer nach ihm die Stelle eines ersten Ministers bekleiden sollte. Denn die ministerielle Macht war nun einmal fast unabhängig von der höchsten Persönlichkeit gegründet; in ihr vereinigte sich die ganze Fülle der Staatsgewalt. Alles kam darauf an, ob sie sich behaupten, und wie sie verwaltet werden würde. Ich weiß nicht, ob man mit voller Bestimmtheit annehmen darf, daß Richelieu darauf gedacht habe, seinem Lande, seinem Fürsten einen würdigen Nachfolger zu hinterlassen, — denn so natürlich eine solche Fürsorge scheinen sollte, so selten ist sie doch, da jedes Leben seine eignen Sorgen hat, die es vollauf beschäftigen, — oder ob Alles mehr zufällig so gekommen ist; genug, dem Sterbenden stand bereits ein Mann zur Seite, von dem er voraussetzen durfte, daß er sein System im Allgemeinen behaupten und fortführen werde, zugleich ein Freund seines Hauses und in die Politik eingeweiht; den empfahl Richelieu dem König; und dieser nahm ihn an.

Es ist Julius Mazarini, von dem wir sahen, wie er einst in den Irrungen von Montferrat als päpstlicher Bevollmächtigter die Partei von Frankreich ergriff, und dafür selbst zur Theilnahme an der französischen Politik und Staatsverwaltung herbeigezogen wurde. Mazarin, — denn mit der französirten Form des Namens werden auch wir ihn bezeichnen — war ein rechtes Kind des römischen Hofes, der gesellschaftlichen Cultur, die denselben damals vor allen Höfen

der Welt auszeichnete, des Protectionswesens, das ihn charakterisirte; lebensklug, geschmeidig, ehrgeizig, ein geborner Diplomat. Der französischen Faction in Rom, die ihn förderte, schloß er sich so entschieden an, besonders als er im Jahr 1635 die außerordentliche Nunziatur in Frankreich verwaltete, daß Papst Urban VIII., von der entgegengesetzten Partei gedrängt, ihn abberief. Aber eben darum hielt es Richelieu für eine Sache der Ehre und der Pflicht, ihn nicht fallen zu lassen: er zwang dem römischen Stuhl die Cardinalswürde für Mazarin ab, und zog ihn dann nach Frankreich, in seine Umgebung.

Mazarin bezeichnet es in seinen Briefen als das größte menschliche Glück, daß er in der Nähe dieses eben so liebenswürdigen, wie sonst vollkommnen Mannes leben dürfe;[1] bald zu der einen, bald zu der andern großen Mission, nach Rom, oder zu dem Friedenscongreß nach Cöln bestimmt, zog er es vor, bei Richelieu zu bleiben; von dem südlichen Frankreich her giebt er der Familie Nachricht über sein Befinden, seine Vorsätze: als man von da zurückgekommen war, theilte er alle den Wechsel zwischen Hoffnung und Angst, der eine gefährliche Krankheit begleitet: die Hauptsache ist, er las ihm während derselben die eingegangenen Briefschaften vor, schrieb seine Entscheidungen nieder, verfügte in kleinen Dingen bereits selbstständig: schon bei Richelieu's Leben trat er gleichsam als dessen Nachfolger auf.

Wenn ihn dann der Sterbende dem König empfahl, sollte

[1] D'essere appresso al più compito amabile e perfetto padrone che si sia mai trovato. An die Herzogin von Aiguillon, 10. März 1642. Lettere dell' em^mo e rev^mo Cl. Mazarini Vol. I. In der Großherzogl. Bibliothek zu Carlsruhe.

dieſer Bedenken tragen, auch dieſem Rathe, wie ſo unzähligen andern, bei denen immer Alles glücklich gegangen war, zu folgen? — Ludwig XIII. ſetzte ſich nach dem Tode Richelieu's ein neues Conſeil zuſammen, in das neben deſſen beiden vornehmſten Gehülfen des Noyers und Chavigny nunmehr Mazarin eintrat, der dem König perſönlich angenehmer war, als jemals der Verſtorbene.

Der ſo umgebildeten Verwaltung galt es für eine Ehrenſache, in den auswärtigen Geſchäften nicht einen Schritt breit von der eingeſchlagenen Politik abzuweichen: eine von Richelieu für die äußerſten Fälle zurückgelegte Summe Geldes gewährte ihr die Mittel, eine kraftvolle Kriegführung für den nächſten Feldzug vorzubereiten;[1] dagegen trat in den inneren ein milderes Regiment ein. Die Marſchälle Vitry und Baſſompierre, der Graf von Cramail und der Abbé von St. Cyran und manche Andre durften die Baſtille verlaſſen. Der Herzog Ceſar von Vendome, der, eines Attentates gegen Richelieu angeklagt, und, deſſen Gewaltſamkeiten fürchtend, nach England geflüchtet war, wofür ihm jener ſein Gouvernement Bretagne abgeſprochen, kehrte jetzt zurück: ſeine Söhne Mercoeur und Beaufort begleiteten ihn; beſonders der letzte ward von dem König gnädig aufgenommen. Man ſah die Anhänger von Maria Medici, die Schriftſteller, die ihre Sache gegen den Cardinal geführt hatten, wieder in Paris.

Auch die Publication der gegen den Herzog von Orleans

[1] Der pfälziſche Geſandte Polhelm an Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm, 9. Jan. 1642: »Cet argent et l'epargne qui se fait à la grande et excessive dépense du defunt — donne moyen à S. M. de faire agir plus puissamment qu'on n'a jamais fait à quoi S. M. est entièrement résolu.« (Archiv zu Düſſeldorf.)

vorbereiteten Declaration unterblieb. Ludwig XIII. zeigte sich bereit, dem Herkommen gemäß, seine Gemahlin zur Regentin nach seinem Tode, und seinen Bruder, mit dem er ein letztes freundliches Begegnen hatte, zum Generalstatthalter zu ihrer Seite zu erklären. Dabei war jedoch seine Meinung mit nichten, es darauf ankommen zu lassen, ob sie in seinem Sinne regieren würden oder nicht. Von Anna von Oesterreich erwartete die Welt schon nicht anders, als daß sie, wenn sie zur Macht gelange, sich ihrer Herkunft aus Spanien erinnern und ihrem Bruder, König Philipp IV., bessere Bedingungen des Friedens machen werde. Und war sie, eine Fremde, eine Frau, die von den Geschäften bisher entfernt gehalten worden, überhaupt fähig, die Zügel der Gewalt so stark und straff in den Händen zu halten, wie das eingeführte System forderte?

Ob und wie nun aber ein Wechsel der Politik durch Bestimmungen über die Regentschaft im Voraus zu verhindern sei, darüber konnten sich selbst die Mitglieder des Conseils nicht vereinigen. In Kurzem mußte des Noyers aus demselben scheiden, zwar auch um andrer Gründe willen, aber hauptsächlich deshalb, weil er eine geheime Verbindung mit der Königin anknüpfte. Mazarin hielt sich allem Anschein nach still: dagegen ging Chavigny auf die Ideen des Königs mit Eifer ein.[1] Er legte demselben den Plan vor, die Regentschaft der Königin und des

[1] Nach Brienne hätte Mazarin selbst den Vorschlag gemacht, nach La Rochefoucauld wäre es ein gemeinschaftliches Werk Mazarins und Chavigny's; aber in einem Schreiben von Mazarin an Ondedei — 18. Juli 1651 — heißt es ausdrücklich von Chavigny: »che fece l'affronto alla regina di proporre et di far risolvere al re defonto, ch' elle havrebbe un consiglio necessario.« Ich denke, man muß das annehmen. Aubery versichert, daß neben dem Kanzler und dem ersten Präsidenten Du Puy

Herzogs durch einen ihnen an die Seite zu ſtellenden Rath zu beſchränken. Man hat dabei das Beiſpiel von Schweden vor Augen gehabt, wo es gelungen war, auch in den Zeiten einer langen Minderjährigkeit eine weſentliche Veränderung der Politik zu vermeiden. So wie dort der Reichsrath aus den fünf Männern beſtand, welche die vornehmſten Zweige der Verwaltung leiteten, ſo ſollte in Frankreich ein Conſeil aus denen gebildet werden, die damals eben das Miniſterium ausmachten, dem Kanzler, dem Cardinal, Chavigny und deſſen Vater, le Bouthillier, der die Finanzen verwaltete; Chavigny ſcheint geglaubt zu haben, daß durch die Theilnahme ſeines Vaters ihm das entſcheidende Wort zufallen würde. Von den großen Herren trat auch der erſte Prinz von Geblüt in die Regentſchaft ein: der wie früher an Richelieu, ſo ſich jetzt an ſeinen Fortſetzer hielt: eben Mazarin bewirkte, daß dem Sohne Condé's, Enghien, trotz ſeiner jungen Jahre, die ein ſo großes Zutrauen kaum zuzulaſſen ſchienen, der Oberbefehl über die Armee der Niederlande übertragen wurde. Ohne Gutachten und Beſchluß des Conſeils ſollten Regentin und Generalſtatthalter nichts vornehmen dürfen; in demſelben ſollte Alles durch Stimmenmehrheit entſchieden werden.

Am 19. April 1643 ward dieſe Declaration in einer Verſammlung der Großen des Hofes und der Miniſter vorgelegt, von der Königin und dem Herzog beſchworen, von den Uebrigen angenommen und unterzeichnet; noch an demſelben Tage ward ſie von dem Parlament verificirt. Der König glaubte für die Fortſetzung ſeines Regierungsſyſtems geſorgt zu haben, und ward ruhig: man ſah die Königin ihren Tag

daran Antheil gehabt habe: »il avait en fourni les mémoires, les exemples et les autorités« (149).

zwiſchen Gebeten für die Geneſung ihres Gemahls und dem Präſidium im Conſeil theilen.[1] Indem ſie ſich aber öffentlich unterwarf, proteſtirte ſie insgeheim in den herkömmlichen juridiſchen Formen. Ihre Eidesleiſtung hielt ſie dadurch für entſchuldigt, daß ſie die letzten Lebenstage ihres Gemahls nicht durch offnes Widerſtreben, das ihn gekränkt haben würde, verbittern wollte; aber ſie war entſchloſſen, nach ſeinem Tode ihr eignes Recht geltend zu machen. Nicht als hätte ſie ſich nach der Verwaltung der Staatsgeſchäfte geſehnt; — ſie liebte die Anſtrengungen nicht, welche dieſe erfordern; es kam ihr mühſam vor, auch nur ſelbſt zu leſen; aber ſie wollte ſich eine Ehre nicht ſchmälern laſſen, welche ihr durch das Herkommen des Reichs zukam, und vor Allem nicht ſchlechter behandelt ſein, als ihre beiden mediceiſchen Vorgängerinnen, denen ſie durch den hohen Rang des Hauſes, aus dem ſie entſprungen war, bei weitem vorgehe.[2]

Welchen Sinn hatte es auch, nachdem das Recht der Geburt, als die Erſcheinung des göttlichen Willens, zum Prinzip der Autorität erhoben worden war, dieſes bei der eintretenden Minderjährigkeit, wo es nach altem Herkommen dem erſten Prinzen des Hauſes und der Mutter des Königs zu Gute kommen mußte, ſo ganz bei Seite zu ſetzen? Der Staat wäre dadurch mit einem Schlage über den Fürſten erhoben worden; was den franzöſiſchen Ideen noch ferne lag.

Und an Freunden und Gehülfen für ihr Vorhaben konnte es der Königin nicht fehlen. Schon längſt hatte es ihr die

[1] Briefe aus Paris, 9. Mai, im Brüſſeler Archiv: »La regence s'exerce. La royne préside au conseil tous les jours.«

[2] Wie Madame de Motteville ihre Schilderung der Königin mit den Worten beginnt: »La reine, par sa naissance, n'a rien qui l'egale.«

Sympathie der Menschen erweckt, daß sie von dem regierenden Cardinal bei Seite gedrängt, dann und wann nicht ohne Härte behandelt worden war. Daß jetzt die Freunde und Anhänger des Verstorbenen einen Versuch machten, die Verwaltung ihrer Partei zu verewigen, erregte einen allgemeinen Widerwillen, der zu ihren Gunsten ausschlug.

Es ward der Königin nicht schwer, sich insgeheim mit dem Herzog von Orleans zu verständigen, der seine Rechte durch die Declaration nicht minder verletzt fühlte, als sie die ihren: auch mit dem Prinzen von Condé ward sie einig; dessen Sohn Enghien gewann sie durch ein bestimmtes Versprechen persönlicher Bevorzugung.[1] Dann wendete sie sich an einen der zuverlässigsten Beamten im Parlament, den General-Procurator Omer Talon.[2] Denn vor Allem hielt ihre Umgebung für nothwendig, durch die Beistimmung des Parlaments der beabsichtigten Veränderung die Form der Gesetzlichkeit zu verleihen. Wo hätte sie aber auf lebendigeren Beifall zählen dürfen? Das Parlament brannte vor Begierde, sich des Druckes zu entledigen, der ihm durch Richelieu auferlegt worden, durch eine selbstständige That sich als Staatsgewalt zu manifestiren, wie vor Alters.

Am 14. Mai 1643 starb Ludwig XIII.; am 18. ward ein Lit de Justice gehalten, in welchem der Königin im Namen ihres Sohnes die absolute und unbeschränkte Administration der Geschäfte des Königreichs übertragen ward. Der Herzog von Orleans erklärte, daß er keine andere Gewalt in Anspruch nehme, als die, welche ihm die Königin verleihen

[1] Darüber sind die beiden Redactionen der Memoiren von La Rochefoucauld, der die Annäherung vermittelte, einstimmig.

[2] Mémoires d'Omer Talon bei Petitot 60, 234.

wolle; der Prinz von Condé trat dem Herzog bei, indem er ausführte, daß die Geschäfte schlecht verwaltet würden, sobald die oberste Autorität keine Einheit habe. Das sollte jedoch keineswegs eine förmliche Verzichtleistung auf die ihnen vermöge ihrer Geburt zustehenden Rechte enthalten. In demselben Parlamentsbeschluß ward der Herzog als Generalstatthalter der Königin in allen Provinzen und Vorsteher des Conseils, der Prinz als Stellvertreter des Herzogs in dem Conseil anerkannt. Nur sollten sie diese Würden unter der Autorität der Königin bekleiden. Diese ward berechtigt, das Conseil nach ihrem Belieben zusammenzusetzen, und von der Pflicht, der Mehrheit der Stimmen zu folgen, losgezählt.[1]

Eben das war nun das Ereigniß dieses Tages, daß das kaum gestiftete Conseil die ihm übertragenen Befugnisse wieder verlor. Chavigny, der eine neue Reichsordnung gegründet zu haben glaubte, so fest wie das salische Gesetz, sah sein Gebäude im ersten Augenblick zusammenstürzen; auf ihn vornehmlich häufte sich der Haß der Gegenpartei: er selbst sammt seinem Vater Bouthillier mußte aus dem Conseil treten.

An und für sich war das schon eine kaum noch erwartete Veränderung, daß die Inhaber der Macht sie verloren, die entschlossensten Anhänger der bisherigen Verwaltung gestürzt wurden. Das von Richelieu niedergedrückte, aller politischen Rechte für verlustig erklärte Parlament stellte sich plötzlich wieder als die große Institution dar, welche die Vergangenheit der Monarchie mit der Gegenwart verknüpfte. Wie einst gegen die Ligue, so übernahm es jetzt gegen die Idee einer auf sich selbst beruhenden, sich selbst weiter fortsetzenden ministeriellen

[1] Der Bericht über die Sitzung, der bei Talon fehlt, findet sich bei Aubery **Histoire de Mazarin. I, 144.**

Macht die dem königlichen Geblüt zustehenden Gerechtsame zu vertheidigen.

Aber wie vieles Andere knüpfte sich daran! Mußten nicht die Hoffnungen aller von Richelieu Niedergehaltenen, die immer ihr Augenmerk auf die Königin gerichtet, in ihr ein geheimes Oberhaupt, die künftige Beschützerin gesehen hatten, erweckt werden?

In dem engsten Vertrauen der Königin war ihr Almosenier, Augustin Potier, Bischof von Beauvais, der zu der geistlichen Opposition gegen Cardinal Richelieu, durch welche die letzten Versammlungen des Clerus so stürmisch geworden waren, gehörte.[1] Er hatte die Schritte vermittelt, welche zur Abschaffung der Declaration führten, bekam Sitz und Stimme im Conseil, hielt sich selbst für den vorherbestimmten ersten Minister, und galt bei Vielen dafür. Er sprach unumwunden die Ueberzeugung aus, daß Alles, was Richelieu gethan, nicht allein verwerflich sei, sondern verderblich, und schlechterdings rückgängig gemacht werden müsse. Er meinte vom Himmel bestimmt zu sein, der Regierung wieder eine mit der Religion und dem Staate vereinbare Haltung zu geben. Neben ihm bemerkte man vor Allen den jüngern der Söhne Vendome's, Beaufort, der kurz vor dem Tode des Königs, als sich ein plötzlicher Lärmen erhob, durch welchen die Freiheit der königlichen Kinder bedroht zu werden schien,[2] den Auftrag erhalten und übernommen hatte, sie zu beschützen: mit großem Selbstgefühl sah er sich damals an der Spitze von 500 Edelleuten, darunter vielen von vornehmer Herkunft: aus dem Vertrauen

[1] Vgl. Aubery **Histoire de Mazarin I, 181.**

[2] Rede und Gegenrede La Chatre's und Brienne's, in den Memoiren von La Chatre. Text und Anmerkung bei Petitot, 51, 198.

der Königin ſchloß er, daß ihm ihre Gunſt nicht fehlen könne. Gegen die Anhänger des verſtorbenen Cardinals, von denen ſein Haus ſo viel gelitten hatte, trug auch Beaufort offnen Haß zur Schau. Die zahlreiche Partei, die ſich um ſie bildete, — man nannte ſie, wegen der Zuverſichtlichkeit, mit der ſie auftraten, die Importants, — forderte vor allen Dingen den Frieden. Auf die Einwendung, daß Frankreich durch Verträge an ſeine Verbündeten geknüpft ſei, antwortete ſie mit der Erinnerung an das Beiſpiel, das Heinrich IV. im Frieden zu Vervins gegeben habe; ſie glaubte darin der Königin gewiß zu ſein, welche den ſpaniſchen Krieg immer als ein perſönliches Unglück bezeichnet hatte. Im Innern aber waren ihre Intentionen nicht ſo friedfertig. Die Partei ſprach von nichts als durchgreifenden Reformen, beſonders des finanziellen Syſtems, „dem Ausdrücken der Schwämme, die ſich mit dem Marke des Volkes vollgeſogen.“ Die Vendôme's wünſchten vor allen Dingen, Bretagne wieder zu erlangen, das an Mercœur übergegangen war; mit wenigen Ausnahmen erklärte ſich der ganze Hof dafür; ein Verſprechen wenigſtens iſt ihnen gemacht worden. Der Nichte Richelieu's, Herzogin von Aiguillon, war nicht ganz wohl zu Muthe, als man die Beſitzungen und Reichthümer, welche Richelieu ſeiner Familie hinterlaſſen hatte, zurückzufordern Miene machte; ſie wurden auf achtzig Millionen angeſchlagen. Sie befeſtigte Brouage, Blavet, beſonders Havre de Grace, um ihre Angehörigen vor den Feindſeligkeiten der Gegner zu ſichern. Es iſt bezeichnend für ihre Stellung, daß ſie ſich mit den Reformirten, welche von Richelieu beſchützt worden waren, in Verbindung ſetzte.[1] Denn die Partei, welche nach der höchſten

[1] Hugonis Grotii Epistolae ineditae: »Metum injiciunt Reformatis, ut periculorum societate salutem sibi inveniant.«

Gewalt ſtrebte, war zugleich eifrig katholiſch, und ſuchte die kirchliche Einheit aus aller Kraft zu fördern.

Am Hofe fanden ſich die von Richelieu Verfolgten zuſammen: die verbannt geweſenen Mitglieder des Parlamentes; die Freunde des Herzogs von Orleans, Elboeuf, Fontrailles, de la Valette, und wie viele andere; die Freundinnen der Königin, Mutter Marguerite von Val de Grace, die Marquiſe von Senecey, Madame de Hautefort, endlich auch die Herzogin von Chevreuſe, die eben ſo viel Talent für die politiſche Intrigue wie Leidenſchaft beſaß. Um der Königin willen war ſie geflüchtet, ſie zweifelte nicht, daß ihr nun in der Nähe derſelben eine entſcheidende Rolle in der franzöſiſchen Regierung zufallen werde. Mit den Vendome's und allen zurückgekommenen Exilirten war ſie ſofort eng verbunden.

Schon fürchteten unparteiiſche und wohlgeſinnte Männer, ein Syſtem der Rache ſei im Anzug, und warnten die Königin, einem ſolchen Raum zu geben. Denn wie hätte dadurch nicht, wie die innere Ruhe, ſo auch die äußere Ueberlegenheit von Frankreich in Gefahr gerathen ſollen? Man erinnerte die Königin, daß ſie zunächſt auch für die auswärtigen Geſchäfte eines von den Factionen unabhängigen Rathgebers bedürfe.

Königin Anna hatte in ihren früheren Jahren hauptſächlich durch ihre Schönheit geglänzt; ihr großes, ausdrucksvolles Auge, ihr reiches braunes Haar; und noch immer war ſie ſchön: dann hatte man ihre Tugenden, ihren exemplariſchen Wandel, ihr Wohlwollen gegen Jedermann, ihre huldvolle Art zu ſein, allgemein anerkannt, um ſo mehr, da man ſie für unglücklich hielt. Sie trachtete nach keinem politiſchen Einfluß: ihr Wunſch wäre geweſen, einen heiteren geſelligen Kreis von ſittlicher Haltung und doch lebendiger

Anregung, von Religion und Bildung um ſich zu verſammeln, auch in der Form nach der Idee ihres Vaterlandes, wie das ihrer Tante Iſabella in den Niederlanden gelungen war. In den tumultuariſchen Schwankungen des franzöſiſchen Hofes fanden ſich die Elemente einer ſolchen Geſellſchaft, wenn ſie ja exiſtirten, nicht zuſammen: Königin Anna lebte für ſich ſelbſt nach dieſem Ideal. An lärmendem Vergnügen fand ſie kein Gefallen; mit ihren mediceiſchen Vorgängerinnen wetteiferte ſie nicht in äußerer Pracht, in glänzender Begünſtigung von Kunſt und Literatur; aber ſie entwickelte das feinſte Gefühl für das, was wohlanſtändig iſt und ſich geziemt, für gutes Betragen und edle Sitte. So wenig ſie es liebte, nach der Gewohnheit der Welt die Fehler anderer zum Gegenſtand ihrer Geſpräche zu machen, ſo ſah man doch, daß ſie den Unterſchied zwiſchen den Perſönlichkeiten mit treffendem Blick wahrnahm.[1] Durch Ungehörigkeiten und Mangel an Takt ward ſie leicht beleidigt und innerlich zurückgeſtoßen.

Beaufort mochte die Aufmerkſamkeit und die Bewunderung der großen Menge feſſeln; der Königin konnte es unmöglich gefallen, daß er den Beſitz von Macht und Gunſt, deren er ſich gewiß glaubte, in herriſchen Anmaßungen bereits voraus nahm und eine Eitelkeit zeigte, die nicht ohne Rohheit war. So manchen Dienſt er geleiſtet hatte, ſo entwickelte er doch nicht die Eigenſchaften, welche die Bedingung einer glücklichen Wirkſamkeit am Hofe und im Staate ſind. Anna hatte zu lange in Berührung mit einem geborenen Staatsmanne

[1] Battiſta Nani Relatione di Francia. »La regina nelli anfratti di tanti interessi et affari che la premevano da tutte le parte conobbe ben presto la novità (Unerfahrenheit) et fiacchezza de suoi confidenti.

geſtanden, um nicht zu bemerken, daß auch der Biſchof von Beauvais geeigneter ſei, einer kirchlichen Diöceſe mit gutem Erfolge vorzuſtehen, als die Geſchicke eines großen Reiches zu lenken.

Indem ſie ſich aber nach einem Andern umſah, der ihr den Beiſtand leiſten könnte, deſſen ſie bedurfte, ſtellte ſich ihr Mazarin dar, den ihr verſtorbener Gemahl ihr ohnehin beſonders empfohlen hatte.

Mazarin hat ſpäter erzählt, die Königin habe ihm anfangs einige Kälte gezeigt, und er ſei alles Ernſtes geſonnen geweſen, nach Rom zu gehen, und da in ſeinem Palaſt zu leben, wie andere Cardinäle. Mit Gewißheit ergiebt ſich, daß er bei den erſten Schritten der Königin nicht zu Rath gezogen worden iſt; er hätte nimmermehr zugegeben, daß ſie ſich an das Parlament wandte; er hat es allezeit gemißbilligt. Aber dabei iſt doch auch unläugbar, daß ſchon vor dem Tode des Königs eine gewiſſe Annäherung zwiſchen ihnen Statt gefunden hat. Die Königin ſah es gern, wenn einer oder der andere ihrer Vertrauten mit Mazarin in Verhältniß trat; es berührte ſie unangenehm, daß er davon ſprach ſich entfernen zu wollen.[1] Man betrachtete ihn als den einzigen Mann, der in dem Labyrinth der allgemeinen europäiſchen Geſchäfte den leitenden Faden beſitze. Wenn er ſich auch dem Cardinal Richelieu angeſchloſſen hatte, ſo war er doch von allen Freunden deſſelben am wenigſten in die obwaltenden Parteiungen verflochten: er gehörte weder dem Herzog von Orleans, noch dem Prinzen von Condé an. Eine

[1] Vgl. die Notiz von Brienne in der Antwort an La Chaſtre. Nani: »Mazzarini negava poter con decoro continuar alla corte et continuare i consigli in posto diverso di quello, in che l'havea il fu re collocato.

Empfehlung für ihn war seine Eigenschaft als Fremder. Der päpstliche Nuntius Grimaldi versicherte der Königin, Mazarin werde sich keinem andern Dienst widmen, als dem ihren allein. Unter diesen Umständen bedurfte es nur einer persönlichen Verständigung. In der ersten Audienz, welche die Königin dem Cardinal alsdann gab, trug er ihr jenen Wunsch vor, sich nach Rom zurückzuziehen, wo er dem König ebenfalls nützlich werden könne; die Königin antwortete ihm mit dem Begehren, daß er im Conseil bleiben und sie mit seinen Rathschlägen unterstützen möge: Mazarin stand keinen Augenblick an, dieß anzunehmen. Diese Gnade, erwiederte er, verpflichte ihn auf ewig; er werde sich glücklich schätzen, dem König und dem Staate nach ihrem Wunsche dienen zu können: ohne ein eigenes Interesse, ohne sich an irgend Jemand zu halten, als die Königin allein.

Berühren wir sogleich hier ein Gerücht, das einige Jahrzehnte später entstanden, sich bis in unsere Tage fortgepflanzt hat, als habe sich zwischen der Königin Anna und dem Cardinal eine mehr als freundschaftliche persönliche Verbindung gebildet, als seien sie durch die engsten Bande, man hat sogar gesagt, durch eine geheime Ehe an einander geknüpft gewesen. Ich finde davon keine authentische Kunde. Die Damen des Hofes, denen Beziehungen dieser Art, wenn sie bestanden, nicht unbekannt bleiben konnten, und die sich in ausführlicher Erzählung kleiner Begegnisse ergehen, haben es abgeläugnet; die Königin, der etwas davon zu Ohren kam, hat darüber gelacht, denn Mazarin habe eine andere Leidenschaft, als Frauenliebe.

Und sollte nicht auch ohne dieß zwischen einer Fürstin und ihrem Minister ein freies Verhältniß der Hingebung von

der einen, des unbedingten Vertrauens von der andern Seite sich ursprünglich gestalten und lange Jahre hindurch behaupten können? [1]

Wie dem auch sei, vor dem welterfahrenen, feinen und geistvollen Manne, dessen weiter Gesichtskreis alle Verhältnisse von Frankreich und Europa umfaßte, der nichts als Mäßigung athmete, mußte der Bischof von Beauvais und seine reactionäre Faction in Schatten treten. In Kurzem erlebte man, daß die Unterredungen mit Mazarin die für die Geschäfte bestimmten Stunden ausfüllten, für den Bischof und die Uebrigen nur noch Minuten übrig blieben.

Wenn man liest, daß der Herzogin von Chevreuse einmal angemuthet wurde, sich vom Hofe zu entfernen, weil ihre Anwesenheit, da sie von Flandern kam, die Verbündeten von Frankreich unangenehm berühren könne, so sieht man wohl, welche Rückwirkung die auswärtigen Angelegenheiten auch auf die persönlichsten Verhältnisse im Innern ausübten. Zur Entscheidung zwischen den Parteien trug nichts mehr bei als der Gang des wieder ausgebrochenen Krieges, ein großer Sieg, den der junge Enghien über die Spanier erfocht.

Unmittelbar vor dem Tode Ludwigs XIII., in Erwartung der Unruhen, die alsdann erfolgen würden, hatte die spanisch-niederländische Kriegsmacht unter Don Francisco de Melho einen Angriff auf die Picardie gemacht, und war zur Belagerung von Rocroy in den Ardennen geschritten. Eben da

[1] Nani: Io credo, che vi sii un concorso delle stelle della natura dell' arte eziandio, ma sopra tutto una massima de necessità et interesse. La regina — ha stimato il sommo della fortuna il trovar un ministro che da se sola dependi, sopra il quale possi scaricarsi di tutto.

begegnete ihr der junge Enghien. Der Marschall Hôpital, der dem Prinzen beigegeben war, um ihn zu leiten, und der versammelte Kriegsrath waren der Meinung, daß das französische Heer den angegriffenen Platz unterstützen müsse, jedoch ohne eine Schlacht zu wagen, deren Verlust im Beginn einer Regentschaft einen unwiederbringlichen Schaden nach sich ziehen könne. Noch ein anderer angesehener Kriegsmann aber befand sich in der Nähe, Johann Gassion, der in den Schlachten Gustav Adolphs seine Schule gemacht hatte, und sich wohl vermaß, mit seinem Kopf und seinem Schwert alle Schwierigkeiten der Welt zu überwinden. Der wandte den Blick des Prinzen von den Folgen einer möglichen Niederlage, welche man überdieß seiner Jugend verzeihen würde, auf die Wirkungen, die er von einem Siege erwarten dürfe; eine gewonnene Schlacht werde ihn zum Gipfel des Ruhmes erheben und zum Meister der Geschäfte machen.[1] Der Prinz unternahm die Schlacht, und gewann sie, trotz des heldenmüthigen und hartnäckigen Widerstandes, den er fand.

Es ist augenscheinlich, daß er dadurch der politischen Partei, der er noch wie sein Vater angehörte, einen großen Vortheil verschaffte. Wie hätte es dieser nicht zu gute kommen sollen, daß einer der Ihren einen Sieg erfocht, der für die Weltgeschicke entscheidend war?

Die Königin Anna selbst legte mehr Mitgefühl für den Krieg an den Tag, als man ihr zugetraut hätte. In Richelieu's Zeiten hatte sie einige Sympathien für ihren Bruder gezeigt; die Herzogin von Chevreuse war erstaunt, wie so ganz

[1] »La victoire remportée sous ses auspices l'élevait au plus haut point de la gloire et le rendoit arbitre et maître des affaires.« Vie de Gassion II, 213.

dieſelben nach Antritt der Herrſchaft verſchwunden waren. Anna von Oeſterreich fühlte jetzt, daß ſie ſelbſt die Repräſentantin der franzöſiſchen Macht war; ſie freute ſich der Ereigniſſe, welche ihren Sohn zum größten Fürſten von Europa machen ſollten und lebte darin. Sie fühlte nicht mehr als Schweſter, ſondern nur als Mutter und Königin.

Mit der Rückſicht auf dieſe perſönliche Stellung trieb ſie Mazarin zu ungeſäumter Benutzung des gewonnenen Vortheils an. Denn dieſen, ſagte er, werde die Welt noch den Veranſtaltungen des verſtorbenen Königs beimeſſen; wenn man zögere, ihn zu verfolgen, werde ſich die Meinung ausbreiten, daß die Königin den Krieg nicht mit dem bisherigen Eifer fortſetzen wolle.[1] Er brachte eine Unternehmung auf Thionville in Vorſchlag und ſetzte ſie, wie aus ſeinen Briefen erhellt, im Widerſpruch mit den Kriegsverſtändigen, durch. Bei den erſten Schwierigkeiten, welche eintraten, fehlte es nicht an Afterrede gegen ihn; aber eben ſo ſehr gereichte es ihm zu Lob und Vortheil, als die Sache gelang: am 8. Auguſt ging der Platz in die Hände Enghiens über.

Wie wäre aber alsdann noch ein Verlaſſen des eingeſchlagenen Syſtems möglich geweſen? Das Glück der äußeren Unternehmungen entſchied auch über die innere Politik.

In einer einmal eingerichteten Staatsordnung liegt überdieß eine Schwerkraft, die ſich ſelbſt erhält. Wie manches

[1] Che non tirare alcuno frutto da cosi gran successo si ascriverebbe alla debolezza della reggenza et si direbbe che nella morte del re rimaneva sepolta ogni vigorosa resolutione. Mazarin al Cl. Bichi. 2te Ag. Aus Silhon: »éclaircissements de quelques difficultés touchant l'administration du Cardinal Mazarin« 1651, ergibt ſich, daß dieſelben Betrachtungen in einem der Königin vorgelegten Gutachten vorkamen. Sollten dieſe Gutachten nicht noch exiſtiren?

Zugeſtändniß, zu dem die Königin an ſich wohl verpflichtet geweſen wäre, wurde durch die Erwägung der Staatsintereſſen rückgängig.[1] An eine Reaction, wie ſie die Importants beabſichtigten, war gar nicht mehr zu denken.

Der Biſchof von Beauvais, der ſich bei Seite gedrängt ſah, ohne doch die Meinung aufzugeben, daß er der geeignetſte Mann ſei, um die Regierung von Frankreich zu führen, wurde unbequem, auch nachdem ihn die Königin aufgefordert hatte, ſich gut mit Mazarin zu ſtellen:[2] die Folge war, daß er den Befehl bekam, ſich nach ſeiner Diöceſe zu begeben; die Empfehlung, ihn zum Cardinal zu machen, die bereits an den römiſchen Hof ergangen war, wurde zurückgenommen.

In die heftigſte Aufwallung gerieth der Herzog von Beaufort, der auf ſeinem Wege zur Gunſt und Autorität, den er für unfehlbar gehalten, auf einen Nebenbuhler ſtieß, welcher alle ſeine Hoffnungen zu Schanden machte. Angetrieben durch die Herzogin von Chevreuſe, welche noch einmal die Rolle von 1626 ſpielte, und andere Einflüſſe, unternahm er, —

[1] Wie Turenne ſeiner Schweſter über den Wunſch ſeines Bruders, Sedan, das er wegen der Königin verloren hatte, wiederzuerlangen, ſchreibt: La reine effectivement a toute sorte de bonne volonté mais on lui fait la chose de si grand préjudice à l'état, qu'elle n'y ose rien faire. 30. Mai 1643.

[2] Mazarin an Cardinal Bichi: Vedendo che non ostante gli avanzi fattigli da me d'amicitia et d'affetto e gli ordini reiteratamente datigli dalla regina di vivere ben meco, fa tutto il contrario con termini pieni d'ambiguità derivati dal credere che io gli occupi il suo posto e che lui è solo capace di ben governare gli affari di questa corona, sono stato necessitato a cambiar forma di vivere con esso lui et a non disingannare la regina quando m'ha fatto doglianze di questo soggetto e dichiarato che lo trovava mólto differente di quello haveva creduto.

es ist kein Zweifel daran — den Cardinal, der sonst zum Unglück von Frankreich die Tyrannei Richelieu's wieder herstellen werde, umzubringen.[1] Aber sein Vorhaben wurde ruchtbar, und er mußte dafür im Gefängniß büßen. Die Königin bekannte ihren Freundinnen, das Herz habe ihr lebhaft geschlagen in dem Augenblicke, wo Beaufort auf ihren Befehl gefangen genommen wurde: aber sie hatte nun einmal beschlossen, sich als Königin zu zeigen, dem Schwanken des Hofes ein Ende zu machen.

Nicht allein Chevreuse ward hierauf vom Hofe verwiesen, auch andere unschuldigere und ungefährlichere Freundinnen der Königin, die an der alten Parteistellung festhielten, konnten sich nicht bei ihr behaupten, auch nicht Fräulein von Hautefort, die so viel für sie gethan und gelitten hatte; alle ausgesprochenen Widersacher Mazarins wurden entfernt. Dagegen empfing die Herzogin von Aiguillon einen Besuch der Königin in Ruel; diese freute sich an der ländlichen Schöpfung ihres Feindes von ehedem.

Man konnte sagen: Königin Anna ging, nachdem sie Regentin geworden war, von der Opposition, der sie angehört hatte, zu dem Systeme Richelieu's über.

Doch ließ sich dieß nun nicht in seiner vollen Strenge behaupten.

Wir berührten, wie vieles schon Richelieu dem Prinzen von Condé zugestand, der unter seinem Schutz, wie man sagte, der reichste Unterthan der Welt geworden war. Durch den Wechsel der Persönlichkeiten an sich, und nun besonders durch die Verdienste des jungen Enghien wuchsen die Ansprüche dieser Familie, und ihr Selbstgefühl. Den Vortritt, welchen

[1] Extrait des mémoires de Campion, bei Petitot, 51, 258.

Condé dem ersten Cardinal ohne Weigerung gelassen, versagte er dem zweiten.[1]

Wenn Richelieu den Herzog von Orleans immer herabgewürdigt hatte, so erhob sich dieser nunmehr zu Bedeutung und Macht. Er führte jetzt, Niemand konnte etwas dawider sagen, seine lothringische Gemahlin nach der Hauptstadt, in seinen Palast, den Luxembourg. Eine der bedeutendsten Provinzen des Reiches, in der sich noch ein sehr lebendiger Provinzialgeist regte, Languedoc ward ihm als Gouvernement zu Theil. Sein Vertrauter, La Rivière, von dem seine Entschlüsse größtentheils abhingen, wurde durch Gunstbezeugungen und Hoffnung auf Beförderung zu den höchsten geistlichen Würden, von Mazarin gewonnen.

Der ganze öffentliche Zustand beruhte auf dem persönlich guten Vernehmen zwischen der Königin, Orleans, Condé und Mazarin: es war nicht leicht, das wechselseitige Vertrauen zu erhalten, aber zunächst gelang es.

Auch dem Parlament, das durch eine eingreifende Handlung wieder zu seinem früheren Ansehen aufstieg, wurden Zugeständnisse gemacht, die, obwohl sie nicht viel besagten, von Richelieu doch niemals gewährt worden wären. Man hat Diener des Conseils in Strafe genommen, weil sie Befehle ausführten, die den Prärogativen des Parlaments entgegenliefen. Um das Interesse der Mitglieder zu gewinnen, theilte man ihnen Vorrechte zu, die bisher den königlichen Secretären vorbehalten gewesen waren. Die Regentschaft ließ die aufkommende Partei der Jansenisten gewähren, obgleich sie ihr abgeneigt war, weil

[1] Au Cl. Grimaldi, März 1645. Godo del posto nel quale V. Eza. mi lasciò senza alcun ostacolo nè appresso la Mta. della regina nè appresso il duca di Orleans e principi di sangue.

ſie in dem Parlamente Freunde hatte. Wenn die Aufregung, die über das der Praris der Jeſuiten entgegengeſetzte Buch Arnaulds gegen den allzuhäufigen Genuß des Sacramentes entſtand, die Königin anfangs veranlaßte, die Sache vor den Richterſtuhl des Papſtes zu verweiſen, wohin ſich Arnauld ſelbſt verfügen ſollte, ſo ſah ſie ſich durch die lebhaften Vorſtellungen des Parlaments, das auf die franzöſiſche Autonomie auch in dieſer Hinſicht drang, gleichſam gezwungen, nicht zwar ihren Befehl zurückzunehmen, aber doch auf die Ausführung deſſelben nicht zu beſtehen.

Doch waren das alles Dinge, die man kaum bemerkte, neben den großen Ereigniſſen, welche die Lage von Europa umwandelten.

Zweites Capitel.

Fortgang der franzöſiſchen Macht nach Außen. 1643—1648.

Richelieu hatte die Grundlagen der ſpaniſchen Monarchie allenthalben erſchüttert, hie und da umgeſtürzt; den Bau der franzöſiſchen Macht begründet, aber noch nicht aufgerichtet. In beiderlei Rückſicht waren ſchon die Kriegserfolge des erſten Jahres der Regentſchaft, deren wir gedachten, von unberechenbarem Einfluß.

Nicht ſo ſehr auf den Entſatz einer Grenzfeſte kam es bei der Schlacht von Rocroy an, als auf eine Entſcheidung zwiſchen der in den letzten Jahren umgebildeten franzöſiſchen Heeresmacht und der altſpaniſchen Schlachtordnung, die ſich in derſelben Art und Weiſe, wie ſie im Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts gegründet worden, gegen die Mitte des

ſiebzehnten noch im Felde erhielt. Wer kennt nicht die Namen der Cordova, Colonna, Pescara, Leiva, Alba, Farneſe, Spinola, deren Kriegshandlungen die Geſchicke der Epoche großentheils beſtimmt haben? Eine unvergleichliche Succeſſion militäriſchen Ruhmes, welcher der damalige Maeſtro de Campo der ſpaniſchen Fußvölker, de la Fuente, ſich beizugeſellen den Ehrgeiz hatte. In der Mitte fünf dicht geſchloſſener Regimenter, auf einem Stuhle ſitzend, — denn er war von der Gicht geplagt, — leitete er ihren Widerſtand, der beſonders durch ein zugleich bewegliches und anhaltendes, ſehr wirkſames Musketenfeuer Nachdruck erhielt. Dreimal wurden die Anfälle der franzöſiſchen Cavallerie, von der die ſpaniſche auseinandergeſprengt worden war, zurückgewieſen: bis ſie endlich, von den durch ihre Verluſte wie vor Alters ſo oft in Wuth geſetzten Schweizern unterſtützt, — denn noch immer bildeten dieſe einen Beſtandtheil der franzöſiſchen Kriegsheere, — die Mauer ihrer Schlachtordnung durchbrach. In Reih und Glied, wie ſie ſtanden, ſo ſind dieſe Spanier einem furchtbaren Gemetzel erlegen: keiner wäre gewichen: ihr Führer fiel in ihrer Mitte. Es iſt ein Zeugniß für den Soldatengeiſt Enghiens, daß er, der Sieger, den ſo gefallenen Feind beinahe beneidete.

Der Succeſſion der Feldherrn entſprach die Succeſſion der Truppen: ſie iſt, wiewohl den Spaniern auch ſpäter noch Manches gelang, niemals wieder hergeſtellt worden.

Und wenn nun in Folge dieſes Sieges Thionville angegriffen und erobert wurde, eine militäriſche Poſition, deren Wichtigkeit ſchon einſt die Carolinger in den innern Zerwürfniſſen des fränkiſchen Reiches erkannten, nach deren Beſitz Richelieu vergebens getrachtet hatte, ſo war auch dieß ein Gewinn auf immer. Die drei Bisthümer wurden dadurch gegen

Luxemburg erst gesichert. Mazarin bezeichnete, was sein Vorgänger in ähnlichen Fällen vermieden hatte, diese Erwerbung öffentlich als eine Erweiterung der Grenzen und zwar eine solche, die der erste Schritt zu andern sein werde.[1]

Diese beiden Fremden, eine Königin, welche den Beinamen von Oesterreich trug, und ein römischer Cardinal, dessen Vater als Unterthan von Spanien geboren war, setzten die Ausdehnung des französischen Reiches zu ihrem Ziele. Die Königin hütete sich vor dem Fehler von Maria Medicis; sie bewies durch ihre politische Haltung, daß sie jede Vorliebe für Spanien, obwohl es ihr Vaterland war, sich aus dem Sinne geschlagen hatte. Mazarin wollte das Vertrauen rechtfertigen, das die Bundesgenossen ihm vor allen französischen Staatsmännern zu Theil werden ließen, und das ihm wieder eine bevorzugte Stellung unter diesen gab. Das ist ohnehin die Regel, daß Fremde die Interessen des Landes, dem sie sich angeschlossen haben, mit noch größerem Eifer verfechten, als selbst die Eingebornen, die ihre Hingebung nicht zu beweisen brauchen.

So ward die unter dem Gehorsam eines einzigen Gebotes vereinigte Kraft der Franzosen von der neuen Regierung in derselben Richtung und mit noch entschiedenern Eroberungsabsichten gegen die Nachbarn ins Feld geführt, wie von der früheren. Ohne in die Mannigfaltigkeit der Kriegsvorfälle und Friedensverhandlungen einzugehen, müssen wir doch der Momente gedenken, welche für die großen Verhältnisse der Reiche, zunächst auch des deutschen, entscheidend geworden sind.

[1] Auf einer damals (1643) geschlagenen Medaille sieht man eine kleine Victoria auf der Hand einen Spes mit der Umschrift: **prima finium propagatio.**

Feldzüge und Friedensunterhandlungen in Deutschland.

So manchen glücklichen Streifzug die Franzosen und die Schweden nach dem Innersten der ihnen noch Widerstand leistenden deutschen Gebiete auch ausgeführt hatten, so war es doch immer dabei geblieben, daß sie sich für ihre Quartiere auf das linke Rheinufer, einige niedersächsische Bezirke und Thüringen angewiesen sahen, Landschaften, die schon völlig ausgesogen wenig Hülfsquellen darboten, während ihre Gegner, Kaiserliche und Baiern — denn der Churfürst von Baiern stellte von den damaligen deutschen Heerhaufen die streitfähigsten und zahlreichsten ins Feld — den schwäbischen, fränkischen und baierischen Kreis behaupteten, die sich in einem verhältnißmäßig noch erträglichen Zustand befanden: dort in den Winterquartieren pflegten sie sich zu erfrischen und zu ergänzen.

Unaufhörlich machten nun die Franzosen, entweder allein oder mit ihren Verbündeten, bald vom Main, bald von ihren festen Plätzen am Oberrhein her, den Versuch in jenen Kreisen Fuß zu fassen, in Baiern einzudringen. Aber um so nachdrücklicher setzte sich ihnen Churfürst Maximilian entgegen. Im Jahr 1643 stellte er 27 eigene Regimenter ins Feld, denen sich lothringische und kaiserliche Schaaren anschlossen.[1] Ein paar Führer großen Namens standen an ihrer Spitze. Längst kannten die Franzosen den einen derselben, Johann von Werth, der jetzt frei geworden ihnen mit der alten unverwüstlichen Lebenskraft und rastlosen Verwegenheit begegnete; jetzt lernten sie auch den andern kennen, einen Mann von

[1] Westenrieder Geschichte des dreißigjährigen Krieges III, 153.

eben ſo großer Auszeichnung durch entgegengeſetzte Eigenſchaften, Umſicht und Ueberlegung, den Feldmarſchall Mercy, von dem ſie ſelbſt geſagt haben, er handle immer ſo, als habe er in ihrem Rathe geſeſſen. Gegen Ende des Jahres beſaßen die Baiern offenbar das Uebergewicht. Guebriant, der das weimariſch-franzöſiſche Heer ſo lange glücklich zuſammengehalten und geführt hatte, erlag den Wunden, die er in Schwaben eindringend bei Rottweil empfing. Joſias Rantzau, ſein Nachfolger, wußte ſich, wiewohl ein Deutſcher, mit den Oberſten der weimariſchen Armee doch nicht zu vertragen; er war ein Mann, der im Kriege nicht viel mehr ſah, als eine Rauferei, und alles durch ungebändigten Trotz auszurichten meinte; wilden Muthes ließ er vernehmen, er wolle ſeinen Halskragen in bairiſchem Blute waſchen, er zählte die Wochen, nach denen er in München ſein werde. Aber eben die ungeſtüme Wuth, die ſich in dieſen Worten ausdrückt, ward ihm verderblich; er ließ ſich von dem Feinde, den er verachtete, in den Quartieren von Tuttlingen überraſchen: er ſelbſt ward gefangen, ſein ganzes Heer aus einander geſprengt.

Die Baiern ergänzten jetzt aus den Trümmern der feindlichen Armee ihre eignen Reihen und faßten den Gedanken, die Franzoſen aus der beherrſchenden Stellung, die ſie am Oberrhein genommen, wieder herauszutreiben. Sie belagerten Freiburg und bedrohten dadurch Breiſach.

Da ſetzte ihnen Mazarin Turenne entgegen.

Heinrich de la Tour d'Auvergne, Vicomte de Turenne, Sohn des ältern Bouillon, der ſo oft an der Spitze der Proteſtanten erſchienen, Bruder des jüngern, der als einer der vornehmſten Gegner Richelieu's aufgetreten war, gehörte durch Herkunft und Familie einer andern als der jetzt herrſchenden

Partei an, aber von Natur war er kein Mann der Opposition: Mäßigung und Ruhe, ihm gleichsam angeborene Eigenschaften, bestimmten ihn wie durch innere Nothwendigkeit, der er nur kurze Zeit nicht Gehör gab, zum Dienst der eingerichteten Regierung und des Königs. Mazarin, der sein Talent erkannte, suchte ihn selber auf, zog ihn hervor, und vertraute ihm die Heerführung im Elsaß an. Turenne rechtfertigte die Wahl durch die Sorgfalt, mit der er sofort nach seiner Ankunft Hand anlegte, um das beinahe aufgelöste Heer wieder herzustellen: als aber im Mai 1644 Freiburg von den Baiern angegriffen ward, war er bei weitem zu schwach, als daß er die Belagerung hätte verhindern oder ernstlich stören können: vor seinen Augen ward die Stadt erobert. In diesem Augenblick jedoch bekam er bereits Hülfe. Von unmittelbarer strategischer Rückwirkung war es, daß die Franzosen ihr Uebergewicht an Maas und Mosel durch die Erfolge von Rocroy und Thionville befestigt hatten. Enghien, der hauptsächlich von den Truppen seines Hauses umgeben in jenen Gegenden zu einer neuen Unternehmung schreiten wollte, ließ sich durch die Gründe und Zusagen Mazarins bewegen, seine Waffen nach dem Oberrhein zu wenden. Die beiden großen Heerführer, deren Wettstreit später die Welt mit dem Ruhm ihres Namens erfüllen sollte, vereinigten sich gegen die bairische Kriegsmacht, welche die zweitstärkste war, die noch gegen sie im Felde stand.

Anfang August 1644 kam es bei Freiburg zu einer Schlacht, die in unvergänglichem Andenken geblieben ist. Plötzlich in seinen Verschanzungen angefallen, hielt es Mercy, nachdem er diese mit tapferer Anstrengung behauptet hatte, doch für rathsam, sich auf nahe Anhöhen, die ihm eine

[1] Silhon Eclaircissements 37. Grammont Mémoires Pet. 56, 350.

ſtärkere Stellung darboten, zurückzuziehen. Eben darin beſtand ſein Talent, die Vortheile des Bodens zu benutzen, ſich der Beſchaffenheit deſſelben gemäß raſch und geſchickt zur Gegenwehr zu rüſten. Unverzüglich ſuchten ihn die Franzoſen hier auf, und zwar unter den Augen eines Prinzen von Geblüt, der ihnen das Beiſpiel des Kriegsmuthes gab mit verdoppeltem Eifer: man kennt den Weinberg, in welchem ſie auf die Geſchütze Mercy's unter dem heftigſten Feuer losgingen; aber alle ihre Angriffe wurden abgeſchlagen.[1] Wie in den Teutonenſchlachten gegen die Römer erweckte der Ruf des Stammesnamens die Baiern zu unbezwinglichem Widerſtand. Wohl konnte ſich Mercy der Ueberzahl des Feindes gegenüber auf die Länge nicht behaupten; die Franzoſen konnten nicht verhindert werden, gleich darauf Philippsburg und ſelbſt Mainz, unter Connivenz des Domcapitels zu beſetzen: in prächtigen Worten rühmten ſie ihre Erfolge, durch die der Rhein ſeine alten Beherrſcher wieder gefunden habe; — aber es war immer etwas, Freiburg beſchützt, den mächtigen Feind beſtanden, den Ruhm der deutſchen und bairiſchen Waffen aufrecht erhalten zu haben.

Etwas beſſer gelangen den Franzoſen ihre Angriffe im Jahre 1645. Turenne erlitt abermals einen Verluſt, — bei Mergentheim — abermals kam ihm Enghien zu Hülfe: bei Allersheim unfern Nördlingen ward hierauf die Schlacht von Freiburg gleichſam fortgeſetzt. Auch da hat ſich Mercy auf das geſchickteſte aufgeſtellt und gut befeſtigt; wäre er nicht

[1] Mémoires du Vicomte de Turenne, 20. »Un jour,« ſo beſchreibt er das Treffen von Freiburg in einem Briefe an ſeine Schweſter, »on a eu grand avantage sur les ennemis, et comme on les a voulu forcer tout-à-fait on y a été repoussé.«

gleich im Anfang des Treffens gefallen, so würde die Schlacht einen andern Ausgang gewonnen haben. So war es hauptsächlich die Tapferkeit der Weimar'schen Veteranen und einiger hessischen Schwadronen, was den Tag zu Gunsten der Franzosen entschied. Enghien hat oft bekannt, daß er den Deutschen die Rettung seines Lebens verdanke. Eine Entscheidung führte aber auch diese Bataille nicht herbei. In Kurzem verstärkten kaiserliche Hülfstruppen das bayerische Heer; die Franzosen sahen sich genöthigt, von Heilbronn, das sie belagerten, nach Philippsburg zurückzuweichen.

Auch darin hatten Kaiserliche und Bayern einen Vortheil, daß sie einander nahe waren und in dringenden Fällen die einen den andern zu Hülfe kommen konnten, während Franzosen und Schweden damals in weiter Entfernung gleichsam auf zwei verschiedenen Kriegstheatern fochten. Turenne dachte nun, sich für den nächsten Feldzug mit den Schweden zu vereinigen und in dieser Bundesgenossenschaft einen neuen Anfall auf Bayern zu unternehmen, von welchem er die Vollendung des Krieges erwartete. Am Hofe zögerte man jedoch aus politischen Rücksichten, diesen Plan zu genehmigen.[1]

Denn indem die Bayern im Felde den Franzosen den tapfersten Widerstand leisteten, bahnte sich in der Unterhandlung eine nur allzunahe Verbindung zwischen beiden an.

Im Jahr 1645 waren die beiden Friedenscongresse in Münster und Osnabrück eröffnet worden: in Münster, wo die Abgeordneten der katholischen Mächte sich versammelten, war der Herzog von Longueville, der mit der Schwester Enghiens

[1] Lettres de Turenne I, 52: »Mr. le Duc ne savoit assez se louer des Allemands, et en effet il leur a obligation de la vie et de la liberté.«

vermählt war und so zu der damals vorwaltenden Familienverbindung gehörte, in der Eigenschaft eines ersten französischen Bevollmächtigten eingetroffen: man ging endlich mit Ernst an die Unterhandlung; in den letzten Monaten dieses Jahres und den ersten des folgenden wurden die entscheidenden Vorschläge ausgetauscht. Sie konnten nach so vielen Fortschritten der Franzosen nicht anders als diesen sehr günstig sein.

Wie oft war früher Rückgabe von Moyenvic und Pinerolo von den Franzosen gefordert worden: wie oft hatte man denselben in Erinnerung gebracht, daß ihnen kein Recht auf die drei Bisthümer zustehe. Der kaiserliche Bevollmächtigte Trautmannsdorf bot ihnen jetzt an, daß diese Plätze und Landschaften mit allen Rechten der Souveränetät an Frankreich überlassen werden sollten.

Aber die Franzosen erklärten, daß sie sich die Behauptung alter, oder über Andere erworbener Besitzthümer nicht in Anrechnung bringen lassen würden: sie traten mit der unerwarteten, weitaussehenden Forderung auf, daß ihnen, wenn sie anders die in der Pfalz und in den Gebieten der übrigen rheinischen Churfürsten eingenommenen Plätze herausgeben sollten, das österreichische Elsaß sammt Breisach überlassen werden müsse. Die Landgrafschaft von Ober- und Niederelsaß, sowie die Landvoigtei über die zehn Reichsstädte gehörte damals nicht dem Kaiser Ferdinand selbst, sondern der in Tyrol abgezweigten leopoldinischen Linie, den Kindern der Erzherzogin Claudia in Insbruck; aber das gewann den Franzosen keinerlei Rücksicht ab; sie erachteten das Haus Oesterreich für solidarisch, zumal so lange es das Kaiserthum besaß. Die kaiserlichen Bevollmächtigten führten aus, daß Oesterreich sich in den letzten Jahrzehnten sogar Verdienste um die französische Krone erworben

habe, — und in der That möchten die Würfel anders gefallen ſein, wenn der Kaiſer, ſo lange Rochelle noch unüberwunden und Rohan noch im Felde war, dazu geſchritten wäre, die alten Rechte des Reiches in Geltung zu bringen, was er aus Rückſicht auf die Religion nicht gethan hatte — daß ferner die eigenen Erklärungen der Franzoſen, ihre Verabredungen mit ihren Verbündeten mit dieſen Anſprüchen in Widerſpruch ſeien: aber dieſe Mahnungen an alte Verhältniſſe und Zuſagen machten den ſeitdem eingetretenen Veränderungen gegenüber keinen Eindruck; Mazarin zog nur den gegenwärtigen Zuſtand in Betracht, und fand ihn ſo angethan, daß die Abtretung, wie übermäßig ſie auch den Gegnern erſcheine, auf die Länge nicht werde verweigert werden können. Denn der Kaiſer, ſo ſagte er, ſei nun einmal in einer abſoluten Nothwendigkeit, Frieden zu machen: von allen deutſchen Fürſten werde er durch unaufhörliche Proteſtationen dahin gedrängt; der Verſuch, einen beſondern Vertrag mit anderen Feinden zu ſchließen ſei ihm mißlungen: er beauftragte den Bevollmächtigten, feſt zu halten, und ſich um keine Einwendungen zu kümmern.[1]

Was ihm nun dabei die größte Zuverſicht einflößte, war eben die Uebereinſtimmung mit dem Kurfürſten Maximilian von Bayern, deren er durch einen ihm in die Hände gerathenen Brief deſſelben vollkommen ſicher war. Der Grund davon lag in folgendem Moment. Im letzten Jahre hatten die Schweden gegen die öſterreichiſchen Heere noch entſchiedenere

[1] Memoire du roi aux plenipotentiaires 6 Janv. 1646. »Il ne faut pas s'étonner de tout ce que disent nos ennemis — c'est à nous à tenir bon; — il est indubitable, qu'ils se rangeront peu à peu«.

Erfolge gehabt, als die Franzoſen gegen die Bayern: ſie hatten Brünn belagert und Wien bedroht: der Kaiſer mußte ihnen ſelbſt und ihren deutſchen Bundesgenoſſen große Zugeſtändniſſe in Ausſicht ſtellen; alle die geiſtlichen Stifter, auf deren Herſtellung man anderthalb Jahrzehnte früher die Katholiſirung von Norddeutſchland hatte gründen wollen, wurden dazu beſtimmt, Beſtandtheile der proteſtantiſchen Territorien zu werden. In dieſem Wachsthum der proteſtantiſchen Macht ſah nun aber Maximilian eine Gefahr für ſich ſelbſt: um ſich behaupten zu können, trat er den Feinden näher, mit denen er am härteſten kämpfte. Die Franzoſen verſprachen, ihn in ſeiner kurfürſtlichen Würde zu ſchützen: er dagegen ſagte zu, ihnen die Schadloshaltung, die ſie in Anſpruch nahmen, im Elſaß zu verſchaffen: ſie wurden durch das gemeinſchaftliche katholiſche Intereſſe mit einander verbunden. Die Franzoſen wünſchten einen vierten katholiſchen Kurfürſten im Reiche zu haben: Kurfürſt Maximilian fand es nützlich, daß das Elſaß in den Händen einer ſtarken katholiſchen Macht ſei. Auf dieſe Weiſe meinten ſie das Gleichgewicht der Religionen im Reiche zu erhalten.[1]

Auf das eifrigſte verwandte ſich nun zunächſt der Kurfürſt für die Annahme der franzöſiſchen Vorſchläge. Er drohte dem Kaiſer, ihn ſonſt zu verlaſſen, worauf das Reich in zwei Hälften zerfallen werde, eine proteſtantiſche unter den Schweden, und eine katholiſche unter den Franzoſen, ohne alle Autorität

[1] Contarini Relatione dell' Ambasciata di Munster: I Protestanti non potevano con buon occhio vedere Francesi in imperio con appoggio tanto considerabile al partito cattolico; — Baviera sopra tutti sosteneva l'interesse della Francia per essere da questa corrisposto nel sostenimento degli interessi proprii.

der kaiſerlichen Krone. Seine Anmahnungen wurden durch die überaus mißliche Lage der Dinge unterſtützt; die kaiſerlichen Bevollmächtigten fanden ſich im April und Mai 1646 wirklich bewogen, auf die Forderungen der Franzoſen, ſo unannehmbar ſie anfangs erſchienen waren, dennoch einzugehen.[1]

Aber damit war doch der Friede nicht zu Stande gebracht. Der Kaiſer machte die Ausführung ſeiner Zugeſtändniſſe allezeit von dem Abſchluß zwiſchen den Franzoſen und Spaniern abhängig, der in weiter Ferne lag; er forderte die Herſtellung des Herzogs von Lothringen, von der die Franzoſen nichts hören wollten. So lange aber der Krieg dauerte, hielt es auch Kurfürſt Maximilian weder für weiſe, ſich von dem Kaiſer zu trennen, noch fand er dieß mit ſeiner politiſchen Ehre vereinbar: er war über die Gewaltthätigkeiten, welche die franzöſiſchen Truppen in dem Gebiete ſeines Bruders, des Kurfürſten von Köln, ausübten, ohnehin aufgebracht: nachdem er den Franzoſen die Abtretungen, nach welchen ſie hauptſächlich verlangten, verſchafft hatte, ließ er doch ſeine Truppen wieder zu den Kaiſerlichen ſtoßen.

Eine Politik, für die ſich bei jedem einzelnen Schritte etwas ſagen ließ, die aber in ſchreienden Widerſpruch mit ſich ſelbſt gerieth und bei der unzuverläſſigen Beweglichkeit der Gegner verderblich werden mußte.

Nachdem der franzöſiſche Hof aus Rückſicht auf die Unterhandlungen eine Zeit lang gezögert hatte, den Eroberungsplan Turenne's zu billigen, genehmigte er denſelben zuletzt aus Rückſicht auf dieſe militäriſche Haltung. Im Auguſt 1646

[1] Adami Relatio de pace Westphalica 318: »Non aberant consiliis minae, futurum nempe, ut armistitio seorsim faciendo rebus suis seorsim consulerent«.

vereinigten sich die Franzosen mit den Schweden, die jetzt von Wrangel geführt wurden, an der Lahn, fast vor den Augen des Erzherzog Leopold Wilhelm und des bayrischen Feldmarschall Gleen, welche sich bei Frankfurt aufgestellt hatten. Man erwartete einen abermaligen großen Schlachttag.

Aber nicht dahin ging die Absicht der fremden Generale. Ihr Sinn war vielmehr, diesem stattlichen Heere zum Trotz den schon so lange beabsichtigten Einbruch in Bayern auszuführen. Mochte der Hof auch jetzt noch Bayern schonen wollen, Turenne hielt sich, da er nun einmal im Kriege begriffen war, zu keiner Rücksicht verpflichtet; die Schweden glühten von altem Haß. Weder der Erzherzog noch der Feldmarschall, auf welchen das Talent seines Vorgängers, die Pläne seiner Feinde zu durchschauen, nicht übergegangen war, hatten eine Ahnung von diesem Vorhaben: sie waren nur bemüht, sich in der eingenommenen Stellung zu befestigen. Aber indeß gelang es den beiden Fremden, sie in wohlberechneten Tagemärschen vorbeizugehn, sich zuerst zwischen ihrem Lager und dem Main aufzustellen und alsdann in ihrem Rücken den Fluß zu überschreiten. Dieser Eine Tag veränderte, wie Turenne sagt, die ganze Gestalt der Dinge. In zwei großen Zügen, Turenne zur Rechten, nur einen Tag bei Schorndorf aufgehalten, Wrangel zur Linken, über Würzburg und Nördlingen, so stürzten sie sich nach der obern Donau zu, die jener bei Lauingen, dieser bei Donauwörth überschritt: überall fanden sie Straßen und Brücken, und Lebensmittel vollauf. Mit vereinigten Kräften eroberten sie Rain, doch widerstand ihnen Augsburg so lange, bis die kaiserlich-bayerische Armee auf weitem Umwege ebenfalls am Lech anlangte. Noch wäre es dieser vielleicht möglich gewesen, den Feind nach Franken zurückzuwerfen,

wenn ſie es ernſtlich unternommen hätte. Aber indem die Kaiſerlichen ſich vor Allem Schwabens zu verſichern ſuchten und ſich nach der Iller wandten, gaben ſie dem Feind Gelegenheit, den Lech hinaufziehend durch den Paß von Landsberg in Bayern einzubrechen. Franzoſen und Schweden erſchienen vor München, während man hier keine Nachrichten von den eigenen Truppen hatte, die den Kaiſerlichen zur Seite fochten. Das Land ward der Verwüſtung Preis gegeben, die in dieſem Kriege dadurch ſo gräßlich wurde, daß jeder Theil den Boden, den er verließ, für den Gegner, der nach ihm kam, unwirthbar zu machen ſuchte. Um ſein Land, wie er mit Recht ſagt, von dem Untergang zu retten,[1] entſchloß ſich Maximilian, nachdem er lange wegen eines allgemeinen Waffenſtillſtandes unterhandelt, der aber an den Forderungen von Oeſterreich ſcheiterte, zum Abſchluß eines beſonderen, den er bisher immer vermieden hatte (Mai 1647). So viel erreichte er auch dießmal, daß ſeine kurfürſtliche Würde ihm unangetaſtet blieb, vergebens ſuchten die Verbündeten der Franzoſen einen das pfälziſche Haus begünſtigenden Artikel einzuflechten: die feindlichen Heere verließen Bayern: aber ſie behielten die benachbarten feſten Plätze, Heilbronn und Memmingen, und die Donauübergänge von Ulm bis Donauwörth in ihren Händen. Hierauf hat man wohl, denn mannigfaltig ſchwankte die Politik jener Tage, zuweilen von einem bayriſch-franzöſiſchen Angriff auf Oeſterreich, zuweilen im Gegentheil von einem ſchwediſch-öſterreichiſchen Bunde gegen Bayern und Frankreich geſprochen; zuletzt überwog nochmals das bisherige Verhältniß, Bayern ſchloß ſich aufs neue an Oeſterreich an, aber dadurch zog es auch

[1] Vgl. Snoilsky an Oxenſtierna 16. März 1647. Im deutſchen Bougeant III, 263.

wieder die gemeinschaftlichen Feindseligkeiten der Schweden und Franzosen über sich herein. Diese fanden jetzt in Schwaben und Franken entgegenkommende Aufnahme, bei ihrem Vordringen in Bayern keinen nachhaltigen Widerstand; sie überschritten den Lech und verwüsteten nun auch die seither noch nicht berührten Landschaften mit Feuer und Schwert. An den aufsteigenden Rauchwolken und dem vom Brande der Dörfer gerötheten Horizont konnte Maximilian, der anfangs nach Wasserburg geflüchtet war, das Unglück das die Seinen traf, ermessen. Denn das war nun das Geschick von Deutschland, daß das kulturzerstörende Verderben keine Provinz verschonen sollte.

Unter dem Fortgang dieser unheilvollen Begebenheiten konnte den Franzosen keine ihrer Forderungen abgeschlagen werden. Am 17. September 1646 sandten die französischen Bevollmächtigten einen Courier an die Königin-Regentin, um sie zu benachrichtigen, daß ihr der obere und niedere Elsaß, sammt dem Sundgau, so wie Breisach und das Besatzungsrecht von Philippsburg zugestanden sei: sie priesen die Fürstin glücklich, daß sie unter ihrer Regentschaft die Gränzen von Frankreich weiter ausgedehnt habe, als jemals ein König.

In der Form, welche diese Bestimmungen damals erhalten haben, sind sie später dem Friedenstractat einverleibt worden. Von den Landschaften, welche Deutschland verlor, bemerkte man nicht mit Unrecht, sie seien einem halben Königreiche gleich. Der Gegensatz der Religion, welcher sie den Nachbarn zuerst überlieferte, hat auch ihre definitive Abtretung veranlaßt.

Noch war die Frage, ob die Abtretung mit dem Rechte

[1] Lettre des plénipotentiaires à la reine. Mémoires et négociations secrètes 277.

der Souveränetät geſchehen, oder ob die Landſchaften ein Lehen des Reiches bleiben ſollten. Von Seiten des Kaiſers zog man von Anfang an das Erſte vor: denn die regelmäßige Theilnahme einer benachbarten großen Macht an den Verhandlungen des Reiches hätte eine ſeiner Autorität ſehr nachtheilige Wirkung entwickeln können. Von Seiten der Reichsſtände ward das Zweite gewünſcht, ſchon um die Integrität des Reiches im Allgemeinen zu erhalten, da ein Verhältniß des Lehens nicht eine volle Unabhängigkeit in ſich ſchloß. Die Franzoſen ſahen auf beiden Seiten Vortheile. Zuletzt aber fanden ſie es doch mit der Würde ihres Königs nicht vereinbar, daß er einmal in den Bann des Reichs erklärt werden könnte; dem beſchränkten und vielleicht zurücknehmbaren zogen ſie den unbedingten Beſitz vor; ſie hielten dafür, daß ihr Einfluß auf die Reichsſtände nicht von ihrer Mitgliedſchaft, ſondern von ihrem politiſchen und militäriſchen Uebergewicht abhange.[1]

In dieſem Augenblick war dieß ſo groß, daß die Reichsſtände, des Friedens im höchſten Grade bedürftig, den Kaiſer nöthigten, auch in dem letzten Punkte nachzugeben, den er noch feſtgehalten: er mußte darauf Verzicht leiſten, den deutſchen Frieden von der Pacification zwiſchen Frankreich und Spanien abhängig zu machen, und den Herzog von Lothringen mit andern als gütlichen Mitteln zu unterſtützen. Die Reichsſtände verſprachen wie der Kaiſer, ſich in den noch fortdauernden Krieg der Franzoſen und der Spanier nicht zu miſchen.

[1] Vgl. Ecrit envoyé en cour ib., 243.

Krieg und Unterhandlungen mit den Spaniern.

Dem Kriege in Deutschland ging der Krieg der Franzosen mit der spanischen Monarchie, in deren verschiedenen Landschaften unaufhörlich zur Seite.

Für ihre Unternehmungen in den Niederlanden fanden sie in den Holländern lange Zeit nicht weniger eifrige Gehülfen, als in Deutschland an den Schweden.

Im Februar 1644 machten sich die Generalstaaten anheischig, dreißig wohlgerüstete Orlogschiffe im Canal aufzustellen, und wenn Frankreich einen oder den andern Platz an der Küste von Flandern angreifen wolle, nicht zuzulassen, daß derselbe von Spanien oder von irgend einer Macht, welche sie auch sein möchte, Unterstützungen erlange.[1] Hierauf konnte der alte Plan Richelieu's, die flandrische Küste mit der französischen zu vereinigen, mit Aussicht auf Erfolg aufgenommen werden. Im Beginn des Sommers erschien das französische Heer unter der Führung des Herzog von Orleans — denn auch für diesen Fürsten führte die allen gerechte Zeit einen Moment herbei, wo er, was von Talent in ihm war, in einem rühmlichen Unternehmen entwickeln konnte — vor Grävelingen. Admiral Tromp beherrschte mit seiner Flotte die Küste und hielt in der That jede Unterstützung fern.[2] Ende Juli erlag die Stadt den wetteifernden Anstrengungen des

[1] Vertrag vom 29. October 1644 »in den Hage in Holland,« bei Aitzema II, 961.

[2] Aitzema II, 981. Die van het Engels Parlement toonden het jalousie over dese belegeringe echter hebben niet daertegen gedaen.

Herzogs und der ihm beigegebenen Marschälle Meilleraye und Gassion. Gassion lebte und webte in diesem Kriege;[1] ihm war es hauptsächlich zu danken, daß die Leye im größeren Theil ihres Laufes in die Gewalt der Franzosen gerieth, so daß endlich auch ein ernstlicher Versuch auf Dünkirchen gemacht werden konnte. Denn vor Allem darauf kam es den Franzosen und Holländern an. Dünkirchen war damals der Sitz von Corsaren, die mit zahlreichen Fregatten die Mündungen der französischen Flüsse, den Canal, die holländische Küste selbst unsicher machten. Wie mancher reiche Kauffahrer fiel in ihre Gewalt: sie verschafften der Flagge der spanischen Monarchie, zu der sie sich mit Eifer bekannten, wieder Ansehen. Jetzt aber waren die Befestigungen, welche sie auf der Landseite schützten, Mardyk, Bergues, Furnes in den Händen der Franzosen; von der See her bedrängte sie Tromp, wie denn mehr als ein holländischer Seeheld im Kampf mit ihnen seinen Ruf gegründet hat; auch unter den wüthenden Aequinoctialstürmen hielt er die Mündung ihres Hafens verschlossen.[2] So geschah es, daß Dünkirchen, auf sich allein angewiesen, selbst durch die geschickteste Vertheidigung nicht behauptet werden konnte. Enghien, der im Herbst 1646 den Oberbefehl übernommen hatte, erwarb den Ruhm, wie die Landmacht, so auch dieses letzte Bollwerk der spanisch-niederländischen Seemacht gebrochen zu haben: er versäumte dann nichts, den Platz, in dessen Erwerbung man die glücklichste Erweiterung der französischen Küste sah, unverzüglich mit neuen Befestigungen auszurüsten. Friedrich Heinrich von Oranien hatte indessen Sas de Gand und Hulst erobert; es schien nur an

[1] Vgl. Thysii historia navalis cap. 60, 72.

[2] Mémoires de Puysegur I, 258.

vorübergehenden Umſtänden zu liegen, daß er nicht auch Antwerpen einnahm. Die Franzoſen ſelbſt gelüſtete bereits nach dieſer Stadt: Gaſſion ließ vernehmen, er werde ſich daſelbſt eine Bildſäule errichten laſſen, drei Fuß höher als die des Herzog von Alba.

Die Feldzüge in den Niederlanden und in Deutſchland hielten die Franzoſen nicht ab, ihren Krieg auch jenſeit der Alpen und jenſeit der Pyrenäen mit Nachdruck zu führen. Alle Jahre ſah man dieſe Truppen ausziehen: lauter junge Leute, mit zerriſſenen Monturen, ohne Schuhe, die Reiter ſchlecht zu Pferde, aber ſie ſchlugen ſich mit Wuth und trugen meiſtens Ehre davon. Durch Schwert, Hunger und die mit dem Kriegsweſen verbundenen Unordnungen erlitten ſie die größten Verluſte, aber Jahr für Jahr ſtellten ſie ſich wieder her. Ueberaus zahlreich nahm der niedere Adel auch an dieſer Form des Krieges, wie an den früheren Theil: der Venezianer Battiſta Nani behauptet: ganze Heerhaufen ſeien zum dritten Theil aus Edelleuten zuſammengeſetzt geweſen: in den Compagnien habe man zu Zeiten nichts als Offiziere geſehen. Früher hatte es oft an tauglichen Führern gemangelt, jetzt beſaß Frankreich die namhafteſten Generale der Welt; für jedes Corps gab es zwei oder drei Bewerber. In allen lebte das Prinzip der Ehre, die ihr einziger Zweck war: perſönliche Mißverſtändniſſe, welche die Denkwürdigkeiten mit Afterrede

[1] Il vigor principale viene dai offiziali in numero cosi grande e forbito che si calculano un terzo sempre di tutte le armate gente nobile e scielta, che a l'onore per scopo. Molte compagnie constano alle volte da soli offiziali. I Generali ed i capi sono li più gloriosi e le più valorosi del mondo. Non vi è exercito del re, che non habbi 3 o 4 soggetti capaci ognuno di comandar in capo.

und gegenseitiger Anklage erfüllen, erschienen im Felde als Wetteifer, der zum Ziel führte. Unentbehrlich erwies sich die Anwesenheit eines oder des andern Prinzen von Geblüt in dem Heerlager; welche, von demselben Gefühle durchdrungen, durch die Verehrung, die ihre Herkunft einflößte, Alles zusammenhielten.

Wie die wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen durch den Einfluß von Italien, so wurde die Militärmacht der Franzosen zu Land durch ihre Berührung mit dem germanischen Geist auf eine höhere Stufe gehoben. Für die Marine kam ihnen zu Statten, daß der Johanniter Orden zu Malta immer eine ansehnliche Zahl französischer Ritter in seinen Reihen zählte, die, im Seekriege geübt, sich jetzt dem Dienst ihres Königs widmeten.

Im Jahr 1646 maß sich auch die Seemacht der Franzosen mit der spanischen. Die Seeschlacht von Orbitello, in welcher sie den ausgezeichnetsten ihrer Führer, den jungen de Brezé verlor, läßt sich übrigens mit den Schlachten von Freiburg und Allerheim vergleichen; die beiderseitigen Streitkräfte waren einander gewachsen. Der nächste Erfolg war zum Nachtheil der Franzosen: sie mußten die begonnene Belagerung von Orbitello aufgeben; aber indem nun die spanische Flotte, welche Alles für abgethan hielt, sich nach verschiedenen Häfen zerstreute und entwaffnete, rüsteten sich die Franzosen aufs neue mit äußerster Anstrengung; man wußte den Widerwillen der Matrosen und Truppen gegen die Wiederholung des Unternehmens vielmehr in Eifer und Rachbegier zu verwandeln. Im September 1646 ging die Flotte aufs neue in See, und diesmal gelang ihr Vorhaben vollständig. Die Franzosen

[1] Siri: Mercurio T. VIII, 594.

eroberten die für die Verbindung Oberitaliens wie mit Neapel so mit Spanien selbst beinahe wichtigste Station, Portolongone auf Elba, wo sich die Galeeren zu erfrischen pflegten, und an der italienischen Küste Piombino. Darauf erfolgte aber die sofortige Umwandlung aller italienischen Verhältnisse.[1] Der Großherzog von Toscana, sonst aufs engste mit Spanien verbündet, und in Siena Lehnsträger dieser Macht, ergriff das System der Neutralität. Der Herzog von Modena trat entschieden auf französische Seite und rüstete sich zu einem Angriff auf Mailand, da ihm ein Angriff auf den Kirchenstaat, den er lieber unternommen hätte, nicht gestattet ward.[2] Papst Innocenz X., ein alter Gegner Mazarins, bequemte sich jetzt, den Bruder desselben, Michele zum Cardinal zu erheben: von der Verfolgung der Gönner und Freunde Mazarins, der Barbarini, die er nicht ohne großen Lärmen begonnen, stand er zum Verdrusse des römischen Volkes ab. Die französische Faction erhob ihr Haupt, wie in Rom, so in ganz Italien. Cardinal Grimani, der als ihr Führer gelten konnte, stellte die Eroberung von Neapel als leicht ausführbar dar; denn schon lange regte sich hier ein allgemeines Mißvergnügen unter dem Adel und unter den Gemeinen, und gern ging Mazarin, der den italienischen Angelegenheiten einen verdoppelten persönlichen Antheil widmete, auf diesen Gedanken ein; er faßte den Plan, der spanischen Krone wie Mailand, so ihren schönsten Edelstein, Neapel zu entreißen. Doch erklärte er, jenseit der

[1] Brusoni Historia d'Italia 469.

[2] In der Absicht, wie es in einem Briefe von Mazarin vom 28. April heißt: »di ricuperare con la forza quella, che pretende doverseli per giustitia dal papa — ma essendosi disapprovato questo pensiero da noi l'ha rivolto all' occupatione di qualche parte dello stato di Milano.

Alpen die Politik Heinrichs IV. beobachten zu wollen: Frankreich werde nichts, als die Zugänge zu dem Lande behalten, und seine Eroberungen unter die Fürsten austheilen, welche sich dazu mit ihm verbinden würden.

Eine der größten Veränderungen, die jemals in Europa und der Lage eines großen Staates vorgekommen, ist doch diese, die zwischen den Jahren 1636 und 1646 in dem Verhältniß von Frankreich zu seinen Nachbarn eintrat. Damals ein überlegenes spanisch-kaiserliches Heer auf dem Wege nach der Hauptstadt dieses Landes, die vor dem Namen des Johann von Werth erzitterte: jetzt dagegen die französischen Besatzungen an den Uebergängen der obern Donau, der Küste von Flandern, nahe dem Ebro, und in Toscana; Rousillon und Catalonien, Artois, Lothringen und Elsaß galten als auf immer erobert; die meisten großen Städte des linken Rheinufers, und wie viele feste Plätze des rechten waren in ihren Händen.

Wie das deutsche Reich, so schienen nun auch die Spanier genöthigt zu sein, in große definitive Abtretungen zu willigen. Sehr bedeutend in der That sind die Zugeständnisse, welche sie einst in Münster angeboten haben. Sie wollten die von den Franzosen bereits eroberten niederländischen Plätze in deren Händen lassen, eben so in Italien Casale und Pinerolo, wenn nur die Befestigungen dieser Orte geschleift würden — über Piombino und Portolongone wollten sie die Entscheidung der mit den Franzosen verbündeten Holländer annehmen[1] — in Catalonien auf dreißig Jahr einen Stillstand mit ihnen

[1] Contarini, der hierüber am ausführlichsten und glaubwürdigsten ist, sagt jedoch: »Gli Olandesi avevano decretato per la Spagna«. Vgl. Négociations secrètes 3, 20.

ſchließen: ſie ließen ſich ſelbſt die Beſtimmung gefallen, daß jede Macht ihre Verbündeten auch fortan unterſtützen könne, ohne daß ſie Portugal hievon ausgenommen hätten. Um nicht der immer wachſenden Uebermacht ihres Feindes zu erliegen, waren die Spanier bereit, dieſelbe anzuerkennen, wie ſie eben war. Einer der Vermittler, Contarini, ſpricht die Meinung aus, daß der Herzog von Longueville wohl hätte auf ſich nehmen können, den ſpaniſchen Frieden ſo zu bewilligen, wie er angeboten wurde, und tadelt ihn, daß er ſich durch Privatrückſichten habe abhalten laſſen, ein hohes öffentliches Lob zu erlangen. Unläugbar iſt jedoch, daß noch einige weſentliche Differenzen über ſehr wichtige Punkte obwalteten. Unter andern meinten die Spanier nur eben die von den Franzoſen eroberten Städte in deren Händen zu laſſen, aber die von denſelben abhängigen Territorien für ſich zu behalten. Hauptſächlich aber konnte man ſich über Lothringen nicht vereinigen. Die Spanier wollten nachgeben, daß der Herzog der bei Frankreich zu Lehen gehenden Landſchaften verluſtig bliebe, aber ſie forderten dagegen die Rückgabe des Hauptlandes. Die Franzoſen nahmen ſchon an ſich Anſtand, einen Fürſten wiederherzuſtellen,[1] den ſie wegen ſeines engen Zuſammenhanges mit den franzöſiſchen Großen, die in ihm mehr einen Landsmann als einen Fremden ſahen, nach der geographiſchen Lage und ſeiner Geſinnung faſt als gefährlichſten ihrer Feinde betrachteten; hauptſächlich aber weigerten ſie ſich, was die Spanier

[1] Battiſta Nani: E considerato il suo stato come l'officina e la sede delle caballe tutti e delle machine contro il regno et il governo. Contarini: Le fortificationi di Nansy, che li Francesi volevano demolire e li Spagnoli dissentivano. Mazarin, Febr. 1648. Volevano che se le rimettessero tutte le piazze fortificate come sono al presente.

verlangten, ihm Nancy, das, schon früher bedeutend, durch sie eine der ersten Festungen von Europa geworden war, zu überliefern. Richelieu hatte ihn verjagt, weil er ihm für das innere Frankreich gefährlich wurde; Mazarin wollte den Spaniern nicht seine Herstellung, für die er ihnen allein dankbar gewesen sein würde, zugestehen.

Aber abgesehen von dem, was in den Unterhandlungen vorkam, — aus dem Briefwechsel des vorwaltenden Ministers mit den Bevollmächtigten der Krone geht hervor, daß noch viel weiter reichende Pläne gehegt wurden. In diesem Augenblick, wo aus allen europäischen Provinzen der spanischen Monarchie, und selbst aus den amerikanischen Mißvergnügte am französischen Hofe erschienen, um zu Unternehmungen gegen dieselben aufzufordern, wo Turenne, Meister geworden in Bayern, die Zuversicht aussprach, den Kaiser, wenn man ihm freie Hand lasse, völlig zu überwältigen, hielt Cardinal Mazarin es für möglich, dem Hause Oesterreich-Spanien alles abzudrängen, was zur Erweiterung der Grenzen von Frankreich nach Osten hin und zu ihrer vollständigen Befestigung erforderlich schien. Er setzt einmal auseinander, wie viel es werth sei, die spanischen Niederlande — das heutige Belgien — mit Frankreich zu vereinigen; dann erst, meinte er, werde Paris, das Herz der Monarchie, durch ein unüberwindliches Bollwerk gesichert sein; man werde nie mehr den Schrecken von Corbie wiederzuerwarten, noch die Unterstützung innerer Factionen von Flandern her zu besorgen haben. Aber damit begnügte sich sein Ehrgeiz noch nicht. Er wollte, wie Lothringen, so auch die freie Grafschaft, den Elsaß und Luxemburg an die Monarchie bringen, um die gesammten Rheinlande zu beherrschen: mit der westfränkischen Krone in ihrer

damaligen Macht dachte er das alte Königreich Auſtraſien zu vereinigen.[1] Er war nicht ſo verblendet, um nicht die ganze Schwierigkeit zu empfinden, welche die Ausführung eines Planes, wie dieſer, zunächſt die Erwerbung der ſpaniſchen Niederlande haben mußte: es iſt der Mühe werth zu bemerken, aus welchen Gründen er ſich dennoch einen glücklichen Erfolg verſprach. Die Spanier wünden — ſo ſagt er — da ſich das Kriegsglück allenthalben gegen ſie erkläre, die Gefahr noch größerer Verluſte erwägen; ſchon mehr als einmal ſeien ſie geſonnen geweſen, ſich der Niederlande zu entäußern, jetzt ſei dieß Gebiet bereits zur Hälfte für ſie verloren; warum ſollten ſie es nicht vollends ganz aufgeben, wenn man ihnen dagegen Catalonien, deſſen ſie nicht entbehren könnten, überliefere, und ihnen freie Hand gegen Portugal laſſe? Nicht zwar den Titel von Navarra, weil dieß bei manchem alten Gallier Geſchrei erwecken würde, aber Rouſſillon, das an ſich für Frankreich vielen Werth habe, wolle er ihnen abtreten. Mazarin brauchte nicht erſt daran erinnert zu werden, wie widerwärtig dieſe Erweiterung der franzöſiſchen Grenzen den Engländern ſein würde: aber eben jetzt, meinte er, laſſe ſich dieſe Sache gegen ihren Willen durchführen, jetzt oder niemals: ihre Waffen ſeien in innerem Krieg beſchäftigt und nicht im Stande, in die allgemeinen Angelegenheiten einzugreifen; ihr alter Haß gegen Frankreich werde dadurch auf ewig unſchädlich. Von den Generalſtaaten wußte man ſehr wohl, daß ſie die Nachbarſchaft von Frankreich nicht gern ſehen würden: aber Mazarin bemerkte, daß ſie doch in dem Vertrag von 1635 darauf eingegangen ſeien,

[1] Mémoire de son Eminence 20 Janv. 1646. »On verroit annexé a cette couronne tout l'ancien royaume d'Austrasie.« Négociations secrètes touchant la paix de Munster. III, 21.

und daß ein unermeßlicher Vortheil für sie darin liege, die Spanier zu ihrer Seite los zu werden, als eine unabhängige Republik endlich wirklich in der Welt zu erscheinen: die Sicherheit, die ihre geographische Lage ihnen gewähre, werde er ihnen durch feste Garantie verstärken. Den Prinzen von Oranien meinte er dadurch zu gewinnen, daß er ihm die Erwerbung von Antwerpen für sein Haus, als ein Lehen nicht von Frankreich, was die Holländer eifersüchtig machen würde, sondern von den Generalstaaten selbst zusage.

In Münster durfte man nichts von diesen Dingen ahnen lassen: der ganze Congreß hätte darüber gesprengt werden können; die französischen Bevollmächtigten ließen sich angelegen sein, eher das Gegentheil zu versichern.

Aber Mazarin dachte in Kurzem Spanien selbst dahin zu bringen, daß es einen Vorschlag dazu mache; wenn es damit die Vermählung der Infantin an den König von Frankreich verbinde, so könne es die Abtretung als Ausstattung bezeichnen, und auf diese Weise auch die Ehre retten.

Nicht so sehr jedoch auf die Art, wie Mazarin seine Entwürfe den betheiligten Mächten annehmbar machen wollte, kommt es an, als darauf, daß er dieselben überhaupt hegte. Sie waren mit nichten unerhört: früheren Königen hatten sie vorgeschwebt, Richelieu hatte ähnliche Absichten kundgegeben, doch waren sie noch niemals so entschieden gefaßt, mit so bestimmter Hoffnung, sie durchzuführen, geäußert worden. Denn erst die glücklichen Erfolge der letzten Kriegsjahre ließen dieß möglich erscheinen.

Aber ganz so tief, wie Mazarin glaubte, war die spanische Monarchie noch nicht heruntergebracht; sie zeigte mehr Widerstandskraft, als man ihr zutraute.

Wohl kam in Neapel die vorbereitete Empörung im Sommer 1647 wirklich zum Ausbruch; ein französischer Großer, der Herzog von Guise, in der Hoffnung, die alten Ansprüche seines Hauses auf dieses Reich zur Geltung zu bringen, begab sich von Rom aus dahin, und ward von der städtischen Menge als ihr Führer begrüßt und anerkannt. Von Anfang an war jedoch weder die Art und Weise der neapolitanischen Bewegung, noch diese Anführung im Sinne des Cardinal Mazarin. Er hatte auf eine Erhebung des Adels zu Gunsten von Frankreich gerechnet; wie sich die Dinge zutrugen, so mußten sie den Adel auf die Seite des Königs von Spanien zurücktreiben. Mazarin suchte dieß zu verhindern: er hätte gewünscht mit beiden Parteien gut zu stehen, durch Guise das Volk, durch den Cardinal Grimaldi, der in italienischen Angelegenheiten sein eifrigster Gehülfe war, die alten Freunde unter dem Adel festzuhalten; dieser doppelten Verbindung wollte er durch die Flotte zu Hülfe kommen, welche im December 1647 wirklich an den Küsten von Neapel erschien. Allein der Gegensatz zwischen den beiden Ständen war eben das lebendigste Moment in jener ganzen Bewegung; eine vermittelnde Stellung flößte weder dem einen noch dem andern Vertrauen ein; jene Flotte mußte sich wieder entfernen, ohne daß sie das Mindeste ausgerichtet, ohne daß sich die Bevölkerung von Neapel nur ernstlich um sie bekümmert hätte. Nach einigen Monaten ward Guise von der Stadt ausgeschlossen, die spanische Herrschaft wieder erneuert; jede Regung gegen sie gewaltsam erdrückt.[1]

In Catalonien hatten die Spanier Lerida erobert; alle

[1] Das hier Angedeutete suche ich in einer akademischen Abhandlung über die Memoiren des Herzog Heinrich II. von Guise näher auszuführen.

Verſuche, welche die Franzoſen unter der Führung Condé's machten, es wieder in ihre Hände zu bringen, ſcheiterten.

Für die Behauptung der Niederlande war es ein Ereigniß von unermeßlichem Werth, daß es den Spaniern gelang, den Frieden mit den Generalſtaaten zu Stande zu bringen. Alle diplomatiſchen Einwirkungen der Franzoſen, die gleichſam einen Abfall darin ſahen, ſcheiterten an dem Entſchluſſe der Republik, dem achtzigjährigen Kampf, jetzt da es möglich war, ein Ende zu machen, ihre Unabhängigkeit zur allgemeinen Anerkennung zu bringen. Freudig ergriffen die Spanier eine Auskunft, gegen die ſie ſo lange gekämpft. Von dieſen Feindſeligkeiten frei, konnten ſie alle ihre Kräfte gegen die Franzoſen wenden, und ſchon glückten ihnen wieder einzelne Unternehmungen.

Doch möchten wir nicht ſagen, daß alles dieß ſie fähig gemacht hätte, den Krieg mit Frankreich auf die Länge zu beſtehen, wenn ihnen nicht innere Bewegungen in dieſem Reiche zu Hülfe gekommen wären. Lange hatte man ſie erwartet, endlich gelangten ſie zum Ausbruch.

Drittes Capitel.

Die erſten Unruhen der Fronde.

Indem die von Mazarin geleitete franzöſiſche Regierung allen Nachbarn furchtbar wurde, große Erwerbungen vollzog, noch größere im Sinne hatte, fühlte ſie doch oft den Boden unter ihren Füßen ſchwanken.

Den vornehmsten und gegründetsten Anlaß zu verbreitetem Mißvergnügen gab der Druck der Auflagen und der täglich wachsende Mißbrauch eines verderblichen Finanzsystems.

Bei seinem Amtsantritt hegte, wie wir sahen, der Cardinal Richelieu den Gedanken, den Staatshaushalt von Frankreich in monarchisch-populärem Sinne umzugestalten: aber er ließ dieß Vorhaben fallen, als er sich in den Kampf mit Spanien warf; das Bedürfniß der Kriege hatte seitdem die Lasten fortwährend vermehrt. Die Einnahmen wurden im Jahr 1644 bis auf 120 Millionen Livres gebracht, — eine Summe, bei deren Aussprechen die venetianischen Gesandten ihre Verwunderung nicht genug betonen können; — aber noch größeres Mißvergnügen, als die Auflage an sich, erweckte die Art ihrer Erhebung. Das Einbringen der Steuern, seiner Natur nach ein Verwaltungsgeschäft, war damals in Frankreich mit dem Aufbringen von Anleihen, denen die Steuern zur Hypothek und Verzinsung dienen sollten, vermischt worden. Die Banquiers, welche der Regierung die Geldsummen, deren sie bedurfte, vorstreckten, waren dafür auf Gefälle angewiesen, welche einzutreiben ihnen selbst überlassen ward. Die bei diesen Geschäften Betheiligten nannte man Partisans.[1] Wenn man ihnen den unverhältnißmäßigen Betrag der Einnahmen, die sie sich gewähren ließen, zum Vorwurf machte, so entschuldigten sie sich damit, daß auch sie ihrerseits das Geld von

[1] On appelle traitans ou partisans une secte de personnes qui composent avec le roi de certaines sommes liquides, que la necessité des affaires l'oblige, de lever sur ses peuples à beaucoup moins qu'elles ne se montent comme au quint ou au quart près; et les contracts et actes, par les quelles ils stipulent, c'est ce qu'on nomme traités en partis. Aus der Flugschrift: Catechisme des partisans 1649, welche für diese Verhältnisse sehr unterrichtend ist.

Dritten oder Vierten gegen hohe Zinsen aufnehmen mußten, und daß sich immer eine Anzahl nicht beizutreibender Forderungen herausstellte. Aber dabei häuften sie doch ungeheure Reichthümer auf; früher hatte man ihr Vermögen zu Hunderttausenden geschätzt; damals hatte sie die Sucht ergriffen, Millionäre zu sein. Die Menschen waren empört, daß die ihnen mit rücksichtsloser Gewalt abgepreßten Leistungen mehr dem Luxus der großen Geldbesitzer zu gute kamen, als dem allgemeinen Besten und dem Staate. Und welche Willkür im Einzelnen war damit verknüpft![1] Die Regierung legte damals häufig den Wohlhabenden außerordentliche Taxen auf, welche sie dann sogleich zu Geldoperationen benutzte: die Folge war, daß die Betroffenen sich einzeln mit den Partisans abfanden, und die Aermern oft stärker herangezogen wurden, als die Reichen.[2] Man wollte berechnen, daß nur der fünfte Theil des Ertrags in die Hand der Regierung komme. Durch ein altes Gesetz war es ausdrücklich verboten, die Taille, die auf das Landvolk fiel, zu den Geschäften mit den Partisans heranzuziehen: aber im Drange der Noth gerieth es in Vergessenheit; die Taille, ebenfalls zur Grundlage dieser Operationen gemacht, ward alsdann von denen, welche zu ihrem Geld sammt Zinsen kommen wollten, mit einer um alle

[1] Le provincie sono ridotte all' estremo, le marche più evidenti della povertà, e della miseria apparendo in quelle eziandio, che più lontane delle frontiere et dall' armi, doveriano goder la comodità, et i beni maggiori — Per questo non solo i susurri, et l'aversione al governo va per tutte le Provincie serpendo. — Relazione di Baptista Nani 1648.

[2] Ungefähr daſſelbe was in der Republik und dem Directorium als Emprunt forcé erſcheint, und damals ſo großes Mißvergnügen erweckte. Die Willkürlichkeit der Beſtimmungen kehrte auch da wieder.

verderblichen Folgen, die daher entsprangen, unbekümmerten Strenge eingetrieben. Wenn Provinzen, die nie einen Feind gesehen hatten, dennoch in einen Zustand von Elend, ja Verödung geriethen, wie ihn sonst die Verwüstungen des Krieges herbeiführen, so schrieb man das im Lande den Gewaltsamkeiten der Partisans zu. Die Schatzmeister von Frankreich nahmen an den Geschäften dieser Art Antheil, auch sie liehen Geld dar, und zogen dafür die Einkünfte für sich selber ein; ihre Stellen stiegen zu einem Preise, der außer allem Verhältniß zu ihrer Besoldung stand. In den Rechnungen erschienen sogenannte Baarzahlungen, für welche eine einfache Quittung des Königs genügte, so daß über ihre Verwendung kein Nachweis im Einzelnen geführt zu werden brauchte. Sie bildeten ursprünglich den Fonds für die geheimen Ausgaben, und betrugen zwei bis drei Millionen; unter Richelieu stiegen sie auf dreißig, unter Mazarin auf sechzig Millionen. Unaufhörlich im Krieg zu Land und See, und in den mannigfaltigsten Unterhandlungen begriffen, bedurften diese Minister jeden Augenblick baares Geld, und sie konnten Derer nicht entbehren, die es ihnen zu verschaffen ausschließlich im Stande waren.[1] Alles war Geldgeschäft, auch die Werbung der Truppen. Der Capitän rechnete auf Solche, die nur einmal, eben bei der Musterung, erschienen; ihr Sold fiel nachher dem Hauptmann zu. Aber wie oft wurde die Löhnung auch denen entzogen, welche Dienste leisteten. Indem ungeheure Summen aufkamen, erfolgten doch die Zahlungen des Staates unregelmäßig oder blieben aus.

Wie hätte sich aber unter diesen Umständen das Land

[1] Afin d'empêcher que personne ne songe à rémuer contre le service du roi (Négociations secrètes II, 27).

nicht mit Klagen anfüllen ſollen: wie hätte es ausbleiben können, daß man die oberſte Verwaltung ſelbſt der Erpreſſung und des Einverſtändniſſes, der Theilnahme an dieſen Privatintereſſen bezüchtigte? Unaufhörliche Gährungen zeigten ſich.

Im Jahr 1644 hielt Mazarin für nöthig eine Armee des Innern aufzuſtellen, um jede Bewegung zu dämpfen, die ſich gegen den Dienſt des Königs erheben könnte. Im Jahr 1645 bemerkte er ſelbſt, die Hartnäckigkeit der Spanier bei den Friedensunterhandlungen rühre von der Erwartung her, daß es in Kurzem zu einem neuen Ausbruch von Unruhen in Frankreich kommen werde.[1]

Erinnern wir uns, daß jene Partei, die ſich nach dem Tode Richelieu's zum Umſturz ſeines Syſtems berufen geglaubt hatte, noch immer beſtand. Sie war geſchlagen, zurückgedrängt, aber ſie hatte dem Miniſter gegenüber, der als der Fortſetzer des Verſtorbenen galt, mächtige Sympathien. Manche aus ihrer Mitte waren geflüchtet: eben dieſen ſchrieb Mazarin die Erregung jener Erwartung zu.

Dieſer Geſinnung und Tendenz gehörte nun auch die Corporation an, welche von jeher die am allgemeinſten anerkannte Autorität im Lande beſeſſen hatte, das Parlament von Paris. Durch Richelieu war es tief herabgewürdigt, durch den Antheil, den es an der Bildung der Regentſchaft nahm, zu erneutem Selbſtgefühl emporgekommen. In den Jahren 1646 und 1647 finden wir die Regierung aufs neue in lebhaftem mit dem Parlament. — Eben auf dem Boden der finanziellen Unternehmungen und Beſchwerden ſtießen ſie zuſammen.

Der Oberintendant der Finanzen, Emery, ein Italiener wie Mazarin, und mit demſelben eng verbunden — er galt

[1] Negociations secrètes II, 160.

für ſchwelgeriſch, ungläubig und tyranniſch — hatte unter andern Mitteln, ſich eine Einnahme zu verſchaffen, von den Eigenthümern der in den Vorſtädten von Paris einem früheren Verbote zuwider aufgebauten Häuſer ein nachträgliches Strafgeld eintreiben wollen; die Eigenthümer ſetzten ſich dagegen und wendeten ſich an das Parlament; dieſes nahm ſich ihrer an und die Regierung ließ in der That ihre Forderung fallen.

Schon hiebei kam es zu unangenehmen Conflicten. Die Regierung ſah ſich veranlaßt, einige Mitglieder des Parlaments zu exiliren, für welche dann nicht allein die Magiſtratur, ſondern die ganze Stadt Partei ergriff.

Emery ſuchte ſich durch eine Auflage auf den Verbrauch der Lebensmittel zu helfen, und es gelang ihm wirklich, eine ſolche in dem Steuerhofe durchzuſetzen und bereits zur Erhebung zu bringen. Man könnte eine Geſchichte von dem Widerſtand ſchreiben, welchen dieſe Auflage, ſo unvermeidlich ſie an ſich iſt, in jedem europäiſchen Lande hervorgerufen hat. Wie einſt zu Heinrichs IV. Zeiten, ſo auch damals ſetzte ſich ihr das Parlament von Paris entgegen, nicht etwa nach einer ruhigen Erwägung der Gründe dafür und dawider, ſondern einmal, weil ſie dem Volke verhaßt war, und der Widerſpruch gegen ſie dieſem gefiel, aber hauptſächlich, weil die Anerkennung der Gültigkeit eines Beſchluſſes des Steuerhofes allein, das vornehmſte politiſche Recht des Parlaments, das in der Verifikation der finanziellen Edicte beſtand, zweifelhaft oder unnütz machte. Nach langen Streitigkeiten ſchritt das Parlament zu einer Ermäßigung des aufgeſtellten Tarifs der Abgabe; das Conſeil verwarf dieſelbe; von beiden Seiten wurden entgegengeſetzte Beſchlüſſe gefaßt und durch Maueranſchläge dem Volke kund gethan.[1]

[1] Histoire du temps, 1649, p. 14.

Auch dießmal, im Sommer 1647, gab die Regierung nach: ſie ſuchte einige andere Edicte hervor, welche früher von dem Parlament verificirt, und nur nicht ausgeführt worden waren; aber dieß waren ſolche, welche dem Stand der Hausbeſitzer von Paris beſchwerlich fielen: ſchon entſtanden lärmende Zuſammenrottungen in der Stadt, wie ſie einem Aufruhr voranzugehen pflegen.[1]

Welch ein Zuſtand war das bereits! Bei allen ihren Schritten, mochten ſie heilſam ſein oder nicht, ſah ſich die franzöſiſche Regierung von parlamentariſchem oder populärem Widerſtand gehindert. Neuer Hülfsquellen bedurfte ſie aber zu dem nächſten Feldzug auf das dringendſte. Sie griff endlich zu einigen außerordentlichen Maßregeln: Beſchlagnahme von bereits veräußerten Einkünften und Creationen neuer Aemter, unter andern von zwölf neuen Stellen von Maiſtres de Requeſtes — und beſchloß, um aller Weigerung zuvorzukommen, dieſelben in Gegenwart des Königs in einem Lit de juſtice ausſprechen zu laſſen.

Als der Eckſtein der franzöſiſchen Verfaſſung ward es betrachtet, daß ein in deſſen Gegenwart verkündigtes Edict, — denn von dem König leitete man alle Gerechtſame des Parlaments her, — keinen weitern Widerſpruch erfahren durfte. Am 15. Januar 1648 ward eine Throngerichtsſitzung zu dieſem Zweck mit gewohntem Pomp gehalten.

In dem Parlament bemerkte man jedoch, daß jener Grundſatz unter einem minorennen König nicht gelte, durch deſſen Mund nur der Miniſter rede, der zugleich der Intendant ſeiner Erziehung ſei.[2] Eben hier begann der ernſtlichſte Widerſpruch.

[1] Grands bruits et grands murmures parmi la bourgeoisie.

[2] In der Flugſchrift: La juſtification du parlement et de la

Schon in der Sitzung selbst zeigte sich eine nicht erwünschte Stimmung; nach derselben vertheilte der erste Präsident die verkündeten Edicte zu neuer Prüfung unter die Mitglieder, und diese hatte dann den Erfolg, daß die Königin gebeten wurde, ihre Anordnungen entweder sehr wesentlich abzuändern, oder ganz zurückzunehmen.

Und unmittelbar brachte dieß nun die unangenehmste Verlegenheit hervor. Die Regierung, die ihren Edicten volle Gültigkeit zuschrieb, hatte auf den vorausgesetzten Ertrag derselben Anleihen gegründet, deren sie für den Krieg bedurfte; indem sich das Parlament jenen entgegensetzte, machte es diese nichtig.

Ueberdieß aber kamen die bedenklichsten constitutionellen Fragen, die es in Frankreich geben konnte, zur Sprache. Der Präsident Le Coigneur, der nach dem Tode Richelieu's in das Parlament zurückgekommen war, führte in Gegenwart der Königin die Behauptung aus, daß, wenn man in alten Zeiten bei der Einführung neuer Auflagen die Beistimmung des Volkes, ausgesprochen durch die allgemeinen Stände, für nöthig gehalten habe, jetzt, da man diese nicht mehr einberufe, das Parlament an ihre Stelle getreten sei. „Der Wille des Fürsten müsse durch die, welche die Gerechtigkeit verwalten, für gerecht erklärt werden, dann führe das Volk ihn aus."[1] Bei

ville de Paris 1649 wird ihm besonders zum Vorwurf gemacht, »qu'il a fait venir le roi mineur au parlement, pour par sa présence obliger le parlement à recevoir ses edits.« (7.)

[1] Bei Talon II, 96. Quand nos rois ont desiré d'établir quelque impôt sur leurs peuples, ils ne l'ont pas voulu faire si non de leur consentement par l'assemblée legitime des états: mais peu à peu cette manière étant éteinte, les parlements ont supplée la fonction des états du royaume.

jener königlichen Sitzung ergriff der sonst so ergebene Generalprokurator die Gelegenheit, das Elend des Volkes mit den dunkelsten Farben zu schildern; er stellte dem jungen König vor, daß es zu dem Glanz seiner Krone gehöre, über freie Menschen und nicht über Sclaven zu herrschen. Die Ansicht, daß eine Verordnung, über welche das Parlament berathen sollte, durch die Publikation in Gegenwart des Königs Gesetzeskraft erlange, erklärte er für eine moralische Täuschung und einen politischen Widerspruch.

Ideen, die über das Gebiet einzelner finanzieller Maßregeln weit hinaus reichten. Indem die Regierung den monarchischen Gedanken Richelieu's auf dessen Spuren verfolgte, erhob sich die Körperschaft, die von ihm auf immer in die Schranken der Rechtspflege zurückgewiesen zu sein schien, zu einer energischen Erinnerung an ihre politische Bedeutung. Auch von dem mit allem Apparat der königlichen Würde ausgesprochenen Willen der höchsten Gewalt achtete sie sich nicht gebunden; sie meinte, die Rechte der Generalstände ausüben, über den Gehorsam des Volkes entscheiden zu können.

So eben war die Periode der Paulette abgelaufen, an deren Zahlung der so gut wie erblich gewordene Besitz der hohen Stellen gebunden war.[1] Emery meinte, zugleich sich empfindlich zu rächen und die Widerstrebenden zu ihrer Pflicht zurückzuführen, wenn er dieselbe der Rechenkammer, dem Steuerhofe und dem Grandconseil verweigerte, denn sie zeigten sich alle von dem Geist der Opposition ergriffen. Er ordnete

[1] Vgl. Talon II, 150. Dabei oder vielmehr Mazarin selbst leitet alles Folgende davon ab: La causa di questo disturbo è stata che il sopraintendente — per cavare danari — volse imprudentemente ritenere il salario di tutti i consiglieri etc.

zugleich an, daß den Mitgliedern derselben vier Jahre lang, der öffentlichen Bedürfnisse wegen, ihre Besoldungen eingehalten werden sollten. Da das eigentliche Parlament sich der Bedrohten annahm, und sogar den Beschluß faßte, daß die Einwilligung der Erben zum Eintritt in jede erledigte Stelle erforderlich sei, trug Emery kein Bedenken, seine Strafmaßregel auch auf die wirklichen Parlamentsmitglieder auszudehnen; er nahm die Paulette überhaupt und im Ganzen zurück.

Man hat gesagt, in Frankreich seien die öffentlichen Angelegenheiten unter die Obhut der Privatinteressen gestellt: durch eine Bedrohung der letzteren meinte die Regierung Gehorsam erzwingen zu können; indem sie aber hoffte, einen Jeden an seine Abhängigkeit zu mahnen, erweckte sie vielmehr in allen ein großes Gemeingefühl. Die vornehmsten Familien des höheren Bürgerstandes, welche die Stellen inne hatten, die Tausende von Andern, die mit ihnen zusammenhingen, wurden durch die Gefahr ihrer socialen Stellung auf das engste verbunden. Männer traten unter ihnen auf, welche das Talent entwickelten, die entstehende Opposition Schritt für Schritt weiter zu führen; damals der einflußreichste war der Rath der Grandchambre, Longueil, der das allgemeine Vertrauen genoß und die Gabe überzeugender Beredtsamkeit besaß; er ward als das Orakel der Partei betrachtet. Unter deren Leitung hielten es die vier Beamtenhöfe für gerechtfertigt, sich durch zahlreiche Deputirte zu gemeinschaftlichen Berathungen in dem Saale St. Louis zu vereinigen. Schon an sich war dieß ein Ereigniß von Bedeutung. Denn was gab es, was nicht kraft des Rechtes des einen oder des andern zu denselben hätte herangezogen werden können? Ihre Zusammenkünfte

bildeten gleichsam eine Repräsentation der gesammten Magistratur. In Kurzem aber zeigte sich auch, daß hier eine oppositionelle Tendenz von Grund aus vorwaltete: es wurden Beschlüsse gefaßt, welche das gesammte Staatswesen, wie es jetzt bestand, betrafen und gefährdeten.

Die von Richelieu eingeführten Intendanten der Justiz und der Finanzen, welche die großen erblichen Corporationen der Beamten in Ordnung zu halten bestimmt waren, sollten abgeschafft sein; vereinigt wollten die vier Kammern einen Gerichtshof aufstellen, um den Unterschleifen der Verwaltung nachzuforschen. Die Taille sollte um ein Viertheil verringert, und nicht länger auf Rechnung der Finanzmänner, die ihren Ertrag gekauft hatten, sondern auf die altherkömmliche Weise eingezogen werden; wie denn auch in andern Artikeln eine den Geldbesitzern feindselige Tendenz vorwaltete. Hauptsächlich aber ward als eine unwiderrufliche Regel festgesetzt, daß keine Auflage oder Steuer erhoben werden dürfe, ohne regelmäßig, mit Achtung des freien Stimmrechtes, verificirt worden zu sein; ohne freie Einwilligung der souveränen Höfe solle kein neues Amt creirt, keine Rente noch Besoldung zurückgehalten werden dürfen. Die vornehmste Waffe, der sich die Regierung bisher bedient hatte, ihre Gegner gefangen zu setzen und in dem Gefängniß festzuhalten, sollte ihr entwunden sein; man wollte die Regierung verpflichten, einen Jeden, den sie einziehe, nach vierundzwanzig Stunden vor seinen natürlichen Richter zu stellen. [1]

[1] Arrest faits en l'assemblée des quatre compagnies souveraines scavoir le parlement, le grand conseil, chambre des compts, la cour des aydes et en la chambre du St. Louis. Nouveau journal contenant tout ce, qui s'est fait et passé aux

Ein Conſtitutionsverſuch der außerordentlichſten Art, aber der damaligen Lage der Dinge in Frankreich entſprechend. Von Generalſtänden, Notabeln, Provinzialrechten iſt dabei nicht die Rede. Die gerichtlichen und adminiſtrativen Beamten, durch Kauf oder Erbe zu ihren Aemtern gelangt, ſuchten die geſetzgebende Gewalt unabhängig in ihre Hände zu nehmen. Es war, als ſollte die Landesverfaſſung überhaupt eine juridiſch-parlamentariſche Geſtalt bekommen. Die Eingriffe der miniſteriellen Gewalt wurden als unbefugt zurückgewieſen. Die jüngeren Mitglieder der Beamtenhöfe, noch friſch von den claſſiſchen Studien der Schule, ſahen ſich als eine Art von römiſchem Senate an.

Man fragt ſich, wie ſo die Regierung der Bildung einer gefährlichen Oppoſition ruhig zuſah: denn unmöglich konnte ſie ſich doch ſchon zu ſchwach fühlen, um etwas dagegen zu thun. Vor Allem: die Regierung wünſchte einen Bruch zu vermeiden, der die dem Abſchluß nahen Friedensunterhandlungen in Deutſchland hätte ſtören, den ſpaniſchen Feindſeligkeiten neuen Antrieb verleihen können: aber ſie hatte noch einen andern Gedanken, den Mazarin ſelbſt in einem Briefe an ſeinen Bruder verräth.[1] Wenn das Parlament die Mißbräuche der Partiſans ſo lebhaft angriff, ſo war das der Regierung ſelbſt nicht unangenehm, weil dieſe dadurch genöthigt

assemblées des compagnies souveraines du parlement ès années 1648 et 1649 jusqu'à présent. Paris 1649, p. 5. Vgl. Iſambert Recueil des lois XVII, 72.

[1] 9. Auguſt 1648 Ho lasciato correre il digusto del parlamento contra li trattanti prevedendo come è riuscito che questi vedendosi perseguitati et attaccati cosi furiosamente dalle compagnie sovrane ricorrebbono a noi facendo offerta, che non haveressimo mai la forza di pensare.

wurden, ſich an ſie anzuſchließen und ihr in ihren Geldoperationen beſſere Bedingungen zu machen. Dieſer kaufmänniſch rechnende Geiſt war ſo recht eine Eigenthümlichkeit des erſten Miniſters. Der pecuniäre momentane Vortheil überwog in ihm die Betrachtung zukünftiger Gefahr.

Mazarin ließ ſelbſt Emery fallen: er willigte in die Abſchaffung der Intendanten; in einem abermaligen Lit de juſtice, Ende Juli, ward eine Declaration verkündigt, in welcher diejenige von den neuen Aemtercreationen, die am meiſten Widerſpruch erregt hatte, die der zwölf Requetenmeiſter zurückgenommen, die Herabſetzung der Taille genehmigt, endlich das große Zugeſtändniß ausgeſprochen wurde, daß in Zukunft kein Steueredict Gültigkeit haben ſolle, ohne im Parlament, wie ſich gebührte, verificirt worden zu ſein.[1] Dagegen verbat ſich die Regierung, dieſem Zugeſtändniß eine rückwirkende Kraft beizumeſſen und etwa die Steuern, die auf nicht verificirte Edicte gegründet waren, für unzuläſſig zu erklären; eine Verſammlung, die ohne ihre Erlaubniß gehalten werde, wollte ſie nicht dulden.

Auf dieſe Weiſe hoffte ſie durch eine zugleich populäre Nachgiebigkeit die Gemüther zu beruhigen, und doch die Summe der Gewalt zu retten.

Aber die vereinten Corporationen gaben ſich damit keineswegs zufrieden. Sie hielten an ihrer Union feſt, unterwarfen auch das letzte Edict einer Prüfung, verboten alle und jede Steuererhebungen, die nicht auf regelmäßig verificirte

[1] Der Ausdruck war nicht wie in dem Parlamentsbeſchluß: avec liberté des suffrages, ſondern bien et dûement verifiées; der Unterſchied fällt in die Augen, doch machte das damals weniger Aufſehn. Ich finde nicht, daß die Herſtellung der urſprünglichen Worte gefordert worden wäre, auch nicht von dem heftigſten Opponenten, Greſſeteau.

Edicte gegründet seien, und trafen Anstalt, den Finanzmännern, welche auf die innebehaltenen Besoldungen der Mitglieder Anleihen hergegeben hatten, den Proceß zu machen.

So trat das Parlament von Paris der höchsten Gewalt mit entschiedener Feindseligkeit entgegen; es fand damit Rückhalt bei Großen und Kleinen. Die obwaltende Stimmung der Hauptstadt, der Nation, ja der Welt überhaupt unterstützte sie. Der zu Gunsten der parlamentarischen Gewalt so eben in England durchgeführte Kampf brachte einen allgemeinen antiroyalistischen Eindruck in Europa hervor, der gemeinschaftliche Name machte den Unterschied der Institutionen beider Länder einen Augenblick vergessen. Frankreich hatte den Abfall von Portugal, den catalonischen, zuletzt den neapolitanischen Aufruhr genährt und benutzt, obgleich sie die monarchischen Prinzipien verletzten: aber sollte dieß nicht zuletzt auf Frankreich zurückwirken? Man weiß, daß in Paris den Neapolitanern ganz von Herzen der Sieg gegönnt wurde. Denn von jeher gab es einen tiefen innern Zusammenhang des europäischen Lebens; Bewegungen von scheinbar localem Ursprung treiben ihre Analogien in entfernten Regionen hervor, wo diese plötzlich und unerwartet auftauchen. Die Stimmungen, Irrthümer und Leidenschaften der Menschen berühren sich auf Wegen, die Niemand nachzuweisen vermag.

Noch immer hätte Mazarin durchgreifende Maßregeln, welche Unruhen veranlassen konnten, lieber vermieden. Doch war er in dieser Angelegenheit nicht so ganz Meister; unter Andern hörte die Königin damals wieder auf Chavigny, der in der Strenge Richelieu's das Ideal der Staatsverwaltung sah; ihre Umgebung und sie selbst fühlten durch die Unternehmungen der bürgerlichen Körperschaften ihren Stolz beleidigt.

Und wenn man bisher auf die Lage der auswärtigen Angelegenheiten, die in der letzten Zeit nicht überall günstig standen, Rücksicht genommen hatte, so schien das im Jahr 1648 nicht mehr nöthig zu sein. Von allen Seiten erhielt man Siegesnachrichten; in Italien war Cremona, in Catalonien Tortosa, in den Niederlanden Ypern in die Hände der Franzosen gefallen: im August erfocht der Prinz von Condé einen glänzenden Sieg über die spanisch-niederländische Armee bei Lens. Sollte bei so vielem Glück über die auswärtigen Feinde der Hof nicht auch den Muth haben, seinen Gegnern in der Hauptstadt zu Leibe zu gehen?

Die Regierung ersah sich zwei Mitglieder des Grandconseil, den Präsidenten Blancmesnil, Bruder jenes Bischof von Beauvais, der ein Ministerium der Reformen hatte aufstellen wollen, und den Rath Broussel, Männer von einem gewissen Einfluß, aber keineswegs die eigentlichen Führer, um an ihnen ihre Strafgewalt auszuüben. Eben an dem Tage, an welchem der Sieg von Lens durch ein Tedeum in Notre Dame gefeiert wurde, unmittelbar nach der Feierlichkeit ließ die Königin Anna diese Beiden in ihren Wohnungen verhaften und abführen. [1]

Sie hatte keine Vorstellung von dem Umfang des schon

[1] Mazarin an den Herzog von Modena, 11. Sept.: Restavano intieramente aggiustate le cose del parlamento, ma la contumacia di alcuni spiriti inquieti che andavano pur procurando di tenere le cose in disordine obligò la regina a far arrestare due consiglieri del parlamento, il che se bene era rimedio molto moderato e molto giusto nondimeno; se le devo dire il vero, non fu mio parere d'usarne nelle presenti congiunture. In einer späteren Lettera circolare von Ondedei, Febr. 1650, heißt es, der Cardinal habe der Königin hierin nachgegeben.

seit Jahren in den Gemüthern der Einwohner von Paris angesammelten Widerwillens; indem sie zwei minderbedeutende Männer antastete, erweckte sie eine allgemeine Explosion. Der alte Broussel, der als ein biederer Ehrenmann bekannt war, ohne viel in die Weite reichende Absichten, nur ein abgesagter Feind der obwaltenden Finanzwirthschaft, voll von Mitgefühl für die Noth des gemeinen Volkes, genoß die Verehrung zuerst seiner Freunde und Nachbarn in dem Quartier, wo er wohnte, dann der kleinen Bürger in den nächsten Stadttheilen; die gemeinen Leute auch in den übrigen kannten den Namen des Mannes, der die Auflagen, durch die sich Alle gedrückt fühlten, abschaffen wollte. Auf das Gerücht von seiner Gefangennehmung wurden die Läden geschlossen, die alten Waffen hervorgeholt; eine plötzlich losbrechende Bewegung, vor der die für die Feier des Tages aufgestellten Garden zurückwichen, wälzte sich nach dem Palais Royal hin. In diesen empörerischen Massen lebt zugleich eine eigenthümliche Leichtigkeit sich zu organisiren: man sah einen Stadtcapitän Wachen der Empörung den Schildwachten des Königs gegenüber aufstellen; Alle schrieen nach der Rückkehr ihres Broussel. Dieser Aufruhr läßt sich nicht mit dem der Ligue vergleichen; er war weder so wohl vorbereitet, noch so leidenschaftlich und erfolgreich; die Truppen wurden dießmal nicht entwaffnet, am andern Morgen haben sie den von einem Volkshaufen ins Gedränge gebrachten Kanzler aus dessen Händen errettet, und sich dann, nachdem einige Schüsse gewechselt worden, an den Tuilerien und dem Palais Royal aufgestellt.[1] Aber die Stadt war doch plötzlich in den Händen der empörten Menge; die städtischen Compagnien,

[1] Ueber die Einzelnheiten dieser Begebenheit würde eine kritische Erörterung auch nach Allem, was darüber vorliegt, rathsam sein.

ſtatt ihr zu widerſtehen, machten, von denſelben Antrieben ergriffen, gemeinſchaftliche Sache mit ihr: wenigſtens in der Nähe des Tumults waren allenthalben Barricaden errichtet; wollte die Königin die Ruhe wieder herſtellen, ſo mußte ſie ſich zu Conceſſionen bequemen.

Das Parlament, in feierlichem Zuge von dem Juſtizpalaſt nach dem Palais-Royal ziehend, vermittelte dieſelben; es wirkte in der That die Rückkehr der beiden Eingezogenen aus, — ohne dieß hätte Keiner von Allen nach ſeinem Hauſe gehen dürfen, — und mit unbeſchreiblichem Jubel ward Brouſſel von der Menge empfangen. Wenn das Parlament dagegen ſeinerſeits verſprach, bis nach den nächſten Vacanzen von der Erörterung der letzten Declaration und den Beſchlüſſen der vereinigten Kammern abzuſtehen, alſo die eigentlichen Streitpuncte ruhen zu laſſen, ſo bedeutete das doch für die Hauptſache nur wenig: es war ein Aufſchub, der die Gährung in den Gemüthern mehr nährte als beruhigte. Nun erſt begann Brouſſel, der der Mann des Tages geworden war, eine gefährliche Rolle zu ſpielen. Das Uebergewicht in der Stadt war in den Händen der populären Partei. Dazu kam aber noch ein anderer unerträglicher Uebelſtand. Die Regierung hatte ſich durch die einſeitige Jurisprudenz des Parlaments bewegen laſſen, die den Partiſans für ihre Anlehen gemachten Aſſignationen zurückzunehmen.[1] Aber dieß veranlaßte einen allgemeinen Bankerutt, welchen die Regierung ſelbſt in ihren auswärtigen Unternehmungen am ſchmerzlichſten empfand. In ſeinen Briefen klagt Mazarin, der Geldmangel habe es ihm unmöglich gemacht, etwas für Neapel zu thun, obwohl er ſehe, was ſich dort ausrichten ließe; den großen Sieg in Flandern

[1] Forbonnais Recherches II, 256.

habe er unbenutzt lassen müssen, der Flotte ihren Unterhalt nicht auf zwei Monat sichern, die schon begonnenen Unternehmungen in Catalonien und in Oberitalien nicht fortsetzen können. Da die fortdauernden Unruhen die Zuversicht auf die Zukunft, den Credit vernichteten, so hielt man für nothwendig, denselben um jeden Preis ein Ende zu machen.

Die Regierung entschloß sich, noch vor dem Wiederbeginn der Parlamentsitzungen mit definitiven Zugeständnissen hervorzutreten. Am 24. October publicirte sie eine Declaration, in der dem gemeinen Mann neue Erleichterungen zugesagt wurden, den Gewerbtreibenden, wie sie verlangten, das Verbot der ausländischen Manufacturen, den verbündeten Corporationen die Versicherung, daß niemals Aemter ohne ihre Einwilligung creirt werden sollten. Eine förmliche Habeascorpusacte ließ sich die Königin nicht abgewinnen; aber sie sagte zu, daß in Zukunft Niemand vor Ausnahmsgerichte gestellt, die Beamten nicht durch Lettres de cachet in ihren Amtsverrichtungen gestört werden sollten.

Das war nicht Alles, was die Kammern von St. Louis gefordert hatten, aber das Meiste davon; und bei weitem mehr, als sich ein halbes Jahr früher hätte erwarten lassen: man hoffte davon eine allgemeine Befriedigung.

Welch eine Täuschung aber ist es, von abgedrungenen Zugeständnissen eine Herstellung der Ruhe zu erwarten. Auch damals, wie so oft, zeigte sich, daß die Strenge des Gehorsams unterbrochen, und ein fester Punkt gewonnen war, von welchem aus die Regierung weiter angegriffen werden konnte. Alle alten Gegner fühlten sich. Unter den übrigen erschien dem regierenden Cardinal gegenüber ein anderer hoher Geistlicher, der schon in die letzten Irrungen eingegriffen hatte

und von Tage zu Tage kühner auftrat, der Coadjutor von Paris, Johann Franz Paul von Gondi, genannt von Retz.

Das Haus Gondi war stolz darauf, daß sein Familienpalast in dem ältesten Umkreis der Stadt Florenz liege, ein sicheres Zeichen seines uralten Adels. In Geldgeschäften nach Frankreich herübergekommen, war es durch seine Verbindung mit den beiden mediceischen Königinnen, besonders der ersten, und durch die wohlerwogene und umsichtige Haltung des noch in Florenz gebornen Albert de Gondi, für den seine Herrschaft Retz an der untern Loire zum Herzogthum erhoben wurde, rasch emporgestiegen.[1] Besonders war ihnen das Bisthum Paris zugefallen. Erst ein Bruder Alberts, dann zwei seiner Söhne haben es besessen; sein Enkel war der Coadjutor, der sich durch ein höchst eigenthümliches politisches und ein unvergleichliches literarisches Talent einen Namen gemacht hat.

Bei den meisten namhaften Menschen ist es ein lebhafter Eindruck, den sie in der Jugend empfingen, der allerdings darum eben so lebhaft wurde, weil er eine Ader ihres innersten Wesens berührte, was ihre Lebensrichtung bestimmt hat. Wie Manche lassen sich nennen, die durch die Lebensbeschreibungen des Plutarch angeregt worden. Auch auf Paul Gondi hat Plutarch gewirkt; aber große Könige oder Kriegsmänner waren es nicht, die seine Nacheiferung erweckten; er bewunderte am meisten Diejenigen, die sich einer vorherrschenden Macht gegenüber als Parteihäupter Anerkennung und Macht verschafft haben. In einer französischen Bearbeitung von

[1] Lettres patentes de l'érection du comté de Retz en duché et pairie, Nov. 1581. Histoire généalogique de la maison de Gondi II, 529, ausführliche Aufzählung der Verdienste Alberts und der Ansprüche des Hauses.

Mascardi's Verschwörung des Fiesco, die er als junger Abbé verfaßte, finden sich Einschaltungen sehr auffallenden Inhalts: z. B. über den nichtigen Beigeschmack von Schimpf, der der Bezeichnung Rebell, Factionsmensch, Verräther anklebe; aber man müsse wählen zwischen Scrupel und großen Unternehmungen, die allezeit der Erfolg rechtfertige.[1] In dem Zustand, in welchen Richelieu den französischen Adel herabgedrückt, sah er eine unwürdige mit der Ehre unvereinbare Sklaverei. Er leitete denselben von der Lethargie her, die sich nach den Gewaltthaten des Machthabers über die Parlamente, die Provinzen und die Großen des Landes ausgebreitet habe; in der ursprünglichen Verfassung von Frankreich sei das absolute Königthum nicht begründet. Wenn nicht auf so festen Satzungen, wie die Verfassung von England oder von Aragonien, so beruhe sie doch auf anerkannten Gewohnheiten, deren Obhut wie früher den Generalständen, so später den Parlamenten anvertraut worden sei. Gesetze seien allerdings, sagte er, ohne die Waffen unvermögend, aber auch die Waffen ohne Gesetze; Cardinal Richelieu habe allen Gesetzen und Gewohnheiten Hohn gesprochen, und diejenigen gestraft, die darauf halten wollen; die Marillacs erschienen ihm als Märtyrer der Gesetzlichkeit. In Unzähligen lebten dieselben Ueberzeugungen: in Paul Gondi erwachte der Ehrgeiz, sie zur Geltung zu bringen.

Gleich in den ersten Wochen der Regentschaft, ehe sie ihr System gebildet hatte, ward Gondi von der Königin zum Coadjutor seines Oheims in der nun zum Erzbisthum erhobenen Diöcese von Paris ernannt.[2] Er versäumte keine äußere

[1] Auszüge in der Notice von Petitot: Mémoires 44, 10.

[2] Am 12. Juni 1643 dankt das Capitel der Königin für diese Ernennung. Hist. généal. II, 164.

Pflichterfüllung, durch die er bei seinem Capitel und seinen Pfarrern in Ansehen kommen konnte; denn zu seinen politischen Abstractionen gehörte der Grundsatz, daß ein Mann, der etwas unternehmen wolle, von der Genossenschaft, zu der er gehöre, gedeckt werden müsse; das Volk suchte er durch überreiche Almosen, die schon einigen Verdacht gegen ihn erweckten, für sich zu gewinnen. In den Versammlungen des Clerus nahm er sich der alten Gerechtsame desselben aufs eifrigste an; Thomas von Canterbury und der heilige Ambrosius waren hier seine Vorbilder; er trat mit dem Herzog von Orleans in einen Ehrenrechtsstreit; schon sagte ihm Mazarin einmal, wer affectire ein Ambrosius zu sein, der müsse auch so leben.

Aber das war die tiefe Immoralität dieses Menschen, daß er, indem er das Heiligste verwaltete, dennoch mit vollem Bewußtsein, kurz und gut, den Entschluß faßte, seine Ausschweifungen fortzusetzen. Vor Gott, sagt er, sei das zwar das größte Verbrechen, aber vor den Menschen das Klügste. Er wollte zugleich Ambrosius und Catilina sein.

Ein noch unmittelbareres Motiv zu einer öffentlichen Wirksamkeit, als die geistlichen, gaben ihm die Angelegenheiten des Parlamentes. Er erzählt, am ersten Tage der Barricaden, trotz seines guten Willens, von der Königin und dem Cardinal mit Argwohn und Wegwerfung behandelt, habe er sich jeder Pflicht gegen sie überhoben gefühlt, und den Tumult des zweiten Tages geleitet. Man hat Grund an der Wahrheit dieser Behauptung zu zweifeln; es scheint, als habe er seinen Einfluß auf das Ereigniß jenes Tages nach der Hand höher angeschlagen, als er in der That gewesen ist. Aber wer könnte läugnen, daß die offene oder geheime Theilnahme eines Mannes von vornehmer Herkunft und hohem

geiſtlichem Range die Führer der parlamentariſchen Partei in ihrem Unternehmen gewaltig beſtärken mußte. An deren Spitze, auf ihre Rechte geſtützt, dachte Gondi den allgemeinen Angriff auf die Regierung zu beginnen.[1]

Noch erſchien das Verhältniß höchſt ungleich. Retz machte uns den Krieg, ſagt Mazarin einmal, wie wenn der Führer einer Brigantine eine große Flotte anzugreifen unternähme.

Er konnte, wenn es wieder zum Bruche kam, auf einige Hülfe für ſein Fahrzeug rechnen. Wie ſollten nicht die Vendome's oder die Lothringer ihre alte Stellung, ſobald es möglich war, wieder zu gewinnen ſuchen? Bouillon war nach Paris zurückgekommen, aber keineswegs zufriedengeſtellt. Auch einige Kriegsgefährten Condé's, die ſich von dieſem zurückgeſetzt ſahen, näherten ſich dem Coadjutor. Condé ſelbſt ſprach mit ihm wohl nur deßhalb, um ſich ſelbſt über den Stand der Dinge zu unterrichten; denn er ſah Wolken am Himmel und wollte wiſſen, was er im nächſten Sturme zu thun habe: er hielt am Hofe feſt. Um ſo auffallender war, daß ſein jüngerer Bruder Conti und ſeine Schweſter, die Herzogin von Longueville, dem Coadjutor Gehör gaben. Die Letzte, welche mit einer anmuthvollen Erſcheinung einen zugleich gebildeten und unternehmenden Geiſt verband, ſo daß ihr Alle huldigten, die in ihre Nähe kamen, war eine unſchätzbare Bundesgenoſſin für ihn.

Unter der Einwirkung des Coadjutors und ſeiner Freunde

[1] Nicht ganz ohne Beziehung hierauf möchte die Bezeichnung Fronde für dieſe Partei ſein, die auf den Grund parlamentariſcher Gerechtſame nicht geradezu, ſondern aus der Ferne, die gigantiſche Gewalt des erſten Miniſters zu zertrümmern ſuchte, wie jener Rieſe durch die Anwendung der Schleuder erlegt worden ſei. Mag das Wort auch einen andern zufälligen und localen Urſprung haben, ſo iſt es doch ſchon damals ſo verſtanden worden. Vgl. Priolus **de rebus Gallicis III, 6.**

nahmen die Bewegungen der Stadt gegen Ende des Jahrs 1648, der Declaration zum Trotz oder vielmehr durch sie veranlaßt, eine drohende Gestalt an. Mit eifersüchtiger Strenge bestritt das Parlament jede auch noch so unbedeutende Verletzung der darin gemachten Zugeständnisse. Schon waren die Gemüther hierüber in Aufregung, als neue Finanzoperationen in Vorschlag kamen. Die Minister beabsichtigten, das Einkommen des nächsten Jahres und unter andern auch die Taille zur Grundlage derselben zu machen. Das Parlament widersetzte sich dem mit einer Festigkeit, gegen welche die Mahnungen an das öffentliche Bedürfniß, wie sie der Herzog von Orleans vortrug, und die drohende Haltung, die der Prinz von Condé annahm, nichts ausrichteten. Eine allgemeine Verstimmung gab sich in den Einwohnern der Hauptstadt kund, und zwar dießmal gegen den ersten Minister selbst.[1] Sie sahen in Mazarin einen Verbündeten der Finanzwirthschaft, von der sie so viel gelitten hatten: sie erinnerten sich und wurden in bittern, mannigfaltigen Flugblättern, deren Angriffe jetzt begannen, täglich daran erinnert, daß er ein Fremder war, sie schienen eine neue Empörung vorzuhaben. Man hat gesagt, sie hätten die Königin zur Entlassung Mazarins zwingen, oder sich der Person des jungen Königs bemeistern wollen. Wohin auch ihr Sinn gehen mochte, das leuchtet ein, daß das Reich in diesen tumultuarischen Bewegungen nicht eigentlich regiert werden konnte. Es war an keine Vorbereitungen zu dem

[1] Als Grund bezeichnet Ondedei in einem Schreiben »una quasi indubitabile cortezza che si procurasse di far nascere nuove sollevationi et in esse di mettere la mano sopra la persona del re.« Aubery I, 531: »Ils auroient au moins emporté l'éloignement du premier ministre, s'ils s'y fussent opiniatré comme apparemment ils n'y auroient pas manqué.«

nächsten Feldzug zu denken; man sah, daß die Spanier auf den Fortgang dieser Unruhen zählten. Der Stadt war die Königin nicht mehr Meister, und ein Versuch, sich mit Gewalt dazu zu machen, hätte zu einer blutigen Katastrophe führen können. In dieser Verlegenheit und Bedrängniß faßte Mazarin einen wenn nicht verwegenen, doch sehr kecken Gedanken, und wußte die Königin dafür zu gewinnen. Sie beschlossen, mit dem ganzen Hofe die Hauptstadt zu verlassen, um dieselbe durch einen Angriff von außen zu dem Gehorsam zurückzubringen, den sie verweigerte. Sie hofften damit rasch genug zu Ende zu kommen, um noch zur rechten Zeit den Feldzug gegen Spanien beginnen zu lassen.

Fast wie eine Flucht ward die Entfernung des Hofes vorbereitet und ausgeführt. Mazarin wohnte am Vorabend des Dreikönigstages einem Feste bei, das der Marschall Grammont gab; für den andern Tag hatte er selbst ein Fest angekündigt, das er in der Behausung des Cardinal Grimani außerhalb der Thore geben wollte, und dazu sein Silberzeug, seine Teppiche und den besten Hausrath bereits hinausgeschickt. Im Palais-Royal war Alles im gewöhnlichen Gang; Königin Anna sah, den Arm auf den Tisch gelehnt, dem Spiele des jungen Königs zu; sie erschien heiter und sorglos und zog sich dann um die gewöhnliche Stunde zurück. Um 4 Uhr verließ Mazarin seine Gesellschaft und fuhr nach dem Palais-Royal. Da hatte sich auch die Königin wieder erhoben und begab sich durch den Garten mit ihren beiden Söhnen nach einer bereitstehenden Carosse. In dem Cours gesellten sich den beiden Wagen noch einige mehr hinzu, andere folgten später; der Herzog von Orleans und der Prinz von Condé hatten das Thor mit zuverlässigen Leuten besetzt, so daß bis zum Morgen

Niemand gehindert wurde, ſich zu entfernen.[1] So entfernte ſich dieſer Hof in dem Augenblick, wo die Vergnügungen des Winters beginnen ſollten, aus der Hauptſtadt. In St. Germain, wohin er ging, fühlte er ſich anfangs ziemlich unbequem, tröſtete ſich aber damit, daß er doch nicht mehr von dem Gutdünken untergeordneter Menſchen abhänge.[2] Und ohne Verzug bereitete ſich Alles zum Kriege gegen Paris. Die für die Zufuhr wichtigſten Poſten wurden in Beſitz genommen; dem Parlament ging eine Verfügung zu, durch welches es nach Montargis exilirt wurde, und der Stadt die Weiſung, keinen Befehl von dem Parlament mehr anzunehmen.

Das erſte Gefühl, das bei dieſer Nachricht in der Menge ſich regte, war eine Art von Ingrimm und Wuth. In dem Parlamente war man eher erſchrocken; da aber die Deputation, welche man ſofort nach St. Germain ſchickte, von der Königin nicht angenommen wurde, ſo behielt auch hier der ausgeſprochenen Ungnade gegenüber Entſchloſſenheit und Haß die Oberhand. Mazarin ward für einen öffentlichen Feind erklärt, verbannt und geächtet; zugleich ordnete das Parlament eine Aushebung von Truppen an, um die Verſorgung der Stadt mit den erforderlichen Lebensmitteln zu ſichern.

Bernhard von Weimar hat einſt König Ludwig XIII. auf die Gefahr, die ihm aus der anwachſenden Größe ſeiner Hauptſtadt entſtehe, aufmerkſam gemacht, denn die Stadt ſei mächtiger als er. In Deutſchland gab es damals noch keine mächtigen

[1] Aus Ondedei Lettera circolare 8 Genn. »Siamo fuori di Parigi,« ſagte er, »alloggiati come soldati.«

[2] Vgl. die Aeußerungen von Le Tellier bei La Rochefoucauld I, 407. Ondedei »ad ognuno nauseava che quatro consiglieri, soliti solo a giudicare le cause di particolari haveano voluto intrapendere di dar leggi al re.«

Fürſtenſtädte, aber in Frankreich trat, wie ſo manche andere, ſo auch dieſe große Schwierigkeit der modernen Monarchie, ihrer Hauptſtadt mächtig zu bleiben, bereits vollſtändig hervor.

Die Stadt Paris nahm jetzt, dem Königthum gegenüber, eine ſehr ſelbſtſtändige und drohende Haltung an.

Aus den Flugſchriften der Zeit ergibt ſich, daß man ſich nicht begnügen wollte, Mazarin zu entfernen, oder vielleicht die Fremden aus dem Staatsdienſt zu verweiſen; die Abſicht war, der Regierung wenigſtens während der Minderjährigkeit des Königs eine ganz andere Geſtalt zu geben. Mitglieder des Clerus, des Adels und der Magiſtratur, neben den Prinzen von Geblüt ſollten ſie bilden; alle Geſchäfte durch die Mehrheit der Stimmen entſchieden,[1] die geiſtlichen Pfründen nur aber durch ſie vergeben werden. Die oberſte Stelle war dabei dem Parlament ſelbſt zugedacht. Es ſollte jenen ſtändiſchen Regierungsrath vorſchlagen, und wenn ſich einer der ernannten Miniſter ſeines Amtes unwürdig zeige, auf ſeine Abſetzung dringen, die dann nicht verweigert werden dürfe. Einen Finanzcontroleur ſollte es nicht mehr geben; zwei Mitglieder des Parlamentes, von dem Parlament ernannt, ſollten dieſes Amt verwalten. Alle Befehlshaberſtellen in den feſten Plätzen, zehn Lieues in der Runde um Paris her, ſollten von dem Parlament beſetzt werden, wenn man es nicht vorziehe, dieſe Befeſtigungen zu ſchleifen.

[1] Contract de mariage du parlement avec la ville de Paris enthält in dieſer wunderlichen Form ſehr ernſte Vorſchläge, unter andern: que toutes les matières d'état se resoudront par l'advis des princes du sang et des conseillers et ministres d'état (die von dem Parlament präſentirten) et par la pluralité des voix. Das Journal des Parlaments darf man nicht für offiziell halten, doch enthält es noch die ſicherſten Nachrichten.

Und in dieſen Beſtrebungen fanden nun Stadt und Parlament jene ihm von dem Coadjutor vorbereitete Unterſtützung aus den vornehmſten Familien. Die Herzogin von Longueville war gleich in der Stadt geblieben; ihr Gemahl und ihr Bruder Conti kamen ſofort aus St. Germain zurück; der erſte bot dem Parlament die Kräfte der Normandie an; in ſeinem Gefolge trat ein tapferer Kriegsmann, La Mothe Houdancourt, über. Dann erſchien auch Bouillon, gichtbrüchig wie er war, in dem Parlament, um zu erklären, er wolle nichts, als die Autorität deſſelben, der er die Entſcheidung ſeiner eigenen Intereſſen überlaſſe, und die Ruhe der Stadt, welche die Hauptſtadt nicht allein von Frankreich, ſondern der ganzen Welt ſei, aufrecht erhalten. Es gab ihm doppeltes Gewicht, daß ſein kriegberühmter Bruder Turenne hierin mit ihm einverſtanden war. Die Pariſer Population bezweifelte faſt, daß die Herren es ehrlich mit ihr meinen könnten. Um ſie zu beruhigen, erſchienen eines Tages die beiden Damen Longueville und Bouillon mit ihren Kindern in dem Hôtel de Ville, und boten dieſe und ſich ſelbſt als Geißeln für die Hingebung ihrer Familien dar. Der Sohn, deſſen die erſte in dieſer Zeit genaß, bekam ſeinen Namen von der Stadt: man nannte ihn Charles-Paris. Auch noch von einer andern Seite erſchienen Verbündete: Elboeuf, aus dem Hauſe Lothringen, der die Rolle Mayenne's erneuern zu können meinte; Beaufort, dem es zur Ehre gerechnet wurde, daß er aus dem Gefängniß des Cardinals entkommen war; mit ſeiner populären Art, ſich auszudrücken und darzuſtellen, in ſeinem langen blonden Haar, gewann er einen unbeſchreiblichen Einfluß auf die Maſſen. Es hatte einige Schwierigkeiten, die entgegengeſetzten Anſprüche dieſer Herren zu vereinigen; dem gewandten Coadjutor gelang es jedoch;

der Prinz von Conti ward, seiner Herkunft wegen, als das Haupt anerkannt; die übrigen dienten unter ihm.

Niemand wird meinen, daß es ihnen an sich so sehr um die Rechte des Parlaments zu thun gewesen sei; waren aber nicht unter jenen Vorschlägen gar manche, die ihren Ideen und alten Tendenzen ganz wohl entsprachen? Die Thatsache des Widerstandes gegen die oberste Regierung, die immer allgemeiner wurde, wie sich denn in allen Provinzen des Reiches im Westen und Osten Zustimmung und Theilnahme für die Sache des Parlaments regte, war ihnen an und für sich genehm.

Mazarin versichert in einem seiner Briefe an Prinz Thomas von Savoyen, er würde mit der Stadt binnen acht Tagen fertig geworden sein, wenn sich die Fürsten und Herrn nicht für sie erklärt hätten: „gegen alle Erwartung, ohne Grund, ja ohne den Schein eines Grundes.“ [1] Er findet es unbegreiflich, daß sie sich der Stadt und dem Parlament sogar verpflichtet haben.

Mochte auch der Prinz von Condé in den Scharmützeln des kleinen Krieges, der nun begann, und fast mehr mit Lärmen als mit Anstrengung geführt ward, im Allgemeinen die Oberhand haben, und die Umgegend von Paris besonders die Hand der Polen und Deutschen in seiner Armee schwer empfinden, auf die Stadt hatte das keinen entscheidenden Einfluß, da ihr doch nicht alle Zufuhr abgeschnitten werden konnte; der Preis der Lebensmittel ward davon wenig berührt.

Schon aber hatte diese Sache noch eine andere für Mazarin höchst empfindliche Rückwirkung. Zwischen den empörten

[1] 27. Februar 1649: »la detestabile conspiratione trascorre sino promovere l'unione con gli Spagnoli e l'intelligenza con i parlamentarii d'Inghilterra.«

Prinzen und der spanisch-niederländischen Regierung wurden Mittheilungen und Gesandtschaften gewechselt. Der König von Spanien, Philipp IV., ward auch von Mazarin um seine Unterstützung angegangen. In dem Brüsseler Archiv findet sich ein sehr sonderbares Document, das seine Unentschiedenheit beweist. Es besteht in zwei übrigens gleichlautenden, in der Sache selbst einander entgegengesetzten Vollmachten für den Gouverneur, dem es überlassen blieb, sich mit der einen oder mit der andern Partei zu verbinden. Wie leicht, daß dieser, wie es denn dazu einmal allen Anschein hatte, sich auf die Seite der Stadt und des Parlaments schlug.

Unmöglich durfte Mazarin eine Verbindung zwischen den Spaniern und der Pariser Bevölkerung aufkommen lassen. War die Stadt nicht auf der Stelle zu unterwerfen, so war der Krieg mit ihr ein großes Uebel und eine große Gefahr. Mazarin eilte, die Hand zur Versöhnung zu bieten.

Und auch die Führer der Fronde waren dazu geneigt: hatten sie nicht besiegt werden können, so fühlten sie doch auch, daß sie den Gegner nicht überwältigen würden. [1]

So geschah, nicht ohne Erstaunen der Welt, aber doch eigentlich in gewohnter französischer Weise, daß man sich nach heftigen gegenseitigen Anfällen und Feindseligkeiten in Kurzem auf beiden Seiten zum Frieden kehrte. Am 11. April ward eine Abkunft geschlossen, in welcher das Parlament es aufgab, den Fremdling, den es haßte, aus dem Rath der Königin zu stoßen; alle Beschlüsse, die es seit der Entfernung derselben

[1] Mehr dürfte man nicht sagen; das Schreiben, das der Erzherzog an das Parlament ganz in dem Sinne der Regierung gerichtet haben soll, ist unächt, und von einer Faction in Paris selbst erdichtet, was in den Memoiren von Retz ausführlich erzählt wird.

aus der Stadt gefaßt hatte, im Widerſpruch mit ihrem Befehl, obenan jenes Dekret der Aechtung, bequemte es ſich, zurückzunehmen. Dagegen beſtätigte die Regierung aufs neue die Declaration vom 24. Oktober: Mazarin hätte den für die Staatsgewalt ſo bedrohlichen Verſammlungen der vereinigten Kammern auf die nächſten drei Jahre, d. h. bis zur eintretenden Volljährigkeit des Königs, Einhalt zu thun gewünſcht, er konnte jedoch nichts weiter erreichen, als daß ſie in dem laufenden Jahre unterbleiben ſollten.

Die anweſenden Fremden erſtaunten über die ganze Art und Weiſe, wie dieſe Dinge auf beiden Seiten geführt wurden. Mazarin habe unerweisbare Beſchuldigungen erhoben, und dann mit zehntauſend Mann tauſendmal tauſend zu bezwingen unternommen; das Parlament habe den Cardinal für abgeſetzt erklärt, und den Befehl an das königliche Kriegsheer erlaſſen, ſich aus der Nähe der Hauptſtadt zu entfernen, gleich als ſtände es in ſeiner Macht, ſich bei demſelben Gehorſam zu verſchaffen; nachdem viel Blut vergoſſen und das Land weit und breit verwüſtet worden, ſeien ſie endlich beide mit gleichem Unbedacht auf den Frieden gefallen, der unmöglich beſtehen könne.[1]

Das Auffallendſte war einem Jeden, daß die Nation, deren Sache es galt, an der Entſcheidung nur geringen Antheil nahm. Sie ſah dem mörderiſchen Trauerſpiel müßig zu, ohne dem einen oder dem andern Theile Hülfe zu leiſten.

Wenn ich nicht irre, ſo erklärt ſich der Verlauf der Sache

[1] Roſenhane observationes politicae de nuperis in Francia motibus; mir zunächſt bekannt aus einer deutſchen Ueberſetzung unter dem Titel: „Continuirende Rebellion, d. i. gründlicher Bericht — — der anjetzo neuen in Frankreich erweckten Rebellion, deren Urſachen ꝛc.“ Frankfurt 1650.

daher, daß Mazarin immer die auswärtigen Angelegenheiten im Auge hatte. Um das zur Fortsetzung des Krieges erforderliche Geld aufzubringen, willigte er in jene Throngerichtssitzung, von welcher alle Unordnungen entsprangen. Aus Rücksicht auf Spanien zögerte er anfangs, die strengsten Mittel gegen das Parlament anzuwenden. Hatte er doch auch an sich nichts dagegen, daß die Partisans einmal gezüchtigt wurden; seine Moral verbot ihm den Bankerutt nicht, wofern er nur eine Möglichkeit behielt, den Kredit wieder herzustellen. Er verließ Paris, weil er dadurch den Unruhen auf das raſcheſte ein Ende zu machen und für den auswärtigen Krieg freie Hand zu gewinnen hoffte. Da das mißlang, ſo bot er in derſelben Abſicht unter Bedingungen, ſo gut wie er ſie eben erlangen konnte, die Hand zur Ausſöhnung. Aber nicht allein von dem Standpunkt der auswärtigen Verhältniſſe aus laſſen ſich die innern behandeln. Durch Nichtachtung ihrer beſonderen Bedingungen war nun doch veranlaßt worden, daß die Ideen des Widerſtandes ſich wieder in alter Kraft erhoben. Beſonders gewannen die Herren und Prinzen: wie vor Alters ſah man diejenigen, welche die Waffen gegen den Hof geführt, Belohnungen davontragen.[1] Die Beſtätigung der Declaration vom 24. Oktober hatte inſofern für ſie unſchätzbaren Werth, als ſie dadurch vor den willkürlichen Verhaftungen und erceptionellen Gerichten, durch welche ſie bisher bedrängt worden wären, geſichert wurden.

Wie nun aber, wenn auch die, welche auf Mazarins Seite geſtanden, und ihn ſammt dem Hofe wieder zurückgeführt hatten, ſich von ihm trennten und vielleicht ſelbſt auf

[1] Vgl. das Brevet, welches Bouillon und Turenne erlangten, den 2. April 1649. Histoire de Turenne IV, 20.

die Seite der Oppoſition übertraten? Wie vollends dann, wenn Spanien wirklich, wie vor Alters ſo oft, ſich mit den empörten Franzoſen in Verbindung ſetzte? Mußten alsdann nicht alle die alten Irrungen, welche die früheren Zeiten bewegt hatten, ſich nochmals erneuern?

Viertes Capitel.

Entzweiungen zwiſchen Mazarin und Condé. Einwirkungen der Spanier.

Selten hat es eine politiſche Perſönlichkeit gegeben, die ihr Leben lang ſich in ſo widerſprechenden Tendenzen bewegt hätte, wie Prinz Heinrich II. von Condé. Geborner Proteſtant, aus Rückſicht auf die Nachfolge im Reich übergetreten, wollte er lange Zeit der Beſchützer der Hugenotten ſein, und wurde dann ihr heftigſter Verfolger. An der Spitze der Ariſtokratie warf er ſich einſt in den Bürgerkrieg, ſpäter half er mit ungeheucheltem Eifer ſie unterdrücken. Er hatte ſich lange zum Throne beſtimmt geglaubt; und in dieſer Hoffnung getäuſcht, wenigſtens die Stelle eines oberſten Rathgebers in Krieg und Frieden unter Ludwig XIII. eingenommen; nach einiger Zeit ſchloß er ſich doch der Herrſchaft des Cardinal Richelieu mit Hingebung an. Denn er hatte ſich überzeugt, daß auch ein Mann von ſeiner Herkunft und ſeinen Anſprüchen durch ſyſtematiſche Oppoſition nur unglücklich werden könne; er unterwarf ſich nicht allein den Ideen der Monarchie, er billigte ſie und liebte ſie vielleicht; für ſich ſelbſt glaubte er genug zu thun, wenn er ſeine Gouvernements Berry und Bourgogne behauptete, und ſeine Kinder, die er nach dem Sinne

des Jahrhunderts erzog, reich und mächtig hinterließ. Wie es dem Cardinal Richelieu zu Statten kam, daß die Autorität des ersten Prinzen von Geblüt seine Staatsverwaltung unterstützte, so gehörte es zur Befestigung der Regentschaft der Königin Anna, daß er sich ihr anschloß. Denn wenn die Unterwerfung der Prinzen für die alte französische Monarchie überhaupt eine Lebensbedingung war, wie hätte eine Regentschaft derselben entbehren können?

Im Jahre 1646 starb nun Heinrich von Condé. Er soll seine Kinder in seinem letzten Augenblicke ermahnt haben, sich nach seinem Beispiel ihrem Souverän anzuschließen; und in der That hing das Schicksal von Frankreich davon ab, ob namentlich der älteste Sohn Ludwig, Herzog von Enghien, auf den nun der Titel Condé überging, dieß thun werde.[1] Von Anfang an aber hat man es von ihm nicht erwartet; denn so scheint es einmal bestimmt zu sein, daß ein Jeder seine Erfahrungen für sich selbst machen muß: aber auch die Umstände waren anders. Der Vater empfing seine Stellung von Richelieu, der durch die Großartigkeit seiner Verwaltung die Geister beherrschte, der Sohn stand neben Mazarin, der mit nichten ein ähnliches Gefühl der Verehrung und Unterordnung einflößte.

Wenn man bald im Anfang dieser Verwaltung den Prinzen, indem ihn der Minister auffordert, seine Waffen nach dem Rheine zu wenden, sich erst dann dazu entschließen sieht,

[1] Motteville: 37, 205. Il les assure, que le plus grand malheur, qui pût arriver à un prince de sang, étoit de faire un parti contre son souverain. Wenn er wirklich einige Opposition gegen Mazarin gemacht hat, so war das weiter nichts als »quelque petit contrarieté sur les matières qui se traitoient dans le conseil.«

nachdem ihm jener ausdrücklich versprochen hat, sein Unternehmen mit aller ihm zu Gebot stehenden Macht zu unterstützen, so erkennt man wohl, daß hier nicht ein regelmäßiges Verhältniß zwischen einer Regierung und einem General, sondern gleichsam ein persönliches zwischen zwei Oberhäuptern, die einer des andern nicht ganz sicher sind, obwaltete.

Ein andermal kam es dann vor, daß der Feldherr, der in einem kriegerischen Unternehmen begriffen, nicht in dem Maße, wie es nöthig gewesen wäre, unterstützt wurde, den schlechten Erfolg, den er hatte — es war in Catalonien bei Lerida — damit entschuldigen konnte.

Außerdem aber bestand noch ein anderer ausgesprochener Grund des Mißverständnisses zwischen ihnen. Nach dem Tode seines Schwagers Brezé in jener Seeschlacht, hatte Enghien, der französischen Sitte gemäß, auf dessen Aemter und Würden — die Oberintendanz des Handels mit den Admiralitätsrechten und Gouvernements, welche mit ihr verknüpft waren — Anspruch gemacht. Aber Mazarin, der schon begann, sich nicht mit der Würde eines Ministers allein begnügen, sondern auch für sich selbst etwas sein zu wollen, hielt für gut, daß die Königin die erledigten Aemter sich selbst zueignete, wodurch sie unter seine Verwaltung kamen. Die offene Entzweiung ward damals dadurch verhindert, daß Mazarin nach dem Tode des ältern Condé die Gouvernements desselben dem Nachfolger und der Familie ließ, und sich auch für jene Ansprüche zur Bewilligung einer Entschädigung bequemte: aber Vertrauen und Freundschaft zwischen ihnen war damit nicht zurückgekehrt.

Im Jahre 1647 haben Madame de Chevreuse, — die nach jenem vergeblichen Versuch, ihre alte Stellung unter Königin Anna einzunehmen, sich gegen Mazarin in ein ähnliches

Verhältniß ſetzte, wie das, in dem ſie gegen Richelieu geſtanden, — und St. Ibal, den wir öfter im Vertrauen des Prinzen finden, der niederländiſch-ſpaniſchen Regierung vorgeſtellt, daß ſie auf eine Verbindung mit Condé zählen könne, wenn ſie ihm die Furcht benehme, daß ſie ſich zuletzt doch der Königin und dem Cardinal geneigter zeigen würde, als ihm, weil ſie von dieſen den Frieden erwarte, nach dem ſie in höchſtem Grade begierig ſei, obgleich ihr die Fortſetzung des Krieges vielleicht noch nützlicher werden könne, wenn damit eine innere Umwandlung in Frankreich in Verbindung träte. Sollte Spanien ihnen ſein Vertrauen ſchenken, ſo machte ſich St. Ibal anheiſchig, mit Condé, und die Herzogin von Chevreuſe, mit ihren beſonderen Freunden in Frankreich zu unterhandeln; ſie rechneten auf eine Erhebung der Großen, der Provinzen und der Hugenotten; würden die Spanier ſelbſt in Frankreich eindringen, ſo würden ſich Städte und Parlament gegen Mazarin erklären und der Prinz alsdann ohne allen Zweifel in dem allgemeinen Strome mit fortgeriſſen werden.[1]

Wir finden nicht, welche Folgen dieſe Eröffnungen hatten; als es wirklich zu inneren Entzweiungen in Frankreich kam, ſtand der Prinz, wie wir ſahen, auf Seiten Mazarins; aber im Kriege vor Paris änderte ſich dieß Verhältniß.

Condé ſchrieb ſich die Ehre der Erfolge zu, welche die königliche Armee davon getragen hatte. Er meinte den Hof in die Stadt zurückgeführt zu haben; Mazarin behauptete, hätte der Prinz ernſtlich zur Sache gethan, ſo würde die Stadt ſich auf Gnade und Ungnade haben ergeben müſſen.[2] Sehr

[1] Mémoire de ce, qui s'est négocié et traité au voyage de l'abbé de Mercy 27 Sept. 1647. (Archiv zu Brüſſel.)

[2] Sans cela — la politique de Mr. le Prince — Paris et le

verſtimmt gegen einander kamen ſie nach Paris zurück. Condé vermied es, ſich an dem Feldzug von 1649 perſönlich zu betheiligen; Mazarin unternahm ohne ſeinen Beiſtand die Belagerung von Cambray; daß ſie mißlang war den politiſchen Gegnern des Cardinals in Frankreich nicht weniger erwünſcht, als den Spaniern ſelbſt.

Indem die Fronde keineswegs geſprengt, und die Hauptſtadt in einer unaufhörlich neu aufbrauſenden Gährung war, denn bei den Bürgern war durch den Widerſtand, den ſie geleiſtet hatten, ein gewiſſes Selbſtgefühl erwacht; die Frauen der Hallen widmeten Beaufort öffentliche Huldigungen:[1] indem ferner das Kriegsglück ſchwankte, ließen ſich die Dinge zugleich zu einem unheilbaren Zerwürfniß zwiſchen den beiden Männern an, die den letzten Sturm mit vereinten Kräften beſtanden hatten.

Mazarin, der ſich in der Mitte der großen Familien vereinzelt und in Wahrheit als ein Fremder fühlte, fand allmählich eine Verbindung mit einer oder der anderen derſelben rathſam. Von ſeinen Schweſtern, welche in Rom, die eine mit Cavaliere Lorenzo Mancini, die andere mit Graf Girolamo Martinozzi vermählt waren, lebten ihm mehrere Nichten; die beiden zunächſt herangewachſenen hatte er jetzt nach Frankreich kommen laſſen; er ging darauf ein, als ihm der Herzog von Vendome den Vorſchlag machte, die eine von ihnen, Laura Mancini, mit ſeinem älteren Sohne, der den Titel Mercoeur führte, zu verheirathen. Die Vendome's hatten unter Richelieu die ganze Schwere der Feindſeligkeit eines erſten Miniſters

parlement étaient contraints de se rendre la corde au col. Lettres de Mazarin p. 11.

[1] Guy Patin, 14. Mai 1649. Lettres II, 514.

empfunden; im Anfang der Regentschaft zu großen Hoffnungen erhoben, waren sie dann um so tiefer herabgedrängt worden; sie gehörten principiell zu den Gegnern der Verwaltung, wie sie im Jahr 1643 gebildet worden war. Daß nun Mazarin eben mit diesem Hause in eine so enge Verbindung treten wollte, und zwar mit Beistimmung der Königin, machte in dem Hotel Condé, wo die Mitglieder der Familie nach dem Frieden wieder vereinigt und versöhnt waren, den unangenehmsten Eindruck. Von jeher waltete zwischen den Condé's und den Vendome's bittere Feindschaft. Der Prinz, dem der Cardinal von seinem Vorhaben sprach, setzte sich demselben nicht entgegen; aber da ein ihm widerwärtiges Haus zu Ansehen gelangen sollte, erhob er eine Gegenforderung. Der Cardinal hatte einst dem Herzog von Longueville, wenn gleich nur in zweifelhaften Worten, deren er sich später nicht erinnern wollte, Hoffnung gemacht, ihm das für die Beherrschung der Normandie so wichtige Pont de l'Arche zu überlassen: Condé erneuerte jetzt im Namen seines Schwagers diese Forderung. Aber Mazarin verweigerte sie auch ihm; denn der Platz sei so wichtig, daß es der Regentin einst von ihrem Sohn zum Vorwurf gemacht werden könnte, ihn in fremde Hände gegeben zu haben; um dem Prinzen den aus der Eifersucht der großen Familien entspringenden Grund seines Anspruchs zu entziehen, nahm er von jener Vermählung zunächst Abstand, und ließ seine Nichten in ein Kloster bringen.[1] Aber man sieht, wie gewaltsam und unhaltbar dieses Verhältniß war. Schon richteten die Führer

[1] Ich folge hier, mit Vorbeigehung der Gerüchte des Tages, die in den Memoiren wiederholt worden sind, den Nachrichten, die der vertraute Ondedei dem Vater des Cardinals Sr. Pietro gab; **Memoria scritta del Sr. Ondedei al Sr. Pietro Mazarino.** November 1649.

der Fronde, die auch nach dem Frieden verbunden blieben und den Sturz des Cardinals nach wie vor beabsichtigten, ihre Augen auf Condé; sie faßten die Hoffnung, ihn auf ihre Seite zu ziehen, der Coadjutor hat ihm gesagt, er könne die Rolle Heinrich Guise's übernehmen, und ihn dazu aufgefordert.

Unter den damaligen Häuptern von Frankreich nahm der Prinz Ludwig II. von Condé — nach alter Sitte schlechthin Monsieur le Prince genannt, — wie durch Herkunft, so durch Besitz die bedeutendste Stellung ein. Der geordnete und sparsame Haushalt seines Vaters hatte ihm ein reiches Erbtheil verschafft, so daß man seine Einkünfte auf anderthalb Millionen Livres schätzte. Er besaß die Gouvernements Bourgogne, in welchem sich auch seine Nachkommen erhalten haben, und Berry, überdieß als Ersatz dessen, was er an der Verlassenschaft Brezé's verlor, die über Lothringen eroberten Plätze: Stenay, Jamets und Clermont. Bei dem Einfluß, den er auf seinen Bruder Conti, in dessen Namen das Gouvernement Champagne verwaltet wurde, und auf Longueville, Gouverneur der Normandie, ausübte, glaubte man annehmen zu dürfen, daß er über den dritten Theil von Frankreich gebiete.[1]

Was ihn aber noch mehr über alle Andern erhob, das war der Kriegsruhm, in dem er glänzte.

Sein Zeitalter hat ihn mit Cäsar und Alexander verglichen, denn jedes liebt seine großen Männer an die unsterblichen Namen des Alterthums anzureihen; in der That nimmt

[1] Nani 1648: il principe, che conosce il suo tempo et che non se gli puo negar cosa alcuna, profitta della debolezza del governo presente, e stabilisce la casa sua et la fortuna con appoggi si saldi, che il re medesimo non potra cosi facilmente abbassarla. Ha Conde il governo perpetuo di quasi la terza parte del regno.

Condé in der Reihe der Heerführer des modernen Europa zwischen Gustav Adolph und Friedrich, neben Turenne, eine ausgezeichnete Stelle ein; er besaß den Muth, der Alles unternimmt, die Selbstbeherrschung, die sich durch nichts verwirren läßt, und zugleich ein Feuer, das sich im Augenblick der Gefahr verdoppelte. Wer ihn in der Schlacht sah, eine schlanke Gestalt, mit dem Ausdruck des Adlers im Auge, kaltblütig zwischen den vorbei sausenden oder um ihn her niederschlagenden Kugeln, sein Antlitz fleischlos, die Hand, welche das Schwert führte, mit Feindesblut bespritzt: der meinte den Kriegesgott zu erblicken.[1] Bei seiner Erscheinung hob sich in den Truppen ihr schon gesunkener Muth. Mit seinen Kampfgenossen und seinem Heere lebte Condé als guter Kamerad; in seinen Schlachtberichten drückte er sich so aus, als hätten die Andern alles gethan; von sich selber sprach er wenig oder nicht; in dem Heere, das ihn umgab, sah er seine Familie; man freute sich unter ihm zu dienen.

Diese Leutseligkeit konnte man aber in bürgerlichen Verhältnissen, namentlich sobald man mit ihm in Widerspruch gerieth, an ihm nicht rühmen. Selbst seine Geschwister haben sich durch sein Betragen zuweilen beleidigt gefunden: wie denn Conti sagte, um dem Bruder seine Unabhängigkeit zu beweisen, würde er sich im Anfang 1649 unter allen Umständen in die demselben entgegengesetzte Partei geworfen haben: wie viel mehr hatten sich Andere über ihn zu beklagen. Eine gewisse Rücksichtslosigkeit schien ihm angeboren zu sein: er nahm sich nicht übel seinen höheren Rang fühlen zu lassen. Eine populäre Rolle zu spielen war er nicht geeignet. Wie hätte der Mann, der die Feinde zu zerschmettern gewohnt war, um

[1] Bussy, Reflexions sur la guerre. I. 65.

die Gunst der Widerstrebenden buhlen sollen. Condé war sorgfältig erzogen; er besaß mannichfaltige Lectüre und Wissenschaft, gesunden Verstand, richtiges Urtheil: aber um in öffentlichen Versammlungen zu glänzen, dazu fehlte es ihm an der erforderlichen Aufmerksamkeit auf die Sinnesweise Anderer. Widerspruch vermochte er nicht zu ertragen: wenn er sprach, verwirrte er sich leicht und fing an zu stottern. Ueberdieß hätte es auch seinem ererbten Selbstgefühl widersprochen, einem Guise nachzuahmen. Er ließ vernehmen: sein Name sei Bourbon und dieser Name schon verpflichte ihn zu einer entgegengesetzten Haltung. Aber darum war er nicht gemeint, sich vor dem Emporkömmling zu beugen, der zufällig die Zügel der Regierung in die Hände bekommen hatte, dessen moralische Eigenschaften, nicht ohne Beigeschmack von Verächtlichkeit, den Credit untergruben, den sein Talent ihm verschaffte. Auch ohne Hülfe der Fronde glaubte er stark genug zu sein, um denselben das Gesetz seines Willens aufzulegen. In der That hat sich Mazarin im October 1649 zu den umfassendsten Zugeständnissen bringen lassen. Denn wenn er ihm versprach, ohne sein Vorwissen und seinen Rath keine höhere Stelle zu besetzen, weder am Hofe, noch im Kriege, weder für die innern noch für die äußern Geschäfte, und in den vorkommenden Vacanzen auf die Diener und Freunde des Prinzen Rücksicht zu nehmen,[1] in keiner wichtigen Angelegenheit Beschluß zu fassen ohne seine Einwilligung, liegt darin nicht fast eine Einräumung der Mitregentschaft? Der Prinz sagte zu, die Königin, welche die Autorität wieder auf den Punkt zu heben wünsche, auf welchem sie bei dem Tode ihres Gemahles

[1] Die Urkunde ist in Champollions Ausgabe der Memoiren von Condé abgedruckt. Collection de Michaud II. 205.

gestanden, dabei zu unterstützen; darunter verstand er aber nur eine solche, bei der er selbst mitwirke; denn wie wären Vorrechte, wie die ihm zugesagten, mit einer vollkommen unabhängigen königlichen Autorität vereinbar gewesen? In Kurzem fanden die Königin und der Minister das Verfahren des Prinzen unerträglich. Einen seiner Freunde, der sich so weit vergaß, der Königin mit andern Gefühlen als denen eines Unterthans näher zu treten, nahm Condé in Schutz und wollte ihn nicht vom Hofe entfernen lassen. Für einen Freund und eine Freundin seiner Schwester erzwang er sich Ehrenvorrechte, welche den Meisten unbillig vorkamen. Seinen Anhängern war Alles erlaubt: Niemand wagte mehr ihren Anmaßungen entgegenzutreten. Das größte Aufsehen machte es, daß der junge Richelieu gegen den Willen der Herzogin von Aiguillon, die als seine Pflegemutter betrachtet ward, sich mit einer Freundin des Hauses Condé vermählte, und der Prinz die Hochzeit durch seine Gegenwart autorisirte. Jedermann glaubte, da der junge Mann Havre de Grace besaß, es komme dem Prinzen nur darauf an, auch diesen Ort unter seinen Einfluß zu bringen. Immer weiter nach der Erwerbung einer unbedingten Autorität schien er zu streben.[1]

Zu einer solchen wollte ihn aber der Cardinal doch nicht gelangen lassen. Wohl fühlte er, daß er, unpopulär wie er war, für sich allein nicht stark genug sei, etwas gegen den Prinzen zu unternehmen: wie aber, wenn er sich mit den Frondeurs verbündete, welche, von demselben zurückgewiesen,

[1] Michel Morosini bemerkt in ihm alti e vasti fini, che tendevano in modo a sublimare la sua conditione, che havessero poi a dipendere dal suo arbitrio tutte le resolutioni più gravi di pace e di guerra.

mit ihm wieder zerfallen waren. Den Cardinal, dem es allezeit nur am Zwecke lag und nicht an den Mitteln, kostete es so viel Ueberwindung nicht, sich mit denen in Verbindung zu setzen, welche ihn einst auf Leben und Tod bekämpft hatten. Auch die stolze Königin wußte er zu einem ähnlichen Verfahren zu überreden; sie gewann es über sich, den Coadjutor, den sie verabscheute, einst in tiefer Einsamkeit zu sehen und ihm Vertrauen zu beweisen. Denn noch hielt sich die Fronde wie eine geschlossene Phalanr zusammen; sie versprach ihre Mitwirkung bei dem großen Schritte, den man vorhatte.

Geheimnißvoll, verschlagen, beinahe verrätherisch ward derselbe vorbereitet. Man hat einen Brief Mazarins vom 16. Jan. 1650, in welchem er feierlich die Zusage gibt, sich niemals von dem Prinzen abzusondern und ihn um seine Protection bittet; am 18. Jan. ließ er ihn gefangen nehmen, ihn selbst, seinen Bruder Conti und seinen Schwager Longueville; in dem Palais-Royal, wohin sie unbesorgt gekommen, um dem Conseil beizuwohnen, wurden sie festgehalten und nach dem Schloß Vincennes gebracht. Die Königin glaubte, indem sie dieß gut hieß und beförderte, ein gutes, ja ein religiöses Werk zu thun. In dem Augenblick der Gefangennehmung führte sie ihren Sohn in ihr Betzimmer, um Gottes Segen zu erflehen: denn das Heil der Monarchie schien ihr darin zu liegen.

Und so viel bewirkte die Fronde nun in der That, daß die Hauptstadt ruhig blieb. Am Abend durchritt der Herzog von Beaufort, mit zahlreichem Gefolg, bei Fackelschein die Straßen; eine Anzahl Menschen lief hinter dem Zuge her und schrie dem König ein Lebehoch. Die Bürger konnten es dem Prinzen ohnehin nicht vergessen, daß er während der

Belagerung ihre Landhäuser und Gärten verwüstet hatte; hie und da zündeten sie Freudenfeuer wegen seiner Gefangennehmung an.

Damit war jedoch die Sache nicht durchgeführt noch beendigt. Ueber das ganze Land hin regte sich eine dem Prinzen günstige Partei; statt der Männer erschienen die Frauen an ihrer Spitze. Hauptsächlich aber: was der Prinz noch immer vermieden, das trugen seine Freunde zu thun kein Bedenken: sie riefen den Beistand der Spanier an, und Spanien gewährleistete ihnen denselben.

Es waren besonders zwei Gründe, aus denen sich die Spanier dafür entschieden: der eine, daß ja der König von Frankreich ebenfalls die Rebellion spanischer Vasallen und Provinzen begünstigt habe; der andere, daß Mazarin nie zu einem billigen Frieden zu bringen sei, den er um seiner persönlichen Interessen willen verabscheue. Eher erwartete man das von dem Prinzen, wenn er jemals wieder zu seiner Freiheit und Macht gelange. Ueberhaupt, sagte man, könne Spanien die Franzosen nicht besiegen, so lange dieselben vereinigt seien: in ihrer Entzweiung liege das Heil ihrer Feinde: in der sich bildenden Partei müsse man nicht so wohl das sehen, was sie sei, als das, was sie werden könne, in einer Zeit der allgemeinen Aufregung: jeder Mißvergnügte in diesem Lande müsse wissen, daß wenn er von seinem König abfalle, er in Spanien Rückhalt finde. [1]

Die Herzogin von Longueville war von Paris, wo sie sonst das Schicksal ihres Bruders und ihres Gemahls hätte

[1] Parecer del Sr. Conde de Fuensaldaña 16 Marzo 1650 que quelquiera dellos que tenga sentimiento, que le obligue a faltar a suo rey, topa abrizo y seguridad en el poder de S. Md.

erwarten müſſen, entflohen, und, nach einem vergeblichen Verſuche, ſich in der Normandie zu behaupten, von da zur See nach Holland entkommen: ſie wandte ſich dann nach Stenay, wo ſie mit Turenne zuſammentraf. Turenne, an ſich nicht gefährdet, noch auch mit dem Prinzen von Condé durchaus einverſtanden, wollte ihn doch nicht in ſeinem Unglück verlaſſen; indem er mit erborgtem Geld nach Stenay eilte und einige Truppen daſelbſt ſammelte, gelang es ihm, dieſen Platz der Partei zu erhalten, während alle andern abfielen. Auf ſein Anſuchen kamen ihm die Spanier unverzüglich mit Lebensmitteln, Munition und Geld zu Hülfe; ſie bemerkten, daß das Unternehmen, ſelbſt wenn es mißlinge, doch ſchon durch die Theilung der Streitkräfte einen ungemeinen Vortheil für den nächſten Feldzug darbiete; eine Verbindung beſtand ſchon, ehe ſie noch eigentlich abgeſchloſſen ward, aber man mußte ſie nun in aller Form zu Stande bringen. Die vornehmſte Schwierigkeit bei der Unterhandlung lag darin, daß die Spanier zu ihrer Sicherheit die Einräumung von Stenay verlangten. Turenne und die Herzogin wandten ein, daß dieß Zugeſtändniß die öffentliche Meinung in Frankreich verletzen und ihren Freunden im Parlament mißfallen würde;[1] die Spanier erwiederten, daß es ein allzu ungleiches Verhältniß wäre, wollte man ihrem Intereſſe für ſo mannigfaltige Hülfleiſtung nicht auch etwas bewilligen. Man kam endlich überein, daß die Stadt Stenay, ſobald Spanien es fordere, von ſpaniſchen Truppen beſetzt werden möge; die Citadelle ſolle in den Händen des Prinzen bleiben.

Am 20. April ward hierauf der Vertrag zwiſchen dem

[1] Ce seroit le moyen de ruiner entièrement le parti qui se forme et qui est près d'agir en France.

König von Spanien, Anne de Bourbon, Herzogin von Longueville und dem Marſchall Turenne geſchloſſen, in welchem ſie ſich anheiſchig machten, mit vereinigten Kräften nach zwei Zwecken zu ſtreben — einem gerechten, gleichmäßigen und ſichern Frieden zwiſchen beiden Reichen und der Befreiung der gefangenen Prinzen — und die Waffen nicht niederzulegen bis der eine ſo wie der andere erreicht worden ſei.[1] Ein Schreiben von Turenne liegt vor, worin er darauf beſteht, daß die ſpaniſche Armee unmittelbar in das franzöſiſche Gebiet vordringe; denn um die Gegner zur Annahme eines Friedens zu vermögen, reiche die Wiedereroberung von ein paar verlorenen Plätzen in den Niederlanden nicht hin: dazu gehöre, daß das Land ſich ſelbſt angegriffen ſehe; folge man ihm darin nicht, ſo könne er für Niemand gut ſtehen, auch nicht für die Truppen unter ſeinem Befehl; ja er ſelbſt würde genöthigt ſein, auf ſeine Ausſöhnung mit dem Hofe zu denken.[2]

Indeſſen war die Gemahlin Condé's, Clementine de Maillé, mit ſeiner Schweſter in unternehmenden Geiſt wetteifernd, nach Bourdeaux gegangen, wo ſie durch eine Verſtimmung, die in der Provinz obwaltete, unterſtützt zu werden hoffen durfte. Der Gouverneur von Guyenne, der jüngere Epernon, hatte ſich in hohem Grade verhaßt gemacht; da er von Mazarin, der mit ihm in Familienverbindung zu treten dachte, in Schutz genommen wurde, ſo wandte ſich der Widerwille gegen dieſen ſelbſt.[3] Namentlich bei dem Parlament

[1] Traité fait à Stenay in den Lettres de Turenne I, 128.

[2] A me retirer à Stenay et songer à mon accommodement. Turenne an Fuenſaldaña 11. Juni 1650, ein in der Sammlung nicht vorkommender Brief, den ich in Brüſſel fand.

[3] »Celui qui s'attribue la direction de votre état« ſo heißt es

von Bourdeaux fand die Prinzessin eine gute Aufnahme: sie vertraute demselben die Obhut ihres siebenjährigen Knaben an, „des einzigen Prinzen aus dem königlichen Hause, der nicht in der Gewalt des fremden Machthabers, des öffentlichen Feindes sei.“ Allmählich, wiewohl nicht ohne tumultuarische Bewegungen,[1] kam es dort zu einer Vereinigung zwischen dem Parlament, der Bürgerschaft und dem benachbarten Adel unter der Führung von Bouillon und La Rochefoucauld gegen Mazarin, welcher die Spanier, die einen Abgeordneten dahin schickten, ebenfalls zu Hülfe zu kommen Anstalt trafen.

So trat, was seit dem Frieden von Vervins wenn auch zuweilen im Werke gewesen, doch niemals entschieden geschehen war, die innere Fehde mit dem äußern Kriege noch einmal in Verbindung. Die Spanier erwarteten damals eine neue Erhebung der Hugenotten unter Turenne's Führung, was der Partei erst eine feste Haltung geben werde.[2]

Mazarin säumte nicht, sich dieser drohend anwachsenden Feindseligkeit nach allen Seiten entgegenzusetzen. Das dringendste schien ihm, den Aufstand in Guyenne zu dämpfen, ehe er recht Wurzel geschlagen habe: er führte den jungen König selbst nach dieser Provinz ins Feld und brachte es dort in der That zu einer Abkunft. Es kostete ihm so viel nicht, daß er seinen Schützling Epernon fallen lassen, und den Gegnern, was sie zu ihrer Sicherheit forderten, zugestehen

m den Remonstrances faites au roi et à la reyne regente sur les mouvemens de Guyenne.

[1] Man muß darüber die Memoiren Lenets lesen.

[2] Philipp IV., 7. März: el partido, que podria ser mas permanente para la paz y para la guerra, seria el de los Hugonottes apoyendo le a que se encargasse a hazerse cabeça del el Sr. de Turenna.

mußte: ganz ungünſtig waren die Bedingungen doch auch für ihn nicht,[1] und er bekam freie Hand, ſich nach der Champagne zu wenden. Denn dahin drangen ſo eben die Spanier und die mit ihnen verbündeten Franzoſen, nachdem ſie Catelet, La Capelle und Mouzon genommen, vor: durch flüchtende Bauern erfuhr die Pariſer Bevölkerung, daß wieder ein Feind in ihrer Nähe ſei. Mazarin war glücklich, daß er mit ſeinen Streitkräften aus dem ſüdlichen Frankreich auf den Feind in der Champagne losgehen konnte. Er beſaß neben ſeinen diplomatiſchen Gaben auch einen gewiſſen militäriſchen Sinn, mehr Entſchloſſenheit, als man ihm zutraute, und Einſicht genug, um von den Vorſchlägen, welche im Kriegsrath gemacht wurden, den beſten zu wählen. Auch ſetzte er ſich wohl einmal ſelbſt an die Spitze eines Regiments. Er hatte perſönlich Antheil daran, daß Rhetel, welches den Spaniern in die Hände gefallen war, belagert und ihnen wieder entriſſen wurde: Turenne, der zum Entſatz dieſes Platzes herbeikam, und als er ihn genommen fand, wieder zurückwich, ward auf dem Wege von der königlichen Armee an günſtiger Stelle angegriffen und geſchlagen. So wurden die Provinzen zum Gehorſam zurückgeführt; Mazarin rühmte ſich beſonders des letzten Erfolges. Einem ſeiner Freunde ſchreibt er, man habe Rhetel von ihm gefordert, er bringe nicht allein die Wiedereroberung dieſes Platzes, ſondern auch die Vernichtung der feindlichen Armee.

Durfte er ſich aber als Sieger im offenen Kampfe betrachten, ſo fehlte doch viel, daß er Meiſter der im Innern

[1] Urtheil Moroſini's: Si trovò temperamento d'accordo con certe sodisfattioni per la parte regia e per quella de Bordelesi – ma bene esaminate — i Bordelesi havevano sodisfattione nel ponto essentiale.

gährenden feindseligen Elemente geworden wäre. Wie er in Guyenne Vieles hatte nachgeben müssen, so beruhigte er auch Normandie und Bourgogne nur dadurch, daß er die Ansprüche der dortigen Parlamente begünstigte, und Beschränkungen widerrief, die denselben von seinem Vorgänger aufgelegt waren.[1] Und hatte er nicht sein Unternehmen gegen den Prinzen in Paris nur mit Hülfe der Fronde ausführen können? Er erkannte dieß selbst an, wenn er einst mit einer Hutschnur erschien, wie sie das Abzeichen der Frondeurs war. Man sah Broussel in den Gesellschaften des Palais Royal. Auf den Wunsch der Partei mußte Mazarin sogar zugeben, daß der alte Chateauneuf, der vor siebzehn Jahren von Richelieu der Siegel beraubt worden war, in das Ministerium trat. Chateauneuf galt von jeher für den besonderen Freund der Herzogin von Chevreuse, welche nach Paris zurückgekommen, wieder Zutritt und Einfluß bei der Königin gewann und von großer Wirksamkeit in den Umtrieben und Bewegungen jener Tage war. Mit diesen beiden im Bunde versprach sich die Fronde große Dinge. Nicht darum hatte sie sich dem Prinzen von Condé entgegengesetzt, weil sie in Bezug auf die allgemeine Tendenz, den Widerstand gegen den verwaltenden Minister, nicht mit ihm einverstanden gewesen wäre, sondern weil er ihre Hülfe verschmähte und seinen Weg allein gehen wollte. Nicht um Mazarin groß zu machen, hatte sie sich ihm beigesellt, sondern um wieder Einfluß auf die öffentlichen Geschäfte zu erlangen. Dazu schien ihr die Zeit jetzt gekommen zu sein.

Denn schon erwachte auch die Opposition des Parlaments

[1] Maillé: Esprit de la Fronde III, 385 hat in Bezug auf Bourgogne einige originale Notizen aus den Memoiren von Mallotet, Generaladvocaten des Parlaments von Dijon.

von Paris. Eine dritte Dame aus dem Hause Condé, die verwittwete Prinzessin, Mutter und Schwiegermutter der Gefangenen, der es gelang, wider den Wunsch des Hofes nach Paris zu kommen, hatte den Schutz der Gesetze für die Ihren angerufen und in Erinnerung gebracht, daß in der Gefangennehmung der Prinzen eine Verletzung der Declaration vom 24. Oktober liege.[1] Auf das lebhafteste beschäftigte sich seitdem das Parlament mit der Herstellung derselben; in der Sache von Bourdeaux sah es gleichsam die seine. So lebten die alten Animositäten gegen Mazarin wieder auf. Er hatte gemeint, durch seinen Sieg in der Champagne die allgemeine Gunst davonzutragen; aber der Glanz seiner Trophäen erweckte ihm erbittertere Feindseligkeit: man sah in seinem Siege nur eine Verstärkung des ministeriellen Absolutismus; eben weil er stark zu werden drohte, glaubte man sich seiner sobald wie möglich entledigen zu müssen. In langen Placaten, die man an den Mauern anschlug, in den tausendstimmigen Flugschriften ward sein Name dem Haß und der Verachtung preisgegeben. Alles forderte die Befreiung der Prinzen, allerdings in der Hoffnung, sie dadurch zu gewinnen, hauptsächlich aber, weil man zugleich den Cardinal zu stürzen dachte.

Anna von Oesterreich war, so viel an ihr lag, entschlossen, darin nicht nachzugeben. Es lautet parador, wenn man sagt, daß die revolutionären Bewegungen in England dem französischen Minister zu Statten gekommen seien, aber nichts ist wahrer. Denn hauptsächlich darin glaubte die Königin den Ursprung der Unglücksfälle Carls I. zu erkennen, daß er einst seinen Minister Strafford hatte fallen lassen.

[1] Requeste de Madame la princesse de Condé. Suite de journal des assemblées du parlement: 67.

Einen ähnlichen Fehler zu begehen, dagegen sträubte sich ihre ganze Seele. Sollte sie aber, eine Frau und Fremde, vor den allgemeinen, auf sie eindringenden Forderungen nicht doch in der That zurückweichen müssen?

Den Angriff begann das Parlament durch den Beschluß, ihr wegen der Gefangenschaft der Prinzen eine feierliche Vorstellung zu machen. Der erste Präsident Molé trug dieselbe am 20. Januar 1651 mit einer Wärme vor, welche man nicht von ihm erwartete, und durch welche sich die Königin persönlich verletzt fühlte. Wiewohl aus einer Versammlung des Clerus und einer Versammlung des Adels, die in Paris gehalten wurden, ähnliche Anmahnungen verlauteten, so blieb sie doch dabei, nicht nachzugeben: sie hielt für genügend, dem Parlament eine ausweichende Antwort zu ertheilen, worin sie sich auf die Unterhandlungen bezog, die sie mit den Gefangenen schon selbst eingeleitet habe. Mazarin fühlte sich noch stark genug, um auf Rache zu denken; der Plan ging ihm durch den Kopf, dem Parlament einen andern Gerichtshof mit neuen und eigenthümlichen Gerechtsamen zur Seite zu stellen.

Nun aber gewannen Parlament und Fronde einen Bundesgenossen von entschiedenem Gewicht an dem Herzog von Orleans. Gaston hatte die Gefangennehmung der Prinzen einst bewilligt; es beleidigte ihn aber, daß sie ohne seine bestimmte und deutliche Genehmhaltung nach dem Havre gebracht worden waren, welche Festung wieder ganz von Mazarin abhing. Die Besorgniß ward in ihm rege, daß der Minister sich der Gewalt, die er daselbst über sie besaß, bedienen könne, um sich gegen ihn selbst, den Herzog, mit ihnen zu vereinigen. Die Fronde stellte ihm vor, daß ihm nichts

anderes bevorſtehe, als das Schickſal des Prinzen von Condé:[1] wie viel beſſer, wenn er ſich vielmehr mit dieſen ſelbſt gegen den Miniſter verbinde.

Die Unterhandlung mit den Prinzen ward jetzt ein Gegenſtand des Wetteifers zwiſchen den Parteien.

Einen Augenblick iſt auch über ihre Ausſöhnung mit dem Cardinal unterhandelt worden; La Rochefoucauld hat darüber im tiefſten Geheimniß eine Zuſammenkunft mit ihm gehabt. Aber Mazarin ſchmeichelte ſich, durch irgend ein neues Zugeſtändniß die Freundſchaft des Herzogs von Orleans wieder zu gewinnen. Er ſcheint ſogar einmal zu dieſem Zweck eine Verlobung des jungen Königs mit der Tochter deſſelben, Mlle. de Montpenſier, beabſichtigt zu haben.[2] Das aber war einer der wenigen Punkte, in denen die Königin ſeinem Rathe nicht folgte: ein ſolches Verhältniß wollte ſie auch nicht einmal in Ausſicht ſtellen. Indem aber Mazarin zögerte, das letzte Wort auszuſprechen, kam zwiſchen den Prinzen und dem Herzog das engſte Bündniß zu Stande. Noch einmal wirkten hier die lothringiſchen Verhältniſſe in den innerſten franzöſiſchen Angelegenheiten. Margarethe von Lothringen, Herzogin von Orleans, dieſelbe, deren Ehe Richelieu nicht hatte zugeben

[1] Vgl. Retz 218. Ondedei an Mazarin: al quale il Duca fanno credere, che per sua propria sicurezza non bisogna che si dia tutto in preda della corte, ma che vada trattenendo il parlamento et terzo partito et che si mantenga gli amici: altrimente gli avverra un giorno quello, ch'é successo al principe di Condé.

[2] Er verlangt, daß Ondedei Letellier unterrichten möge, facendoli particolarmente rimarcare e notare il fine che li frondosi hanno d'unire S. A. R. con il principe et che per impedirle la regina potrebbe seriosamente parlare e Mr. le Tellier da sua parte per concludere l'altro.

wollen, machte es zu einer Bedingung der Aussöhnung mit Condé, daß derselbe zu einer Abkunft mit Lothringen die Hand zu bieten versprach: auch eine neue Verbindung beider Familien ward verabredet. Eine der vornehmsten Bedingungen bildete es ferner, daß der Prinz mit der Fronde in ein gutes Verhältniß treten sollte; er versprach, den Coadjutor, Beaufort, Brissac, Noirmoutier, die der Herzog als seine Anhänger bezeichnete, ebenfalls als seine Freunde zu betrachten und in die Entfernung Mazarins zu willigen, die sie jetzt entschieden forderten.

Hierauf erwartete der Herzog nur eine Gelegenheit, um sich gegen Mazarin zu erklären; sie bot sich ihm in einer Sitzung des Conseils am 2. Februar dar. Der Cardinal sprach mit einiger Anzüglichkeit von den Bewegungen in Stadt und Parlament, und ließ das Wort fallen, daß es auch diesseit des Canals Menschen gebe, wie Cromwell und Fairfax. Der Herzog nahm an, daß damit der Coadjutor und Beaufort gemeint seien: in heftiger Aufwallung über eine so schwere Beleidigung seiner Freunde bezeichnete er hinwieder Mazarin selbst als den für Frankreich gefährlichsten Menschen; noch am Abend ließ er die Königin wissen, er werde nicht mehr im Conseil erscheinen, so lange der Cardinal darin sitze.

Bisher hatte die Königin über ihren Schwager immer einen leitenden Einfluß ausgeübt; sie war über seine Haltung erstaunt und betroffen. Will auch er mich verfolgen, rief sie einst seiner Tochter zu. Sie dachte noch, ihn persönlich zu gewinnen, und kündigte ihm ihren Besuch an: aber er that dießmal, was er noch nie gethan; er lehnte diese Ehre ab. Seine neuen Freunde, seine Gemahlin hielten ihn bei dem gefaßten Entschluß fest.

Auf der Verbindung des Miniſters mit dem Hauſe Condé und dem Herzog von Orleans hatte von Anfang an die Autorität der Regentſchaft beruht; nachdem die Prinzen gefangen worden, zeigte ſie ſich erſchüttert, ſchwankend; daß nun auch der Herzog ſich von ihr losſagte, war ihrer Auflöſung gleich.

Am 3. Februar ward jener ausweichende Beſcheid dem Parlamente mitgetheilt; man begreift, daß er keinerlei Befriedigung erwecken konnte. In der Verſtimmung hierüber brachte der Coadjutor jene Aeußerungen Mazarins zur Sprache, gleich als enthielten ſie eine Beleidigung des Parlamentes ſelbſt.[1] In dem Sturme, der hierüber ausbrach, ſchritt man, im Widerſpruch ſelbſt mit dem erſten Präſidenten, zur Berathung über die Nothwendigkeit der Entfernung Mazarins.

Die Königin ſuchte den Eindruck, den die Worte des Cardinals gemacht, durch eine mildernde Darſtellung zu verwiſchen: den Herzog von Orleans lud ſie nochmals ein, zu dem Conſeil zu kommen. Aber alle Vorſtellungen waren bei ihm, alle Entſchuldigungen bei dem Parlamente vergebens. Das Parlament beſchloß, von der Königin nicht mehr blos die Befreiung der Prinzen, ſondern zugleich die Entfernung des Cardinals zu fordern. Es war am 5. Februar, eines Sonntages, daß dieſe Vorſtellung der Königin vorgetragen ward. Man begründete ſie hauptſächlich auf den Widerwillen, den der Herzog von Orleans gegen Mazarin fühle: im Laufe der Geſchäfte, ſo drückte man ſich aus, ſei derſelbe entſprungen, er habe alle höheren Kräfte ſeines Geiſtes eingenommen und werde ſich nur mit der Zeit beſeitigen laſſen. Uebrigens

[1] »d'éloigner d'auprès la personne du roi et de ses conseils le Cardinal Mazarin.« Extrait des registres du parlement in dem Journal des Parlaments, 4. Febr.

versicherte man, dürfe die Fürstin an dem Royalismus so des Parlaments wie der Nation nicht zweifeln; unter keinen Umständen seien in Frankreich Ereignisse möglich, wie in England.

Was ließ sich gegen dieß Andringen thun? Anwendung von Gewalt wäre nothwendig gewesen: aber dazu war nichts vorbereitet, und wie höchst gefährlich hätte es ausschlagen können!

Mazarin, wie die meisten Menschen, die durch auffallendes Glück emporgehoben worden sind, neigte zum Fatalismus. In einem seiner Briefe aus dieser Zeit heißt es: wenn das Verhängniß Unglück sende, so gebe es keine Schutzwehr dagegen;[1] dann versage die Treue auch solcher Menschen, auf die man durch Vernunft und Nothwendigkeit angewiesen sei. Dazu kam, daß ja beim Eintritt der Majorennität, die noch in demselben Jahre bevorstand, sich das Alles wieder ändern konnte. Die Königin scheint bis auf den letzten Augenblick widerstrebt zu haben. Mazarin schreibt seinem Vater: von Königin und König habe er nichts als Beweise von Gunst empfangen: aber es sei ihnen unmöglich gewesen, die Verkehrtheit zu überwinden, die, seine Person zum Vorwand nehmend, das Reich in Unruhe zu stürzen suche; er habe ihnen gerathen, ja sie überredet, ihn gehen zu lassen.

In der Nacht vom 6. zum 7. Februar verließ Mazarin die Hauptstadt. Indem er zunächst nach dem Havre eilte, um dem Prinzen von Condé seine Befreiung aus dem Gefängniß ohne alle Bedingung anzukündigen, hoffte er denselben günstig für sich zu stimmen, und er versichert, daß ihm dieß

[1] Quando le disgrazie sono fatali, non vi è riparo che possa impedirle. (22. März an Valençay.)

gelungen sei.[1] Aber indessen sprach das Parlament aufs neue seine Verbannung aus dem Königreich in den härtesten Worten aus, und ordnete eine gerichtliche Untersuchung gegen seine Verwaltung an. Sein Palast ward durch die öffentliche Gewalt in Beschlag genommen: mit Thränen im Auge überreichte sein Bibliothekar die Schlüssel zu seiner Büchersammlung, die mit einem Sinne für allgemeine Gelehrsamkeit und mit einem Eifer zusammengebracht worden war, den man bisher diesseit der Alpen noch nicht erlebt hatte, ja wie es scheint, noch nicht verstand. Mazarin erzählt, gar mancher Kriegscapitän habe ihm seine Hülfe gegen so große Ungerechtigkeiten angeboten, doch habe er keine Unordnung erregen wollen. Er verließ das Reich und begab sich nach Brühl unter den Schutz des Churfürsten von Cöln, eines Prinzen aus dem Hause von Bayern, mit welchem er seit langer Zeit in enger Verbindung stand. Hier wußte man nichts von den französischen Irrungen: das Volk sah in dem Flüchtling nur den großen Prälaten, und ließ ihn, etwa am Sonntag, mit Ehrfurcht bei Seite tretend, nach der Kirche des Ortes vorübergehen.

So war nun doch geschehen, was so oft gefordert und von der Königin immer verweigert worden war; ihr erster Minister, der vornehmste Träger der monarchischen Gewalt, hatte vor einem populären Sturme zurückweichen müssen. Und zwar war dieß hauptsächlich dadurch unvermeidlich geworden, daß der Herzog von Orleans, der ihr früher in guten und bösen Tagen zur Seite gestanden, sich von ihr lossagte. Ein paar hundert Reiter patrouillirten auf dessen Befehl um das Palais,

[1] An Ondedei: Per molte ragioni debbo credere che Mr. le Prince, che ha mostrato gran sodisfazione della maniera che no ho usato per la sua libertà, s'impiegherà efficacemente per me.

wo ſie wohnte, um Niemand heraus zu laſſen: man meinte ſie wolle den jungen König entführen. Einſt drang ein Volkshaufe in die königlichen Gemächer ein, um ſich zu verſichern, daß er perſönlich noch anweſend ſei; ſie ſahen ihn in ſeinem Bett. Die Königin fühlte, daß ſie eine Gefangene war: ſie ſcherzte wohl darüber, daß man ihr ein ſo geräumiges prächtiges Haus, wie das Palais, zum Gefängniß gegeben: aber ihr ganzes Gemüth war verwundet und empört. „Ah," rief ſie aus, „daß es doch immer Nacht wäre: ſie gewährt mir zwar keinen Schlaf, aber doch Einſamkeit; am Tage ſehe ich nichts als Menſchen, die mich verrathen." Der Herzog von Orleans beſuchte ſie jetzt wieder, um ihr von den Geſchäften zu ſprechen; auch deſſen Tochter kam: „aber unſere Beſuche waren kurz," bemerkt dieſe; „man iſt verlegen gegen die, denen man den Dolch ins Herz geſtoßen zu haben ſich bewußt iſt."[1]

Am 18. Februar 1651 kehrten die Prinzen nach Paris zurück; von Allem, was Bedeutung und Macht beſaß, mit lärmender Freude eingeholt und, weil ſie Unrecht gelitten hatten, auch von dem Volke mit Jubel begrüßt. Welches aber ſollte nun ihre Stellung ſein? Die ganze Situation war verändert. Nur auf Condé ſelbſt ſchien es anzukommen, die Stelle in Beſitz zu nehmen, nach der er vor einem Jahre getrachtet hatte, der erſte Mann im Lande zu ſein. Man meinte, es liege in ſeiner Hand, der Königin durch ein paar Parlamentsbeſchlüſſe die Regentſchaft zu entreißen und ſo die Rückkehr Mazarins auf immer zu verhindern. So eben tagte eine Verſammlung des Adels in Paris, in welcher der Geiſt des Widerſtandes gegen die miniſterielle Allgewalt lebhaften Ausdruck fand: man verband ſich da, die ererbten Privilegien und

[1] Mémoires de Mlle. de Montpensier. Pet. 41, 130.

Rechte an Denen zu rächen, von welchen sie verletzt worden waren; auch eine Versammlung des Clerus gab es, die mit der ersten ziemlich gemeinschaftliche Sache machte; was schien für einen Prinzen von Geblüt leichter zu sein, als sich ihrer zu bedienen, um eine Berufung von Generalständen zu erzwingen, in denen dann unter seiner Führung neue Ordnungen und Gesetze hätten eingeführt werden können. Die Königin hat wirklich ein dahin zielendes Versprechen gegeben.[1] Um aber eine große Stellung in Besitz zu nehmen, muß man nur von sich selber abhängig sein. Condé war durch tausendfältige Rücksichten gefesselt. Wie oft hatte er früher selbst Generalstände für gefährlich und für unvereinbar mit der Monarchie erklärt. Ueberdieß aber, ihre Ansprüche liefen denen des Parlaments entgegen, der Corporation, deren Beschlüssen er seine Befreiung verdankte. Hätte er die Regentschaft aufgelöst, so würde die erste Stelle nicht ihm, sondern dem Herzog von Orleans zugefallen sein, der vollkommen unter dem Einfluß der Fronde stand. Die Freundschaft, die er den vornehmsten Frondeurs zugesagt hatte, lag wie eine hart lastende Pflicht auf ihm. In Chateauneuf, der durch dieselben in das Ministerium gekommen war, sah er einen Feind seines Hauses, denn durch diesen Mann sei sein Großvater Montmorency ums Leben gebracht worden. Wie hätte er den Coadjutor, der seine Gefangenschaft befördert, vielleicht zuerst vorgeschlagen hatte, lieben sollen? Einen Beschluß des Parlaments, durch welchen die hohen Geistlichen von der Staatsverwaltung ausgeschlossen wurden, begrüßte er, weil sich derselbe, woran die Uebrigen wenig dachten, auch auf den Coadjutor beziehen konnte, mit einer freudigen Ausrufung.

[1] Mémoires de Mme. de Motteville, Pet. 39, 189.

Höchſt widerwärtig war es ihm, daß er, wie er durch beſondern Vertrag verſprochen, ſeinen Bruder Conti mit der Tochter der Herzogin von Chevreuſe vermählen ſollte; Mutter und Tochter ſtanden in den innigſten Beziehungen zum Coadjutor; deſſen Verhältniß zu der letzteren erregte Anſtoß. Auch Madame von Longueville, die wieder nach Paris zurückgekommen, wollte nichts von dieſer Vermählung hören. Wenn er aber, wie er das wirklich that, ſich entſchloß, dieſelbe rückgängig zu machen, ſo brach er dadurch mit der geſammten Partei, und beſchwor den Haß und die Feindſeligkeiten derſelben, namentlich des Coadjutors gegen ſich herauf. Weder des Parlamentes, wo ſich erſt jetzt für ihn eine Partei zu bilden anfing, noch des Miniſteriums Meiſter, des Herzogs von Orleans mit nichten ſicher, weder mit dem Adel noch mit dem Clerus gehend, was konnte er Großes unternehmen? Bei jedem Schritte ſtieß er auf Hinderniſſe.“

Dieß iſt die Epoche, in welcher die ſo lange Zeit durch eine ſtarke und durchgreifende Gewalt gebundenen Geiſter, da eine ſolche fehlte, ſich wieder unabhängig neben einander bewegten, ſo daß das Allgemeine nichts weiter zu ſein ſchien, als die gemeinſchaftliche Angelegenheit der Einzelnen, die die hohen Stellungen einnahmen, der Staat nichts als ein Tummelplatz ihrer Verbindungen und ihrer Feindſchaften unter einander; in welcher dann geiſtreiche und ehrgeizige Frauen, buhleriſch von Natur und durch die Licenz des Jahrhunderts, — ihre Gunſt mit Politik verbindend, wenn nicht dafür Preis gebend, — entzweit oder verbündet oder vermittelnd Einfluß gewannen, eine Rolle ſpielten und eine noch größere zu ſpielen meinten; wer hätte freien Sinn genug behalten, um die in einander laufenden mannigfaltigen Intereſſen, die

Verknüpfungen und Löſungen, die Truggewebe, die man ſpann, dieſen verwickelten Kampf von Verſchlagenheit und Leidenſchaft in ihrem Geheimniß zu beobachten und der Nachwelt zu überliefern? Und wer ſollte noch heute alle dieſe Fäden verfolgen und entwirren? —

In den auswärtigen Angelegenheiten lag für Condé eine nicht mindere Schwierigkeit als in den innern.

Die ſpaniſche Regierung ſchrieb ſich, und in der That nicht ohne Grund, denn ſie hatte durch ihre Hülfe den Widerſtand gegen Mazarin möglich gemacht, einen großen Antheil an der Befreiung des Prinzen zu, und forderte nun, da von den beiden vorgeſteckten Zielen das eine erreicht ſei, daß man auch das andere erſtrebe, den gleichmäßigen Frieden zwiſchen beiden Kronen. Die Herzogin von Longueville ſchlug einen Stillſtand vor, während deſſen über den Frieden unterhandelt werden ſollte: ein Parlamentsrath, Fouquet de Croiſſi, ward nach Stenay abgeordnet, um hier mit einem von den Niederlanden anlangenden Bevollmächtigten, Juan Frichet, darüber ein Abkommen zu treffen. Den Stillſtand verwarfen die Spanier von vorn herein, da man, wenn Frankreich nur wolle, in derſelben Zeit den Frieden zu Stande bringen könne, wie den Stillſtand. Ueber den Frieden ſelbſt war dann wenigſtens zwiſchen Frichet und Turenne die Rede. Die Spanier meinten, der Ausdruck gleichmäßiger Friede in dem Vertrag von Stenay enthalte die Herſtellung der Verhältniſſe, wie ſie vor dem Krieg geweſen.[1] Sie erklärten ſich jedoch bereit, von

[1] Bericht von Don Juan Frichet, 8. April 1651. Turenne habe ihm geſagt: que los principes no juzgan ser obligados a procurar una paz como la de Vervins pero justa e razonable la qual se puede entender sin que la Francia restituya lo todo que ha usurpado:

dieſer Herſtellung einiges nachzulaſſen; um dem Prinzen die Vermittelung des Friedens zu erleichtern. Aber man ſieht wohl, wie weit dieß auch dann noch von den Prätenſionen entfernt war, die Frankreich im Laufe ſo vieler Siegesjahre ſich gebildet; zu einer förmlichen Unterhandlung iſt es auf dieſer Grundlage gar nicht gekommen. Condé fühlte ſich den Spaniern verpflichtet, aber auf einen Friedensvorſchlag einzugehen, wie dieſer war, würde ihn mit dem Parlamente, ja mit der Nation entzweit haben.

In welchen Verlegenheiten ſehen wir da den heldenmüthigen und ſtolzen Prinzen nach allen Seiten hin. Das war bei weitem nicht wieder die Stellung, welche er vor ſeiner Gefangennehmung inne gehabt hatte. Alle die, welche zu ſeiner Befreiung mitgewirkt, legten ihm ihre Bedingungen auf, oder ſtellten ſich ihm feindſelig entgegen, wenn er ſie nicht erfüllte.

Das einzige Mittel, eine feſtere Stellung zu gewinnen, wäre geweſen, wenn er ſich mit der Königin wieder hätte vereinigen können. Auch iſt darüber unterhandelt worden: unter Mitwirkung Serviens und Lyonne's, die für große Anhänger Mazarins galten, iſt man wirklich über einige Bedingungen übereingekommen, welche ſehr merkwürdig lauteten. Der Hof willigte ein, die Gouvernements des Hauſes Condé zu ändern. Champagne und Bourgogne, wo es mannigfaltigen Widerſtand erfahren hatte, waren ihm nicht mehr angenehm. Condé

sobre lo qual replique, que el no se acordava ben de la clausula del tratado en que prometian una paz justa ygual y razonable: supuesto que ellos pudiessen a su modo interpretar las calidades de justa y razonable la de igual no admitia otro sentido ninguno, sino que las cosas se buelvan al estado en que se trovavan quando se começo lo guerra. Inſtruction und Berichte im Archiv zu Brüſſel.

wünſchte, daß ihm Guyenne und ſeinem Bruder die Provence eingeräumt würde. Da hatten ſie zahlreiche Anhänger, beſonders in Guyenne, das ſchon einmal für den Prinzen die Waffen ergriffen hatte: der Adel der benachbarten Provinzen, Saintonge, Limouſin, war ihnen befreundet: ſie konnten darauf rechnen, daß auch die alten Freunde und Anhänger der Montmorency's in Languedoc ſich für ſie, deren Enkel, erklären würden. Indem hiedurch Condé dieſer Provinzen mächtig geworden wäre, hätte er zugleich in der Hauptſtadt die Zügel der Regierung in die Hand nehmen und Freunden und Feinden mit der alten Unabhängigkeit begegnen können. Man hat lange gemeint, gegen ſo große Zugeſtändniſſe habe der Prinz ſeinerſeits die Rückkehr Mazarins bewilligt. Aus authentiſchen Documenten ergibt ſich aber, daß das nicht der Fall war. Er verſprach nichts, als zum Gehorſam gegen die Königin zurückzukehren und ihr ſeine Dienſte zu widmen. Hiefür hat er noch zwei Bedingungen hinzugefügt, die eine, daß ſie Mazarin nicht zurückrufe, die andere, daß ſie Paris nicht verlaſſe.[1]

Da aber ſtieß er aufs Neue mit Mazarin zuſammen, der obwohl entfernt, doch fortwährend den größten Einfluß auf die Königin ausübte. Nicht als ob Anna von Oeſterreich über alles und jedes bei ihm angefragt, ſeinen Rath abgewartet hätte — was bei der Entfernung des Orts und der

[1] Lettres de Mazarin 71. Mr. le Prince venoit de s'engager et dévouer en tout à S. Mé, à l'exception seulement de mon retour et de la sortie à Paris. Bei Aubery heißt es: der Prinz habe ſich vorbehalten, »d'être ami ou ennemi de celuy (le Cl). selon que sa conduite lui donnerait sujet de l'un ou de l'autre, que son retour n'a pas été stipulé dans un accomodement, par lequel on accordait à M. le Pce des établissements au delà de l'imagination.«

Langsamkeit der Communication unmöglich gewesen wäre, — aber kein Zweifel ist, daß die Schreiben des Cardinals, die doch ziemlich häufig eintrafen, voll von Geist, wie sie sind, und von überzeugenden Rathschlägen, vorgetragen in dem Tone leidenschaftlicher Hingebung, die Politik der Fürstin im Allgemeinen bestimmten. Ueber jene Vereinbarung gerieth Mazarin in die heftigste Aufwallung. Er ließ vernehmen, niemals sei ein König in Aquitanien so mächtig gewesen, als Condé durch dieselbe werden würde; überdieß aber werde sich seine Macht über das ganze Reich erstrecken, da man ihm zugleich seine festen Plätze in Champagne, Bourgogne und Lothringen lasse, und sein Schwager Longueville die Normandie immer zu seinen Diensten halte. Mazarin erklärte diejenigen, welche diesen Vertrag unterhandelt hatten, für Verräther, und bezeichnete es als ein Glück, daß sein Name in demselben nicht genannt werde. Seine Meinung war jetzt unumwunden, daß die Königin Condé demüthigen müsse; damit sie dieß aber vermöge, predigte er ihr die Lehre, daß ein weiser Fürst, frei von Liebe und von Haß, nur den Vortheil des Staates und die Erhaltung seines Ansehens ins Auge zu fassen habe; wenn der Fürst von zwei verschiedenen Parteien angefochten sei, so müsse er, um die eine zur Vernunft zu bringen, sich der andern bedienen; von der Zukunft möge er dann die Herstellung der Herrschaft über beide erwarten. Er forderte die Königin auf, sich ohne Scrupel und Verzug mit Denen zu verbinden, welche sie eigentlich Grund hätte zu hassen, den Führern der Fronde.[1] Die Königin gewann es über sich, im tiefsten Geheimniß mit den großen Frondeurs

[1] Der Brief jedoch, den Retz von ihm gesehen haben will, kann unmöglich ächt sein; er widerspricht dem ganzen übrigen Briefwechsel.

wieder anzuknüpfen, und dieſe, da ſie von Condé zurückgewieſen und beleidigt waren, boten ohne Bedenken die Hand dazu. Sie waren ungefähr eben ſo geſinnt, wie Mazarin: von ihren Feinden ſuchten ſie immer den einen gegen den andern zu brauchen, um zuletzt über alle zu triumphiren. Ueberaus bedeutende Zugeſtändniſſe machten einander beide Theile. Die Königin verſprach der Fronde eine Zuſammenſetzung des Miniſterium in ihrem Sinne, und die Cardinalswürde für den Coadjutor. Die Frondeurs nahmen — und faſt möchte man ſich wundern, daß irgend ein Preis hoch genug für ſie war, um ſie dahin zu bringen, — die beiden Punkte an, welche Condé verweigert hatte; ſie willigten in die Zurückberufung Mazarins und ſelbſt in die Entfernung des Hofes aus der Hauptſtadt, wenn ſie nöthig ſcheine.[1] Wir laſſen dahingeſtellt ſein, wie weit jeder Theil ſeinem Verſprechen nachzukommen dachte: der nächſte Erfolg war, daß ſofort alle Parteien in ſehr veränderten Verhältniſſen zu einander erſchienen. Die Führer der Fronde, welche von der Abſicht Mazarin zu ſtürzen ausgegangen waren, willigten in ſeine Rückkehr. Das Parlament, urſprünglich mit der Fronde ſo eng verbunden, hielt an der einmal ausgeſprochenen Verbannung Mazarins feſt und zeigte Vorliebe für den Prinzen, der die in den Unruhen erworbenen parlamentariſchen Prärogativen ſchützen zu wollen

[1] Aus den Briefen Mazarins ergibt ſich, daß die Entfernung Chavigny's und Maiſons als die Bedingung ſeiner Rückkehr gefordert wurde. Unter anderm ſchreibt er den 18. Juli an Ondedei: »**I Frondosi si obligavano, ristabilito Chastoneuf nel consiglio senza i sigilli, di fare, che il Duca d'Orleans accompagnerebbe S. M. dove volesse et vi abbracciarebbe il Cardinale**«. Er fürchtet nur immer, daß ſie ihr Verſprechen nicht halten werden, und iſt glücklich, wenn ſie es wiederholen. Vgl. das bei Ravenel S. 252 gedruckte Schreiben an die Königin.

Digitized by Google

schien. Indem die Königin mit jenem über die Rückkehr des Cardinals verhandelte, versprach sie diesen die Ausführung ihrer verdammenden Sentenz. Der Zwiespalt aller zeigte sich in den Unschlüssigkeiten des Herzogs von Orleans, der weder mit der Fronde brechen, noch den Prinzen und das Parlament verletzen wollte. Dagegen hatte der Prinz sofort ein Gefühl von der veränderten Lage. Es ist ganz wahr, daß der Hof und die Fronde gleich bei der ersten Annäherung einen decisiven Schlag gegen ihn vorhatten. In Paris hielt man für das Beste, den hochstrebenden Gefährlichen wieder durch einen Handstreich unschädlich zu machen; und schon überlegte Mazarin in Brühl, wohin man den Gefangenen bringen, wem man seine Bewachung anvertrauen solle.[1] Noch war nichts festgesetzt oder zur Ausführung vorbereitet, aber Unrecht hatte der Prinz nicht, wenn er eine plötzliche Gewaltthat fürchtete und sich dagegen auf seine Weise sicher zu stellen suchte. Er begab sich nach seiner Besitzung St. Maur, und von der Königin zur Rückkehr aufgefordert, verweigerte er dieselbe, so lange die vertrauten Gehülfen Mazarins — denn er wolle nicht wieder erleben, was ihm schon einmal begegnet sei — am Hofe wären; er nannte Lyonne, Servien und Le Tellier, obgleich man dafür hielt, daß nur der letztere ihm unzugänglich und eigentlich feindselig sei. Die Königin antwortete anfangs, sie würde sich lieber in ein Kloster sperren lassen, als hierin nachgeben. Da aber das Parlament,[2] an seinen alten

[1] An Ondedei: »Il bosco di Vincennes sarebbe buono per il principio: e per le persone (da guardarlo) il medesimo Bar overo Bongi« (14. Juli 1653). Die Nachricht von der Entfernung des Prinzen hatte der Cardinal noch nicht am 16ten, von welchem Datum wir einen Brief haben, sondern erst am 18ten.

[2] Der Brief Condé's an das Parlament bei Motteville IV, 223 und

Beschlüssen gegen Mazarin und dessen Anhänger festhaltend, dem Prinzen beipflichtete, und die Königin ersuchte, demselben die zu seiner Rückkehr erforderlichen Sicherheiten zu gewähren, so blieb ihr nichts übrig, als sich auch dießmal, in Erwartung besserer Zeiten, zu fügen. Die von dem Prinzen Bezeichneten verließen Paris: er selbst kehrte dahin zurück. Aber indeß kam der Vertrag der Königin mit der Fronde zu Stande, was, wiewohl nicht eigentlich bekannt, doch durchgefühlt wurde. Condé trat nur um so entschiedener auf. Die ganze Rücksichtslosigkeit, die ihm im bürgerlichen Leben eigen war, wandte er jetzt auch gegen die Königin. Allen Mahnungen des Parlaments, das ein gutes Verhältniß herstellen zu können meinte, zum Trotz, versäumte er ihr seinen Besuch zu machen: er machte sich nichts daraus, daß er dem jungen König auf einer öffentlichen Spazierfahrt begegnete, ehe er ihn, — was er erst später ein einziges Mal that, — in dem Palais royal begrüßt hatte.[1] Er erklärte laut, er wolle keine Versöhnung, denn welche bessere Versicherung könne ihm die Königin geben, als die sie ihm damals ertheilt hatte, als sie ihn gefangen nehmen ließ. Er gefiel sich darin, mit zahlreichen Caroſſen und einer glänzenden Dienerschaft in prächtigen Livreen durch die Straßen zu fahren, so daß er die öffentliche Aufmerksamkeit mehr beschäftigte, als der königliche Hof. Condé bot seinem Fürsten vor aller Welt in seiner Hauptstadt Trotz.

Da ließ sich denn Alles zu offnem Bruch und Bürgerkrieg an.

Aubery II, 162, doch mit bedeutenden Abweichungen. Ich halte den Schluß bei Aubery »reprendre le rang deu à sa naissance et y continuer ses anciens services« für richtiger als die wahrscheinlich modernisirten Worte bei Motteville »continuer mes soins au service du roi et de l'Etat.«

[1] La Coste, Histoire du prince de Condé, 101.

Die Königin hatte bei dem Parlament eine Anklage gegen Condé erhoben: er vertheidigte sich energisch und ausführlich. Bei den Verhandlungen erwachten schon alle Leidenschaften. Eines Tages kam es in dem Justizpalaste selbst beinahe zum Blutvergießen. Der Prinz erschien mit seinem bewaffneten Gefolge daselbst; um nicht in dessen Gewalt zu gerathen, hatte sich der Coadjutor königliche Leute ausgebeten: diese beiden Gefolge stießen in dem Saale des Palastes zusammen: man sah einen Augenblick ein paar hundert Degen gegen einander entblößt: nur um die Länge eines Schwerts standen sie auseinander; Ausrufungen der Anhänglichkeit und des Hasses erschollen zu beiden Seiten; nur mit Mühe ward ein großes Unglück verhütet.

Die Zeit war nun herbeigekommen, in welcher der junge König in sein vierzehntes Jahr trat und für volljährig erklärt werden sollte. Mazarin hätte gewünscht, daß dem Parlament zu Paris die Ehre, an dieser Erklärung theilzunehmen, versagt worden wäre: man könne sie, meinte er, nach dem von Catharina Medici gegebenen Beispiel eben so gut in Rouen vollziehen, und alsdann Paris mit Gewalt zu dem alten Gehorsam zurückbringen. Aber das waren Rathschläge, welchen die Königin, die in der Mitte der gährenden Elemente besser wahrnahm, was sich ausführen ließ und was nicht, dießmal kein Gehör gab. Sie zog es vor, die Besorgnisse des Parlaments durch eine neue Declaration gegen Mazarin, die dieser doch sehr bitter empfand, zu heben. Die Volljährigkeitserklärung ward am 5. September ohne Schwierigkeit in altem Pomp in Paris vollzogen. Condé erschien nicht bei der Ceremonie, obgleich sein Rang und seine Stellung dieß gefordert hätten, weil er fürchtete, bei dieser Gelegenheit gefangen gesetzt zu werden.

Niemand dachte daran, daß der junge Fürſt nun ſelbſt die Regierung führen könne; die Bedeutung des Actes lag nur darin, daß die Königin Mutter der Nothwendigkeit, auf den Rath der beiden vornehmſten Prinzen von Geblüt Rückſicht zu nehmen, entledigt wurde. Es war die Ausſchließung des Herzogs von Orleans und des Prinzen von Condé von ihrem geſetzlichen Antheil an der höchſten Autorität.

Die Königin ſelbſt bildete ſich nun ein Miniſterium, das den veränderten Umſtänden entſprach. Der Mann der Fronde, Chateauneuf, trat wieder ein; an die Stelle des bisherigen Directors der Finanzen, Maiſon, der als eine Creatur Condé's betrachtet wurde, kam der Candidat der parlamentariſchen Familien, Vieuville, der nämliche, der einſt mit Richelieu in Wettſtreit geweſen war; er verſtand es, der Partei, der er diente, Geld zu verſchaffen; der erſte Präſident des Parlaments, Molé, empfing die Siegel.

So conſolidirte ſich für den Augenblick das neue Syſtem des Hofes, ſeine Verbindung mit der Fronde. Wie die Dinge gegangen waren, ſo konnte der Prinz von Condé ſich nicht verbergen, daß die Staatsgewalt eine ihm perſönlich feindliche Richtung habe, daß zunächſt ſeines Bleibens in Paris nicht mehr ſei. Er bedachte ſich einen Augenblick, was er thun ſolle, berieth ſich mit ſeinen Verwandten, ſeinen Freunden: aber ein Mittel der Ausgleichung gab es nicht mehr. Wollte er ſich nicht den verhaßten Feinden unterwerfen, ſo mußte er zu den Waffen greifen. Er verzweifelte nicht, ihrer Meiſter zu werden. Den Antheil an der höchſten Gewalt, den er vor ſeiner Gefangennehmung durch entſchloſſenes Ergreifen des günſtig ſcheinenden Moments, nach ſeiner Befreiung durch Unterhandlung und Vertrag zu erlangen geſucht hatte,

— beidemal vergeblich, — unternahm er nun in bürgerlichem Kriege zu erkämpfen. Sein Beginnen gewann aber dadurch noch einen andern Charakter, daß es der für majorenn erklärte König war, gegen den er die Waffen ergriff.

Fünftes Capitel.

Bürgerlicher Krieg. 1652.

Die Fronde war mit Intrigue verwebt und durchzogen, aber sie war keine Intrigue.

Ihre historische Bedeutung besteht darin, daß die von dem System der absoluten Regierung niedergedrückte Kraft der altnationalen Institutionen sich gegen dasselbe erhob; wie die Parlamente, die den ihnen versagten Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten des Reiches zurückforderten und wieder in Besitz nahmen, so die Geistlichkeit, welche die Eingriffe in ihre Rechte und ihre Besitzthümer, die sie erfahren, mit hierarchischem Eifer von sich wies; der Adel selbst, der seine ererbten Rechte in Erinnerung brachte.

Wir erinnern uns, wie sich Richelieu im Jahre 1632 bewogen fand, die ständische Verfassung von Languedoc, indem er sie bestehen ließ, doch zu beschränken; im Jahre 1649 wurden diese Beschränkungen für ungültig erklärt;[1] alle Provinzen suchten sich der unmittelbaren Verwaltung durch Intendanten, die er eingeführt hatte, zu erwehren.

Richelieu hatte das Treiben der persönlichen Factionen, an denen schon unter ihm die Frauen Antheil nahmen, in sich

[1] Edit de révocation de celui de Béziers; Paris, Octobre 1649.

ſelbſt zu erſticken gemeint; dieſe Factionen waren ſtärker als je. Die Herzogin von Chevreuſe, deren Flucht und vergebliche Feindſeligkeiten er in Comödien verſpotten laſſen, war jetzt doch eine Art von Macht geworden, um die ſich die Häupter der Fronde ſammelten.

Die vornehmſten Anſtrengungen Richelieu's waren gegen die Autonomie der Magnaten gerichtet geweſen; es mußte geſchehen, daß eben aus denen, die er begünſtigte, ſeiner eigenen Allianz, ſich eine Perſönlichkeit erhob, die alle ihre Tendenzen in ſich darſtellte; oder in wem wären ſie jemals gewaltiger erſchienen, als in dem Prinzen von Condé?

Die große Frage für die franzöſiſche Geſchichte war alſo: ob der erſte Prinz von Geblüt ſtark genug ſei, die unbedingte Autorität der königlichen Gewalt zu ſprengen, — denn auch kein Anderer hätte ſie dann zu fürchten gebraucht — oder ob er genöthigt ſein werde, ſich ihr zu unterwerfen.

Sofort nach ſeiner Waffenerhebung nahm Condé eine glänzende Stellung ein. In Bourdeaux mit dem Jubel alter Hingebung empfangen, bemächtigte er ſich ohne Widerſtand der königlichen Kaſſen und ſchritt zu Truppenaushebungen. Die großen Familien La Rochefoucauld in Poitou, La Force in Gascogne, La Tremouille in Saintonge, ſpäter und nach einigem Schwanken auch Rohan in Saumur, althugenottiſchen Andenkens, ergriffen Partei für ihn. Einen Theil der Beſatzungen in Catalonien führte ihm Marſin auf ſeine eigene Hand über die Pyrenäen zu Hülfe. In Brouage hatte damals Louis Foucault, Comte du Daugnon, der ſich nach dem Tode Brézé's ſelbſt in Beſitz geſetzt, eine kleine Flotte geſchaffen, mit der er die Küſten von Nantes bis Bourdeaux beherrſchte; dieſer ſchloß ſich jetzt an den Prinzen an, der durch

den Uebertritt des Herzogs von Richelieu auch Havre's sicher wurde. Da in der That schien er eine Stellung einzunehmen, wie ein alter König von Aquitanien.

Die neu gebildete Verwaltung von Frankreich säumte nicht, ihn anzugreifen, ehe er sich noch befestigt haben konnte; Graf Harcourt, an der Spitze der königlichen Truppen, hinderte ihn wenigstens, sich Cognacs zu bemächtigen und gewann Rochelle für den König; bei Tonay-Charente lagen die beiden Heere einander gegenüber. Auch der Hof kam nach Poitiers. Obwohl nicht sehr kräftig organisirt, schien die Regierung doch ganz fähig, den Prinzen zu besiegen: da die öffentliche Meinung überall, wo sie sich selbst überlassen war, die Rebellion mißbilligte. Auch die Parlamente sprachen sich gegen den Prinzen aus.

Da erscholl die Nachricht, daß Mazarin wieder zurückberufen sei und in das Reich zurückkehre.

Nach den vorhergegangenen Verhandlungen konnte sich weder der Coadjutor noch Chateauneuf dieser Zurückberufung eigentlich widersetzen: sie war der Preis für die ihnen gewährten Zugeständnisse. Die Königin schritt dazu, sobald es ihr möglich war; denn nur von Mazarin erwartete sie die Herstellung der Monarchie zu voller Autorität.

Zunächst aber konnte dieser Beschluß nicht anders als die Zahl und den Eifer ihrer Gegner vermehren. Wie oft war Mazarin für einen öffentlichen Feind erklärt worden, wie oft hatte die Königin selbst dieser Erklärung beigestimmt. Das Parlament zu Paris gerieth in eine leidenschaftliche Aufwallung. Was konnte auch dieser Körperschaft Beleidigenderes begegnen, als daß ein von ihr mit äußerster Anstrengung zu gesetzlicher Geltung durchgeführter Beschluß von eben denen,

die ihn genehmigt hatten, ohne alle Rücksicht aus den Augen gesetzt ward? In dem Parlament gab es eine gemäßigte, und, wenn wir so sagen dürfen, eine radikale Partei. Auch die erste forderte, daß der Cardinal für schuldig der Beleidigung der Majestät und außer dem Schutze der Gesetze erklärt; die zweite, damit noch nicht zufrieden, setzte den unerhörten und gehässigen Beschluß durch, daß ein Preis auf den Kopf des Cardinals gesetzt und dieser aus dem Ertrag des Verkaufes seiner Bibliothek gezahlt werden solle. In den übrigen Parlamenten fanden diese Beschlüsse Beistimmung und Nachfolge. Commissare wurden ausgeschickt, um sich dem Zurückkommenden entgegenzusetzen.

So weit gingen die Parlamente hiebei noch nicht, sich geradezu mit Condé zu verbinden, aber sie hatten mit ihm einen gemeinschaftlichen Feind, gegen den sie sich ebenfalls rüsteten. Es ist klar, daß sein Unternehmen dadurch in dem Reich die breiteste Grundlage gewann.

Ueberdieß aber war er auch mit den auswärtigen Mächten, vor Allen mit Spanien in Verhältniß getreten.

Unmittelbar nach seinem Bruch mit dem Hofe, denn von einem früheren Verständniß findet sich keine sichere Spur, leitete der Prinz von Condé eine zwiefache Unterhandlung ein, die eine mit Bevollmächtigten der niederländischen Regierung, die in Maubeuge, die andere mit dem König von Spanien selbst, die in Madrid durch den Vertrauten des Hauses und der Familie, Lenet, welcher sich daselbst der besten Aufnahme erfreute, gepflogen wurde. Dort kam man am 20. October, hier am 6. November 1652 mit einer Abkunft zu Stande. Die Tractate beruhen beide auf dem einst zu Stenay geschlossenen Vertrage, sie bilden denselben für den vorliegenden Fall

nur weiter aus. Der Prinz verspricht die Waffen nicht niederzulegen, bevor nicht ein guter, gerechter und sicherer Friede zwischen den beiden Kronen geschlossen worden; wogegen Don Philipp IV. sein Wort gibt, auf keinen Vorschlag zu hören und keinen Frieden zu schließen, ohne den Prinzen und dessen Verbündete und Freunde darin zu begreifen.[1] Für die Kriegführung und den Besitz der Plätze, die man unter Theilnahme des Prinzen erobere, waren demselben große Vorrechte zugesagt; zur Ausrüstung seines Heeres wurde ihm eine halbe Million Patagonthaler[2] bewilligt, zahlbar unmittelbar nach der Ratification der Tractate, doch erhielt er schon vorher einige Zahlungen.

Wie die Spanier, unterstützt durch die französischen Unruhen, bereits Portolongone und Piombino eingenommen hatten, so hofften sie nun in Folge dieser neuen noch größeren Diversion Barcelona und Catalonien wieder in ihre Hand zu bringen. Denn mit den Kräften empörter Unterthanen bekämpfen diese Fürsten einander nach wie vor. Philipp IV. war der Meinung, daß nur der bürgerliche Krieg die Franzosen nöthigen werde, in den Friedensverhandlungen mit ihm Vernunft anzunehmen:[3] ungefähr ebenso wie einst Philipp II. die Ausführung seiner weltumfassenden Entwürfe durch die

[1] Sin comprehender en ella el dicho principe con todos suos amigos alliados y confederados que huvieran servido en el partido los quales S. Md hara restablecer en las mismas honras cargos, bienes puestos y dignidades como podran haber gozado antes — — (Aus dem Tractat von Maubeuge.)

[2] Die Pistole galt in Spanien 4 Patagons, in Frankreich etwas weniger.

[3] Los humores que estan movidos no se asentaran tan facilmente que no obliguen a Franceses a que se pongan en razon: que yo deseo.

Unterſtützung der Ligue möglich zu machen geglaubt hatte. Wenn die Frage war, ob die ſpaniſch-niederländiſchen Streitkräfte zur Wiedereinnahme verlorner Plätze oder zur Unterſtützung des Prinzen verwendet werden ſollten, ſo ſprach ſich Philipp IV. allezeit und mit großer Wärme für das letztere aus.

Noch eine andere Unterhandlung ward damals in Brüſſel gepflogen, an der die ſpaniſchen Miniſter nicht Theil nahmen. Der Herzog von Orleans, der die Gefühle des Parlamentes in Bezug auf Mazarin theilte und ein parlamentariſches Heer in Frankreich ſelber aufbrachte, erſuchte den Herzog von Lothringen, der mit einer von ihm geworbenen und zuſammengehaltenen Armee, als freier Verbündeter, an den ſpaniſchen Kriegen Theil zu nehmen pflegte, ihm zu Hülfe zu kommen. Wie die Verbindung zwiſchen Condé und den Spaniern am ſpaniſch-franzöſiſchen Frieden, ſo hatte die Verbindung zwiſchen Orleans und dem Herzog von Lothringen die Herſtellung dieſes Fürſten in ſein Land zum Zwecke. Leicht verſtändigten ſie ſich unter einander. Nicht ſo ganz befriedigt hiervon erklärten ſich die Spanier, die auch in dieſen Vertrag gern eine Stipulation zu Gunſten des Friedens zwiſchen den beiden Kronen eingeflochten geſehen hätten: allein auch ohnedieß ſtimmten doch die Abſichten überein. Die beiden erſten Prinzen von Geblüt machten ſich anheiſchig, die Krone von Frankreich zu Bedingungen zu verpflichten, bei denen die Nachbarn in alter Freiheit und Unabhängigkeit beſtehen könnten. Und trafen nicht in der That ihre perſönlichen Intereſſen hier mit den europäiſchen zuſammen? Eben die im auswärtigen Krieg entwickelte Macht der Krone war es, welche auch alle inneren Selbſtſtändigkeiten beugte.

In Cambray sammelte sich ein niederländisch-französisches Heer, das noch einmal durch spanisches Geld zusammengebracht[1] war, — denn wie nach Guyenne so auch nach den Niederlanden hatte der spanische Hof sehr ansehnliche Summen zu übersenden die Mittel gefunden, — und überschritt unter der Führung des Herzogs Karl von Nemours aus dem Hause Savoyen, der zugleich durch seine Mutter dem Hause von Lothringen angehörte, und vornehmlich beigetragen hatte, Condé zu seinem letzten Entschluß zu bewegen, die französische Grenze.[1] Erzherzog Leopold Wilhelm, der das Unternehmen hauptsächlich im Licht einer Diversion in dem spanisch-französischen Kriege ansah,[2] meldet Anfang März 1652 mit Freuden nach Spanien, daß das Heer bereits fünf Tagemärsche auf französischem Gebiete gemacht, ohne Widerstand zu finden: am 3. März ward ihm von Sully, dem Sohn des Ministers, Mantes überliefert; indeß hatte auch der Herzog von Orleans unter dem Befehl Beauforts, der an den Verbindungen seiner Familie mit Mazarin keinen Antheil nahm, ein Heer ins Feld gebracht; diese Armeen vereinigten sich jetzt und rückten gegen die Loire in der Absicht vor, sich der Päſſe dieses Flusses zu bemeistern.

Da der Prinz von Condé zwar keine Fortschritte in Guyenne machte, wozu sein eben zusammengerafftes Heer sich nicht eignete, aber sich daselbst hielt und einen Mittelpunkt für den gährenden Ungehorsam der südlichen Provinzen bildete, und nun eine aus besseren Soldaten zusammengesetzte ansehnliche

[1] 27. Januar 1652 por la via secreta. Er forderte nur immer regelmäßige Geldzahlungen pues de los medios depende la buena direccion de las empresas.

[2] »por divertir Franceses que no acuden a Barcellona«, wie es in dem Brief von Leopold Wilhelm heißt, 3. Februar 1652.

Macht nach der Loire vorrückte, so gerieth das königliche Heer und der Hof in eine nicht geringe Verlegenheit.

Eben damals aber war der Cardinal Mazarin im königlichen Hoflager erschienen.

Der Cardinal war kein Kriegsmann, aber jetzt dahin gebracht, sein Heil im Krieg zu suchen. Er hatte seine Edelsteine, alle Kostbarkeiten, die in seinen Händen waren, verkauft, denn er meinte, er müsse Alles an Alles setzen; die an der Grenze stehenden Regimenter hatte er durch neuen Zuwachs vermehrt; die dortigen Befehlshaber, die großentheils noch zur Freundschaft Richelieu's gehörten, schlossen sich ihm mit Freuden an; wie hätten sie zweifeln können, ob sie dem Geheiß des Königs oder den Decreten des Parlaments folgen sollten? Marschall Hocquincourt führte von Peronne her ein paar tausend Mann Cavallerie herbei. Als ein Flüchtling war Mazarin gegangen, an der Spitze eines großen Heeres kehrte er nach Frankreich zurück. Von dem obersten Gerichtshof geächtet, nahm er die Ausübung der höchsten Gewalt in seine Hand.

Als er sich dem königlichen Hoflager näherte, holte der junge König in Person ihn ein. Die Königin billigte, daß ein im versammelten Conseil gefaßter Beschluß durch ihn geändert ward. Neben ihm konnte der Minister der Fronde, Chateauneuf, sich keinen Augenblick behaupten.

Und einen Gehülfen führte Mazarin der Krone zu, der für den Gang der Dinge von entscheidendem Einfluß werden mußte, den Kriegsmann, der allein neben Condé genannt zu werden verdiente. Turenne war der Partei, zu der er sich vor dem Jahr gehalten, abtrünnig geworden. Er sagt, er habe zu Condé gehalten, als derselbe unglücklich war, aber

sich nicht verpflichtet gefühlt, nochmals mit ihm die Waffen gegen seinen König zu ergreifen. Der Hof gewann ihn und seinen Bruder Bouillon dadurch, daß er der Familie für die Verluste, die sie erlitten hatte, eine angemessene Entschädigung bewilligte. Anfangs regte sich ein gewisses Mißtrauen gegen Turenne, nach und nach schwand jede Wolke.

Ueberhaupt war, wenn wir nicht irren, das militärische Prinzip der regelmäßigen französischen Armee, wie sie sich im Dienste des Königthums gebildet hatte, mit der Sache desselben verbündet. Von Ludwig XIII. wird erzählt: eines Tages daran erinnert, daß sein spät geborner Sohn an den mächtigen Großen Widerstand finden werde, habe er geantwortet, sein Kriegsheer werde denselben aufrecht halten. Die Schlacht von Rethel hatte einst die Truppen für Mazarin gewonnen: schon bei den Irrungen in Paris, die seine Entfernung veranlaßten, haben sie ihm angeboten, denselben mit Gewalt der Waffen ein Ende zu machen. So wiesen jetzt die Capitäne der alten Regimenter jede Anmuthung, von dem Herzog von Orleans Befehle anzunehmen, zurück; denn nur der Regentin seien sie verpflichtet; in einigen Provinzen verabredeten sie sich, keiner Ordre Folge zu leisten, die nicht mit dem Namen Le Tellier, den sie allein für sicher hielten, unterzeichnet sei.[1]

Die Truppen, welche der Herzog von Orleans und der Prinz von Condé aufbrachten, repräsentirten den Geist der früheren Epochen, wo allen der Krone Nahestehenden ein Theil ihrer Autorität zufiel; die Truppen des Königs stellten das monarchisch-militärische Prinzip der neueren Zeiten dar.

Wie drückt sich das Erste so eigen in dem Einfluß aus,

[1] Mémoires de Puysegur, für den Geist der Armeen dieser Zeit das belehrendste Denkmal I, 255.

den die Prinzessin von Montpensier in Orleans gewann! Mit abenteuerlichem Muth, denn noch liebten diese fürstlichen Personen die alte Anhänglichkeit, welche die französische Nation gegen sie hegte, durch kecke Unternehmungen zu erfrischen, verschaffte sie sich Eingang in die Stadt und bewog die bewaffnete Bürgerschaft, ihre Thore den königlichen Truppen zu verschließen.

Es lag vielleicht nicht weniger in der Natur ihrer Stellung als in persönlichen Eigenschaften, wenn Nemours und Beaufort über die Führung der unter ihnen vereinigten Armee in Streitigkeiten geriethen, welche jeden Erfolg unmöglich machten. Denn an sich schien diese Armee, die sich an eine alte militärische Organisation in den Niederlanden anschloß, wohl fähig, etwas auszurichten. Condé, der in Guyenne nur einige in der Eile zusammengebrachte Haufen befehligte, entschloß sich, die Anführung und die Vertheidigung der Provinz, auf die in diesem Augenblicke kein ernstlicher Anfall zu erwarten war, seinem Bruder Conti zu überlassen, und sich selbst zu der nördlichen Armee zu begeben. Mit einem kleinen Gefolge, das nicht dem geringsten Anfall hätte Widerstand leisten können, wagte er sich mitten durch ein von feindlichen Truppen beherrschtes Land; wie wurden jene über den Hader ihrer Generale schon unzufriedenen Truppen von freudigem Staunen ergriffen, als sie den Führer, auf dessen Namen sie hauptsächlich vereinigt worden, unerwartet in ihrer Mitte erscheinen sahen. Das Heer fand einen Heerführer, der Heerführer ein Heer. Wenigstens war dieß die einzige Combination, bei der sich von dem Unternehmen noch etwas hoffen ließ.

Und unverzüglich kam es nun zu einem Zusammentreffen zwischen den Streitkräften beider Theile.

Der Hof war in Gien: die königlichen Truppen hatten die Loire bereits überschritten und bewegten sich gegen Montargis, das in die Hände der Gegner gefallen war, als Condé die Vorrückenden in den Quartieren, die sie so eben bei Bleneau genommen, überfiel. Er warf diese völlig auseinander; doch war es erst die Hälfte der Armee. Als er weiter vordrang, begegnete ihm, gerüstet und schlagfertig, in einer festen durch ein zahlreiches Geschütz wohl vertheidigten Haltung die andere unter Turenne. Condé fühlte sich nicht stark genug, sie darin anzugreifen: sechs Stunden hielten die beiden Feldherrn die beiden Heere einander gegenüber, zum Schlagen kam es jedoch nicht.

Man hat behauptet, der Prinz habe beabsichtigt und gehofft, sich der königlichen Personen zu bemeistern: die Königin würde er alsdann in ein Kloster verwiesen und im Namen des jungen Königs selbst die Regierung in die Hände genommen haben. Denn die Menschen lieben es, die äußersten Folgen einer großen Entscheidung, welche möglich wäre, als Gedanken des Ehrgeizes zu fassen. Wäre etwas Wahres daran, wie vollkommen wäre die Täuschung gewesen. Es hatte sich nun gezeigt, daß das Heer der Prinzen auch unter der Führung Condé's dem königlichen nicht gewachsen, geschweige denn überlegen war. Um den Krieg mit einiger Aussicht auf Erfolg zu führen, bedurfte es eines sicheren Rückhalts im Lande. Nur die Hauptstadt konnte einen solchen gewähren, und seinem Heere voran eilte Condé in Person dahin. Auf deren Haltung und Theilnahme zu Gunsten der einen oder der andern Partei, ihre Festigkeit und Treue kam doch wieder die Entscheidung an.

Man ließ in Paris Anfangs nicht unbemerkt, daß die

Hände des Prinzen mit Bürgerblut befleckt seien, aber dagegen überwog die Bewunderung, welche sein tapferer Muth, der Glanz seines letzten abenteuerlich-ritterlichen Unternehmens hervorrief. Gegen die feindliche Declaration des Parlaments vom vorigen Jahr hatte Condé bei Zeiten die nöthigen Rechtsmittel ergriffen und ward nicht gehindert, seinen alten Sitz darin wieder einzunehmen. Noch schloß sich ihm die Stadt mit nichten vollständig an, aber schon erweckte seine Anwesenheit lebhafte politische Sympathien.

Die Ideen aristokratischer Selbstständigkeit, welche er verfocht, waren damals in Paris auch in der Literatur an der Tagesordnung und wurden in zahlreichen Flugschriften erörtert.

Da der König im Widerspruch mit dem Parlamente den verhaßten Cardinal zurückberufen hatte, so fing man an, zwischen der Person des Königs und dem Königthum zu unterscheiden. Jene — so heißt es in einer jener Schriften[1] — sei geheiligt, aber doch nur die äußere Erscheinung des Königthums: die Seele desselben sei ganz etwas anderes, das sei das Gesetz, die Gerechtigkeit, die öffentliche Ordnung. Den dreizehnjährigen König habe man seinen Verwandten, seinem Parlament, seiner Hauptstadt entrissen, und glaube damit auch die königliche Gewalt zu besitzen. Ein Irrthum! Man habe nur ihren Schatten: allein in dem Parlamente thue der König gültige Aussprüche, da übe er die Rechte seiner Krone aus, da hauptsächlich ruhe seine Souveränetät. Die modernen Monarchien seien durch eine Art von Aristokratie gemäßigt: alles geschehe im Namen eines Einzigen, aber ein Einziger thue

[1] Les veritables maximes du gouvernement de la France, justifiées par l'ordre du tems. Jouxte la copie imprimée à Paris 1652. In dem Recueil de plusieurs pièces curieuses, à la Haye 1652.

nicht Alles. Die Macht entſpringe aus der Verbindung des Souveräns und der Unterthanen: die Monarchie ſei von den Altvordern gewählt worden, nicht um ihre Freiheit aufzugeben, ſondern um ſie zu erhalten.

Andere behaupteten, daß der König die Geſetze nur auszuführen habe, dieſe ſelbſt ſeien der Obhut der Generalſtände anvertraut; ausſchließend denen komme es zu, daran zu ändern. Die Forderung einer Einberufung der Stände tauchte auf, und zwar zu regelmäßig wiederholten Sitzungen, in deren Zwiſchenräumen Deputirte ihre Stelle vertreten ſollten.[1]

Nicht allein in Parlamenten und allgemeinen Ständen aber ſah man die geſetzliche Beſchränkung des Königthums, ſondern noch mehr in der Rückſicht, die es auf die Prinzen und Großen nehmen müſſe: der König ſei an den Rath derjenigen gebunden, welche einmal den Thron beſteigen und dieſelbe Autorität ausüben könnten, die er jetzt beſitze.[2]

In dieſem Sinne ſind bei den Unterhandlungen, die zuweilen erneuert wurden, noch einmal ſehr ernſtlich gemeinte Vorſchläge vorgekommen. Die Staatsgeſchäfte ſollten einem Conſeil anvertraut werden, über deſſen Zuſammenſetzung man ſich gemeinſchaftlich verſtändigen müſſe. Chavigny, der damals in Paris viel Anſehn beſaß, verlangte, daß dieſes Conſeil aus zwölf Perſonen beſtehen ſolle, von denen er hoffte, daß es großentheils Freunde und Anhänger des Prinzen ſein würden.[3] Fügt man hinzu, daß der Prinz, der an Spanien,

[1] Joly, Maximes importantes pour l'institution du roi »dans l'espérance où nous sommes d'une assemblée des états selon la parole que le roi nous a donné«. (S. 360.)

[2] Vergl. die Auszüge bei St. Aulaire II, 339; ſie ſind aus Flugſchriften, die in das Jahr 1652 gehören.

[3] Gourville 261. La Rochefoucauld II, 150.

und der Herzog, der an Lothringen geknüpft war, auch den Abschluß des auswärtigen Friedens in die Hände nehmen sollten: so sieht man aufs deutlichste, was der Monarchie von dieser Seite her bevorgestanden hätte: nach Außen Zurückführung in die alten Grenzen, wo sie noch nicht durch definitive Tractate erweitert waren, im Innern Beschränkung nicht allein durch beherrschende Gesetze, sondern durch die großen aristokratischen Gewalten.

Während man sich aber in Paris noch mit diesen Aussichten beschäftigte, rückten die königlichen Truppen heran, um die volle Autorität der Krone wieder geltend zu machen: unter ihrem Schutz kehrte der Hof nach St. Germain zurück; sie gewannen einen Vortheil nach dem andern. Bei Etampes vergalt Turenne dem Heere des Prinzen, was dieser dem königlichen in Bleneau gethan: er brachte dort besonders den niederländischen Hülfsvölkern desselben die größten Verluste bei.[1] Dann wandte er sich gegen den Herzog von Lothringen, der in Folge der oben gedachten Verabredungen sich der Hauptstadt genähert und eine feste Stellung bei Villeneuve St. George genommen hatte: indem ihm Turenne zugleich gute Bedingungen anbot, und wenn er sie verwerfe, einen ernstlichen Angriff drohte, vermochte er ihn in der That, Frankreich zu verlassen. Hierauf konnte die Absicht gefaßt werden, auf die Armee der Prinzen, die jetzt in ziemlich geschmolzener Anzahl bei St. Cloud stand, loszugehen und sie zu einer Schlacht zu nöthigen. Condé, der sich wieder an ihre Spitze gestellt hatte, hielt für rathsam, einer Entscheidung noch auszuweichen,

[1] Das militärische Verdienst dieser Waffenthat wird in der La Hode zugeschriebenen Histoire de Louis XIV. (II, 173), ich denke nicht mit Unrecht, höher als gewöhnlich angeschlagen.

und ſich nach der Poſition von Charenton, wo er zwiſchen Marne und Seine ſich gegen einen plötzlichen Anfall eher ſichern konnte, zurückzuziehen. Aber kaum hatte er ſich hiezu in Bewegung geſetzt, am 2. Juli, längs der Gräben, die Paris umgaben, als er von der königlichen Reiterei eingeholt wurde. Von einer Anhöhe die Gegend in Augenſchein nehmend, überzeugte ſich Condé, daß er Charenton auf dem eingeſchlagenen Weg nicht ohne die äußerſte Gefahr erreichen könne, und warf ſich dann mit raſchem Entſchluß nach der Vorſtadt St. Antoine. Turenne trug einiges Bedenken, ihn daſelbſt anzugreifen, aber die allgemeine Stimme des Hofes war, daß jetzt der Augenblick gekommen ſei, dem gefährlichen Feind den Garaus zu machen, — denn noch ſchien die Stadt nicht geneigt, ſeinen Truppen Aufnahme zu gewähren, — ihn im Angeſicht derſelben zu erdrücken. So kam es zu jenem in der Geſchichte des Jahrhunderts berühmten Treffen in der Vorſtadt von St. Antoine. Ich fühle mich nicht verſucht, mit den Meiſtern des Krieges und der Darſtellung, die es beſchrieben haben, zu wetteifern; an die Stelle der Erzählung mag der charakteriſtiſche Bericht treten, den der Prinz ſelbſt am andern Tag dem Grafen von Fuenſaldagna über dieſes Zuſammentreffen gegeben hat, und der bisher unbekannt geblieben iſt. „In der Vorſtadt," ſagt er, „gab es weder Barricaden noch Gräben; die Feinde hatten zweimal ſo viel Mannſchaften als wir; ohne den tapfern Widerſtand unſerer Truppen würden ſie uns überwältigt haben. Sie bezwangen unſere Wachen und nahmen die vortheilhafteſten Poſten, die wir inne hatten; an drei oder vier verſchiedenen Punkten griffen uns die Garden des Königs, das Regiment Turenne an; aber mit dem Schwert in der Hand haben wir

ſie überall zurückgetrieben, ihre Cavallerie zu Grunde gerichtet, ihnen fünfzehnhundert Mann getödtet oder verwundet. Doch iſt dieß nicht möglich geweſen ohne den Verluſt vieler herzhafter Leute von unſerer Seite, und noch mehr Verwundete zählen wir als Gebliebene. Mr. de Nemours bekam einen Piſtolenſchuß in die Hand, Mr. de la Rochefoucauld eine Verletzung über den Augen, die ihn in Gefahr bringt, das Geſicht zu verlieren; Clinchant, der Wunder gethan hat, eine weniger gefährliche; auch Kinski iſt verwundet; dem Prinzen von Tarent wurden zwei Pferde, mir eins getödtet; zu meiner Seite iſt der Marquis von Rochegaillard gefallen. Trotz dieſer Verluſte iſt der Vortheil gänzlich auf unſerer Seite geblieben; überdieß aber haben wir ein nicht geringes Glück gehabt. Dieß iſt: als die ganze feindliche Armee vereinigt war und neue Angriffe begannen, denen wir in dem offenen Orte und nach mehreren Seiten hin nicht würden haben widerſtehen können, hat uns Paris ſeine Thore geöffnet; wir ſind mitten durch die Stadt, über den Pont neuf auf die andere Seite der Seine gerückt und haben hier die Truppen eingelagert, mit allgemeiner Billigung der Bürgerſchaft." [1]

Das Treffen in der Vorſtadt St. Antoine war zugleich eine Feldſchlacht und ein Straßenkampf. Condé erſchien darin noch einmal, wie man ſich ausdrückte, allgegenwärtig; in der Wuth eines höchſt perſönlichen Kampfes gab er doch die treffendſten Anordnungen; noch zuletzt ſah man ihn, mit Staub und Blut bedeckt, ſeine beiden Piſtolen in den Händen, auf

[1] Copia de carta del principe de Condé al Cde de Fuensaldaña, Paris, 3 Julio 1652, traduzida del frances. Ob ſich nicht doch irgendwo das Original findet?

den überlegenen Feind vordringen, mit dem verzweifelten Wort: „hier müssen wir sterben". Ohne Zweifel war er verloren, wenn die Stadt ihm ihre Thore nicht öffnete. Da bewirkte die Prinzessin von Montpensier, daß dieß geschah. Sie hegte für den Prinzen eine zur Leidenschaft gesteigerte Bewunderung; aber zugleich wollte sie die politische Stellung behaupten, die ihr Vater ihr nicht nachdrücklich genug verfocht. Ob sie die geheime Hoffnung noch nährte, sich die Hand des jungen Königs, die Krone von Frankreich, durch politische und militärische Handlungen der Opposition zu erobern? Zunächst fand sie in dieser selbst Vergnügen und Befriedigung. Wie einst in Orleans, so trat sie eben im rechten Moment im Stadthaus zu Paris auf; sie war es, die den Beschluß durchsetzte, daß der Prinz in die Stadt aufgenommen wurde, dann begab sie sich nach der Bastille und ließ die Kanonen nach außen richten. Von den Höhen von Charonne sah der junge König diesem Gefechte zu.

Das Haus Bourbon hat niemals wieder Persönlichkeiten hervorgebracht wie die, welche damals einander gegenüber standen. In Condé rollte das Blut der Montmorency, Mademoiselle stammte von den Guisen, Ludwig XIV. war der Sohn einer Spanierin. Verfochten jene die alte Autonomie der Großen des Reiches, in der allerdings noch Leben war, so knüpfte sich an die stolze Haltung, die der König von Anfang an einnahm, die Zukunft der Monarchie und der Macht.

Turenne's Angriff hatte nun doch keinen andern Erfolg gehabt, als dem Prinzen den Rückhalt der Hauptstadt, den er suchte, zu verschaffen; auf das dringendste lud Condé seine spanischen Verbündeten dahin ein. Denn ihre Annäherung allein werde die Ergebenheit von Paris erhalten. „Bedient

Euch der Gelegenheit," schreibt er an Fuensaldagna, „niemals werdet ihr eine so gute finden. Im Namen Gottes, rückt vor, ich bitte und beschwöre euch, nehmt die geradeste Straße, um hieher zu kommen."

Und nicht vergebens waren seine Bitten. Fuensaldagna führte ein Heer der besten Truppen über die französischen Grenzen und besetzte Noyon. Der Herzog von Lothringen, noch einmal bewogen, von einem Felde auf das andere überzugehen, und verstärkt mit spanisch-niederländischen Truppen, erschien aufs neue in der Nähe von Paris. Hierauf konnte auch die Armee des Prinzen aus Paris hervorkommen und sich im Felde zeigen: die Dinge ließen sich überhaupt für die Krone wieder gefährlich an.

Denn auch an andern Stellen hatten die spanischen Waffen das Uebergewicht erlangt. In Flandern fielen die mit so großer Anstrengung von den Franzosen eroberten Küstenplätze, Grävelingen und selbst Dünkirchen in die Hand der Spanier; in Oberitalien eröffnete ihnen die Bürgerschaft von Casale ihre Thore und verjagte die Franzosen; worauf aber das meiste ankam, Don Johann von Oesterreich, durch den Neapel wieder gesichert worden, hatte im April 1652 die Belagerung von Barcelona eröffnet; die Unruhen in Frankreich bewirkten, daß er sie ruhig fortsetzen und im Spätjahr zum Ziele führen konnte.

Die Gefährdung des französischen Königthums lag nicht in den inneren Verwirrungen, noch auch in den spanischen Feindseligkeiten allein, sondern in der zusammenwirkenden Verbindung von beiden. Wenn Mazarin um sich her sah, so fand er die Lage nicht allein bedenklich, sondern fast verzweifelt. In einem seiner Briefe spricht er aus, daß der König, ohne Geld wie er sei, und im Gedränge immer neuer Treulosigkeiten,

unmöglich ſo mächtige Feinde, wie die Spanier und die Prinzen, beſtehen, den innern und den auswärtigen Krieg zugleich aushalten könne.[1] Man unterhandelte unaufhörlich, und Mazarin war ſehr dafür, daß dem Prinzen von Condé einige ſeiner Forderungen gewährt würden; aber was konnte das helfen, da er mit Spanien auf das engſte verbunden war, und ſich von dieſer Verbindung um keinen Preis losreißen laſſen wollte. Spanien aber verlangte jetzt für den Frieden nicht allein Catalonien, ſondern auch Rouſſillon, Herausgabe aller noch übrigen niederländiſchen, ſowie der lothringiſchen Plätze, Fallenlaſſen der Verbindung mit Portugal. Dies zu bewilligen, zugleich mit den vornehmſten Anſprüchen der Prinzen, und zwar in Folge ihrer Empörung, wäre einer Niederlage der monarchiſchen Ideen gleich geweſen.

So war noch alles zweifelhaft, die inneren Verhältniſſe wie die äußeren, und bei dem Gleichgewicht der Streitkräfte konnte Niemand abſehen, wohin die Entſcheidung ſich neigen würde. — Fragt man, was dieſe hervorgerufen hat, ſo iſt die Antwort: ſie war das Werk der Bürger von Paris.

Es ſchien jetzt, als herrſche unter ihnen die kriegeriſche Partei vollkommen vor. Im Stadthaus war die Union der Stadt mit dem Prinzen, die Erhebung des Herzogs von Orleans zum Generalſtatthalter im Parlament ausgeſprochen worden: der Prinz von Condé trat als Befehlshaber der Truppen, Beaufort als Gouverneur der Stadt, Brouſſel als Prevot

[1] Mazarin, 9. Sept. Le roi ne peut en aucune façon soustenir en même tems la guerre estrangère et domestique avec de si puissants enemis comme les Espagnols et les princes mis ensemble à la tête de tous les brouillons et malcontents du royaume, assistés de Mr. de Lorraine.

des marchands auf; dieſer leiſtete ſeinen Eid in die Hände des Herzogs von Orleans.

Zu Allem dem war es aber nicht ohne wilde Gewaltſamkeiten gekommen. Als die Verſammlung im Stadthaus ſich nicht ganz gefügig zeigte, hat man in die Fenſter hineingeſchoſſen, Feuer an die Thüren gelegt; in dieſem Sturme iſt die Union unterzeichnet worden. Die Parlamentsbeſchlüſſe wurden nur mit einer kleinen Mehrheit gefaßt, und ſelbſt eine ſolche wurde allein durch die Beſorgniß einer Wiederholung dieſer Scenen erreicht. Wie in Bourdeaux eine populäre Faktion, welche ſich Ormée nannte, Alles verfolgte, was ſich in einer mittleren Region hielt und den Intereſſen des Aufruhrs nicht unbedingt anſchloß, ſo ſtand den Prinzen in Paris ein zu jeder Gewaltthätigkeit fertiger, organiſirter Volkshaufe zu Gebote. Es gab Schriftſteller, welche mit einſeitiger Logik die Menge zur Wuth anreizten. Dubosc Montandré, ein Marat jener Zeiten, ſuchte zu beweiſen, daß man ſich zwiſchen den beiden Parteien, welche das Reich theilen, endlich einmal entſcheiden müſſe, und zwar zu Gunſten derjenigen, welche, indem ſie an der vom König beſtätigten Declaration des Parlaments feſthalte, die einzig geſetzliche ſei: um dem Geſetz zu dienen, müſſe man die Anhänger Mazarins zu Grunde richten, ohne Rückſicht auf Stand, Macht oder Alter, ſo daß auch ihr Name nicht übrig bleibe.[1]

Nun aber konnte das der Sinn der Einwohner von Paris nicht ſein. Sollten die an Ruhe gewöhnten und ihrer ſo bedürftigen mittleren Claſſen den Umſturz aller herkömmlichen Zuſtände ruhig ertragen? Die Maßregeln Richelieu's waren

[1] Le point de l'oval, im Anhang bei St. Aulaire Bd. III, wieder abgedruckt. Vgl. Moreau, Bibliographie des Mazarinades II, 339.

gewaltsam: die finanziellen Anforderungen Mazarins unbequem und empfindlich gewesen, was bedeutete das aber gegen einen Zustand, wie der, in den man nunmehr gerathen war. Das Land weit und breit verwüstet, alle Nahrung in der Stadt, ihr Verkehr nach Außen verfallen: die prinzliche Regierung in steten Entzweiungen, ohne Gewähr für Ruhe und Sicherheit, drückender Auflagen ebenfalls bedürftig.

In bürgerlichen Parteiungen bekämpfen einander in der Regel zwei extreme Faktionen: die große Menge der Besitzenden läßt den Umsturz einer Regierung zu, von der sie sich beschwert fühlt, ohne daß sie an dem Siege der Gegner gerade Theil nähme; — sobald diese zur Gewalt gelangt ist und nun ihre eigenen, nothwendig noch beschwerlicheren Anforderungen entwickelt, tritt die Zeit der Rückkehr zu der alten Ordnung der Dinge ein; aus den alsdann erwachenden Sympathien gehen die Restaurationen hervor.

Betrachten wir, wie dieß im Jahr 1652 in Paris geschah. Einzelne Einwohner von Paris, nicht gerade von persönlicher Auszeichnung, unternahmen es zuerst, in ihren Kreisen die royalistischen Gesinnungen wieder zu erwecken. Es waren vornehmlich ein Parlamentsrath der Grand-Chambre, Le Prevot, ein Seidenwaarenhändler Bival, ein Militärcommissär des Namens Du Fay, endlich ein wissenschaftlicher Gelehrter, Rossignol, welche sich in dieser Gesinnung begegneten und sie in Andern zu erwecken beschlossen. Rossignol, der viel mit Richelieu gearbeitet, kannte die einflußreichen Persönlichkeiten, an die man sich wenden mußte. Du Fay hatte Bekanntschaft unter den Arbeitern am Arsenal, denen er wohl auch Geld gab. Durch ein paar Geistliche, Franz Berthod, und den ebenfalls schon unter Richelieu hervorgezogenen Pater Faure ward im tiefsten

Geheimniß eine Verbindung mit dem Hofe eingeleitet. Man fand die Mittel, den Bedürftigsten unter den Einverstandenen die Renten des Hotel de Ville zu zahlen, welche die Regierung der Prinzen inne hielt.[1] Wie hätten nicht alle die, welche durch die letzten städtischen Veränderungen ausgeschlossen oder in Nachtheil gerathen waren, sich der Reaction zuneigen sollen? Ohne sich noch hervorzuwagen, übten sie doch auf die unteren Classen in Kurzem einen so starken direkten und indirekten Einfluß aus, daß die Prinzen, wo sie sich zeigten, mit dem Geschrei nach Frieden empfangen und diese Zurufungen vor ihren Palästen wiederholt wurden. Sie erwiederten, daß nur die Anwesenheit Mazarins am Hofe sie nöthige, die Waffen in den Händen zu behalten. Und in der That vereinigte sich noch Alles, Parlament, Bürgerschaft und Volk in dem Hasse gegen den Minister, in dem man die Wurzel alles Unheils zu sehen, dessen Schatten und Namen mit wildem Geschrei zu verfolgen man sich nun einmal gewöhnt hatte. Zuerst mußte diese Schwierigkeit aus dem Wege geräumt werden.

Mazarin war so gewohnt, für den nächsten Zweck die erforderlichen Mittel anzuwenden, daß er seine Person selbst zur Ausführung einer politischen Kriegslist hergab. Er entschloß sich leicht, sich noch einmal vom Hofe zu entfernen: nicht jedoch wie einst von dem Sturme einer allgemeinen Opposition gefährdet, und seiner Zukunft unsicher, sondern seiner Sache vollkommen gewiß, in unausgesetztem Besitz seines Einflusses selbst auf die einzelnen Schritte der Regierung: nur in der

[1] Berthod: Secret de la negociation du retour du roi dans la ville de Paris. Petitot 48, 297, Nachrichten, für deren Bekanntmachung man dem Andenken Monmerque's verpflichtet ist.

Absicht, die öffentliche Stimmung zu beruhigen, die Prinzen in ihren Nachtheil zu setzen.

Sein Verfahren brachte die ganze Wirkung hervor, auf die er rechnete.

Am 19. August verließ er das Hoflager, um sich nach Rheims und nach Bouillon zu begeben; hierauf schon am 20. ward die Meinung im Parlamente geltend gemacht, da der König den ersten Schritt zur Versöhnung gethan, so sei es Pflicht ihm entgegenzukommen: man dürfe ihn nicht länger bekriegen.

Der Hof hatte die Verlegung des Parlaments nach Pontoise ausgesprochen: in der That bildete sich hier in Kurzem eine beschlußfähige Versammlung. Selbst der Kanzler Seguier, den die Prinzen zum Vorsteher ihres Conseils bestimmt hatten, verließ sie auf die erste Einladung, die er empfing, und kehrte zu dem legitimen Herrn zurück.

Wenn dennoch die Prinzen, auch nachdem Mazarin den Hof verlassen hatte, die Waffen in den Händen behielten, so zogen sie sich jetzt dadurch die öffentliche Mißbilligung zu. Man sah darin einen Beweis, daß es ihnen nicht blos um Entfernung des allgemein verhaßten Mannes, sondern wirklich um eine Schwächung des Königthums zu thun sei.[1] Dazu kam der Eindruck der in diesem Augenblick ihnen nicht gerade günstigen Kriegsvorfälle. Die spanische Armee hatte sich in der Besorgniß, die man absichtlich in ihr erweckte, daß die Niederlande

[1] Vgl. in den Mémoires de Jaques de Saulx, Cte de Tavannes: die Verhandlungen dieses bedeutenden Offiziers mit der Comtesse de Tygery, seiner Tante, die ihn warnt »qu'il n'eut reprit rien, qui pût avancer les mauvais desseins, qu'on imputoit à Mr. le prince contre la souveraineté.« (S. 210.)

in ihrem Rücken angegriffen werden könnten, dahin zurückgezogen; der Herzog von Lothringen war durch Unterhandlungen und gewohnte Unstätigkeit gelähmt, Condé durch eine Krankheit in die Stadt festgebannt: in seiner Abwesenheit wußte Turenne sich aus einer schwierigen Stellung — bei Villeneuve St. George — abermals glücklich herauszuziehen, und die nächste Gefahr, in deren Gefühl der Hof bereits auf Fluchtgedanken gerieth, zu beseitigen.

Dergestalt verlor das Regiment der Prinzen zugleich seine Autorität und seine Furchtbarkeit; schon zeigten sich in der Stadt öffentliche Demonstrationen. Gegen Ende September vereinigten sich ein paar tausend gleichgesinnte Bürger aus den mittleren Ständen, unter den Abzeichen der Soldaten Turenne's, weißen Bändern oder Papier, und faßten den Beschluß, der Regierung der Prinzen weder selbst Abgaben zu zahlen, noch zu dulden, daß dieß von Andern geschehe; hierin Alle für einen Mann zu stehen. In Kurzem verweigerten ganze Quartiere den Einnehmern die Zahlung der Abgabe.

Da ward auch den neueingesetzten Echevins der Stadt der Gehorsam versagt, der ihrem Amt gebührte; einer und der andere von den alten trat wieder hervor, und genoß sein Ansehen aufs Neue. Deputationen der Bürgercompagnien begaben sich ohne Ermächtigung ihres Gouverneurs nach St. Germain, um den König zur Rückkehr in seine Hauptstadt einzuladen. Wie die bürgerliche Verwaltung von dem Hotel de Ville, so sagte sich die militärische von dem Gouverneur los. Beaufort, der König der Hallen, der populäre Broussel, wegen dessen die Barrikaden errichtet worden, verloren in ihren Aemtern die persönliche Autorität, die sie einst in Privatverhältnissen genossen hatten.

Durch eine rechtzeitig verbreitete Amnestieerklärung wurden auch Die beruhigt, welche sonst Strafe verdienten und erwarteten: schon wagten sich royalistische Militärs nach Paris, um im Nothfall die Führung der Menge zu übernehmen.

Unter diesen Umständen gab Mazarin aus der Entfernung seine Einwilligung dazu, daß der König sich der Stadt nähern und, wenn er die Stimmung hinreichend vorbereitet finde, einen Versuch machen möge, dahin zurückzukehren; wohlverstanden jedoch, unter Beobachtung jeder erforderlichen Vorsicht, namentlich nicht ohne die beiden nächsten Thore mit den Garden zu besetzen.[1] Im Angesicht der Prinzen sollte die Probe gemacht werden, ob die königliche Autorität nicht mehr gelte als die ihre.

Der Prinz von Condé fühlte sich nicht geneigt, es darauf ankommen zu lassen. Auch in den Momenten der Macht hatte er sich in der Stadt niemals wohl gefühlt. Der Widerspruch, den ihm ein Rath des Parlaments, ein Mitglied der Stadtverwaltung entgegen setzen konnte, fiel ihm unerträglich; die städtische Menge, die einst seine Gefangennehmung und seine Befreiung mit gleichem Jubel gefeiert hatte, und sich auch jetzt unzuverlässig erwies, erweckte ihm Abscheu. „Lieber ein paar Regimenter in den Ardennen commandiren, als hier Hunderttausend befehligen.“ Fast beneidete er den Herzog von Lothringen, der aus seinem Lande verjagt, in abenteuerlichem Hin- und Herziehen begriffen, sich ein Heer gebildet hatte, das seinem Geheiße gewärtig war, und ihm eine Stellung in der Welt verschaffte. Condé ward sich bewußt, daß er nicht zum Regenten, sondern zum Soldaten geboren sei; am

[1] Afin que le roi en put sortir, s'il arrivoit quelque chose, qu'il n'en fut pas le maitre. Mazarin aus Bouillon, 12. Oktober.

14. October verließ er Paris. Sein letztes Wort war eine Drohung. „Die Stadt," sagte er, „begehre die Rückkehr des Königs um des Friedens willen, den solle dieselbe aber doch nicht zur Folge haben."

Noch blieb der Herzog von Orleans, der niemals durch sich selbst einen Entschluß zu fassen wußte. Er ließ ruhig geschehen, daß bereits an demselben 14. October eine Bürgerversammlung unter den alten Echevins im Hotel de Ville zusammentrat, wenige Tage nachher die Wache an der Pforte St. Martin mit weißem Band am Hut aufzog; — gleich darauf der frühere Gouverneur und der alte Prevot des marchands mit einigen alten Magistratspersonen anlangte; er war noch in dem Luxembourg, als der König sich am 21. October von St. Germain her in Bewegung setzte, um nach Paris zurückzukehren. Eine Schwierigkeit von Bedeutung machte die Anwesenheit des Herzogs nicht mehr: der König forderte von ihm das Versprechen, sich des andern Tages zu entfernen, entschlossen, wenn dasselbe verweigert werde, geradezu nach dem Luxembourg zu ziehen und ihn daselbst gefangen zu nehmen: denn einen Nebenbuhler der Macht wollte er in der Hauptstadt nicht dulden. Man hatte dem König gerathen, bei dem Einzug seinen Platz neben dem Wagen seiner Mutter zu nehmen, gedeckt von voranziehenden Garden; Ludwig XIV. liebte aber vom ersten Augenblick energisch, wie er es war, auch zu erscheinen: er setzte sich selbst an die Spitze seiner Garden. Gaston unterzeichnete, was man von ihm verlangte, dem König begegnete auf dem Zuge nach dem Louvre nichts als Huldigung. Noch an demselben Abend kehrte auch die Bastille in seinen Gehorsam zurück. Die nächsten Thore und die benachbarten Vorstädte wurden von den Truppen besetzt.

Ludwig XIV. hatte das Glück, wie Heinrich IV. als der Befreier von einer ungesetzlichen Gewalt, welche Jeden drückte, Wenige oder Keinen befriedigte, wieder zurückzukommen.

Mazarin, der auf die Entfernung des Herzogs von Orleans gedrungen hatte, bemerkte nicht ohne Besorgniß, daß sich auch nachher noch Einer von den großen Führern der Rebellion in der Hauptstadt befinde, der Cardinal Retz: er sei so geschäftig wie jemals, bei Tag und bei Nacht, verkleidet und in seinem geistlichen Ornat; denn auch bei seiner amtlichen Function — bei seinen Predigten — habe er es nur darauf abgesehen, das Volk zu gewinnen: noch seien die Gemüther in Aufregung, die Provinzen noch mitten im Bürgerkrieg, wenn man ihm Zeit gönne, werde er Unordnungen säen, denen man nicht wieder steuern könne; was man auch gegen andere Verdächtige thun möge, es werde Alles nichts helfen, so lange man ihn in der Stadt dulde. Retz ließ sich durch Freundlichkeiten, die ihm bezeigt wurden, täuschen; bei einem Besuch, den er endlich im Louvre abzustatten die Unvorsichtigkeit hatte (19. Dez. 1652), wurde er gefangen gehalten.

Auch darauf drang Mazarin, daß den Verfassern von Flugschriften Zügel angelegt würden, denn Paris werde niemals ruhig sein, wenn man diese böse Saat nicht ausrotte: er gab den Rath, welcher denn auch befolgt worden ist, für alle früheren Vergehen die Amnestie eintreten zu lassen, dagegen jedes neue ohne Nachsicht zu bestrafen.

Im Anfang des Jahres 1653 fanden König und Königin die Stimmung der Pariser Bevölkerung so weit beruhigt, daß der Cardinal, der ihnen unentbehrlich war, wieder zu ihrer Seite erscheinen möge. Am 3. Februar kehrte Mazarin,

von dem König eingeholt, von dem Volke ohne Widerwillen aufgenommen, nach Paris zurück.

Der Geschmähte, Verbannte, Verfolgte war nun der am meisten Bewunderte, da Jedermann die Bewältigung der wechselvollen Empörungen seiner Klugheit beimaß. Aber was ist Klugheit, als die rechtzeitige Benutzung der in den Dingen wirksamen Elemente? Auf das Tiefste waren nun einmal die monarchischen Gefühle den Gemüthern eingepflanzt. Zu Hülfe kam ihnen zweierlei: die militärische Idee, welche das Heer gegen jede Reaction zusammenhielt, und das eine Zeitlang verdunkelte, endlich wieder hervortretende Bedürfniß des dritten Standes, sich einer gesetzlichen Ordnung zu erfreuen. Der Geschicklichkeit des Ministers stand die nicht minder geschickte, in jedem Augenblick zum Ziel führende Heerführung Turenne's zur Seite.

Doch war noch keineswegs Alles vollendet.

Sechstes Capitel.

Spätere Jahre des spanisch-französischen Krieges.

Die Verflechtung der Dinge war es nun einmal, daß die beiden großen Monarchien, indem eine jede für sich selbst unbedingten Gehorsam forderte, denselben doch im Gebiete der andern zu zerstören trachteten. Frankreich hatte die Empörung in den Nebenländern der spanischen Krone angeregt oder befördert; dagegen Spanien Einfluß auf den Mittelpunkt der französischen Macht gewonnen, und da die gefährlichste Entzweiung geschürt. Weder auf der einen noch auf der andern Seite war

das Vorhaben gelungen, doch war es noch auf keiner aufgegeben. Hatten die Spanier doch ihren eigenen Frieden mit der französischen Krone von den in der Empörung begriffenen französischen Großen abhängig gemacht. Die Interessen der Großen und der Spanier waren auf das engste verbunden. Bisher hatten sie hauptsächlich durch den innern Krieg gefördert werden sollen: Condé gab dieß auf, indem er die Hauptstadt verließ; er stellte sich an die Spitze der spanischen Kriegführung, und die Aufmerksamkeit richtete sich wieder am meisten auf den Kampf an den niederländischen Grenzen; aber es ist klar, daß von seinem Ausgang zugleich die fernere Gestaltung der einheimischen Verhältnisse abhing. „Von jedem Feldzug," sagt der Prinz von Tarent, „erwarteten die Mißvergnügten eine Revolution."

Es ist sehr der Mühe werth, auch diese Ereignisse zu begleiten, weniger jedoch in der Mannigfaltigkeit der einzelnen Vorfälle, als in ihrem allgemeinen Gange, — ihren Zusammenhang und die Momente der Entscheidung zu erwägen.

Da die Fahnen des Prinzen in Guyenne und hauptsächlich in Bourdeaux noch aufrecht erhalten wurden, im nördlichen Frankreich bedeutende feste Plätze sich in seiner und der Spanier Händen befanden, allenthalben im Reiche seine Freunde und Anhänger Ansehen, ja eine gewisse Macht besaßen: so bot es eine große Aussicht für ihn dar, wenn es ihm gelang, wie sein Plan war, zeitig im Jahr 1653, mit hinreichenden Streitkräften in Frankreich einzudringen und sich einen namhaften Erfolg zu erkämpfen. Nicht so leicht und geschwind, wie man erwartete, gingen die Rüstungen von Statten: denn alle Geldmittel mußten aus Spanien kommen, und nicht nur die Herbeischaffung, sondern auch die Uebersendung

derſelben ſtieß auf mancherlei Hinderniſſe. Als Condé endlich mit dem Erzherzog Leopold Wilhelm und dem Grafen von Fuenſaldaña zu Felde gehen konnte, waren ſchon einige Verluſte erlitten.[1] Rhetel, das den leichteſten Eingang dargeboten hätte, war von den Franzoſen beſetzt worden: aber noch immer erſchien das vordringende Heer, das nun ſeinen Weg jenſeit der Oiſe gegen Paris nahm, der ſich eben einrichtenden Ordnung der Dinge in Frankreich höchſt gefährlich. Dieſe litt noch an ihrer Neuheit: auch die franzöſiſchen Rüſtungen hatten nur ungenügend vollzogen, namentlich die feſten Plätze nur ſchwach beſetzt werden können. Turenne ſagt, wäre es dem Prinzen gelungen, einen derſelben in der Nähe der Hauptſtadt zu gewinnen, ſo würde es dem König inmitten der unvermeidlichen allgemeinen Gährung ſchwerlich möglich geweſen ſein, ſich daſelbſt zu behaupten. Ueber die Art, wie dem Feinde zu begegnen ſei, wurden in dem franzöſiſchen Kriegsrath zwei Vorſchläge gemacht: entweder ſolle man die Beſatzungen ſo gut verſtärken, daß ſie ſich vertheidigen könnten, oder wenn dieß unrathſam ſcheine, weil dann die königliche Armee der feindlichen gegenüber im offenen Felde zu ſchwach ſein würde, dieſe beiſammenhalten, ein feſtes Lager bei Compiègne beziehen und abwarten, was Condé unternehmen werde. Turenne verwarf beides; er zog es vor, den eindringenden Feinden zu folgen und ſich immer dergeſtalt in ihrer Nähe aufzuſtellen, daß ſie, wenn ſie eine Belagerung unternehmen wollten, erwarten müßten, noch an demſelben Tage, ja vielleicht nach wenigen Stunden darin geſtört zu

[1] Schreiben des Erzherzogs an den König »La causa de haver ritardato ha sido la falta de medios, con que pudieramos haver prevenido los desiños del enemigo.«

werden.[1] Die kleine Zahl der Truppen Turenne's, sonst ein Nachtheil, machte es möglich, diesen Plan auszuführen, und da die spanischen Heerführer Bedenken trugen, ihn in seinen doch allezeit gut gewählten Positionen anzugreifen, — denn das Heil der Monarchie auf das Glück eines Schlachttages zu setzen, waren sie nicht gemeint, — so sahen sie sich in Kurzem genöthigt zurückzuweichen. Die der Lage der Umstände angemessene Strategie hatte einen vollständigen Erfolg. Wäre es auf die Spanier allein angekommen, so würden sie sich sofort nach den niederländischen Provinzen zurückgezogen und hier einen der noch von den Franzosen behaupteten altspanischen Plätze angegriffen haben: nur weil der Prinz von Condé hartnäckig darauf bestand, schritten sie zur Belagerung von Rocroy. Sie hatten dabei die große Schwierigkeit, die Munition von Brüssel kommen lassen zu müssen: es fehlte an Geld für die Bezahlung der Arbeiter: Erzherzog Leopold Wilhelm findet die Belagerung unter diesen Umständen beispiellos. Sie gelang, der Platz ward nach den Bestimmungen der Verträge dem Prinzen überliefert: aber welch ein geringer Gewinn nach so großen Anstrengungen.

Und indeß war nicht allein wie Rhetel, so auch Bellegarde und Mouzon, sondern im Süden Bourdeaux und damit Guyenne in den Gehorsam des Königs zurückgekehrt.

In Bourdeaux wirkten dieselben Momente, welche den Umschlag der Dinge in Paris hervorgebracht hatten: das Uebergewicht der königlichen Truppen, die von der Landseite her unter dem Sohne Epernons, Herzog von Candale, von der Küste und der Mündung des Flusses her, unter dem Herzog von Vendome in die Nähe der Stadt vordrangen, welche

[1] Mémoires de Turenne bei Ramsay, III, 225.

dann so gut wie eingeschlossen von keiner Seite Hülfe zu erwarten hatte; und der auch hier erwachende Widerwille der mittleren Classen gegen die gewaltsamen Zustände, in denen man sich befand; das Geschrei nach Frieden ließ sich vernehmen, die weiße Fahne erschien wieder. Dazu kam aber in Bourdeaux ein Zerwürfniß in der eignen Familie des Prinzen. Seine Schwester, Herzogin von Longueville, die hier in der That an der Spitze seiner Partei stand, hatte sich niemals von ihm getrennt, und lange Zeit beherrschte sie durch ihren Einfluß den jüngern Bruder Conti. Aber allmählich brachen Mißhelligkeiten zwischen ihnen aus, hauptsächlich von der Umgebung Conti's veranlaßt.[1] Dessen Günstlinge und Freunde fanden es rathsamer, daß er seine und ihre Zukunft an das wieder aufsteigende Glück des großen Ministers anknüpfe, als an das zweifelhafte oder untergehende des verbannten Bruders, der ihn nie geliebt habe. Ein Vertrag ward geschlossen, in dessen Folge die königlichen Truppen — Anfang August 1653 — in Bourdeaux einzogen und die alte Ordnung der Dinge wiederherstellten. Die Gemahlin Condé's zog sich nach Spanien zurück; die Herzogin von Longueville begab sich nach der Normandie; Conti entschloß sich, nach dem Beispiel seiner Gegner Candale und Vendome in eine Familienverbindung mit Mazarin zu treten; er vermählte sich mit einer seiner Nichten aus dem Hause Martinozzi.

Auch für den Feldzug von 1654 ließ die Verbindung Condé's mit den Spaniern nicht viel guten Erfolg erwarten. Der stolze Prinz machte den Anspruch, dem Gouverneur des Landes, dem Erzherzog Leopold Wilhelm überall und in allen Dingen gleichzustehen: auf einen Artikel seines Vertrages, dem

[1] Mémoires de Daniel de Cognac I, 21.

aber von Andern eine andere Erklärung gegeben wurde, ſich ſtützend, verlangte er den Oberbefehl nicht allein über ſeine beſondere Armee und die derſelben zugetheilten Verſtärkungen, ſondern über alle, die ſich unter andern Führern mit ihm vereinigten. Leopold Wilhelm, der nur ungern den Anſprüchen Condé's im letzten Feldzug Rechnung getragen hatte, weigerte ſich für den nächſten ſie anzuerkennen; es kam zu einem bitteren Schriftenwechſel zwiſchen ihnen. Der Erzherzog meinte ſeiner Herkunft, ſeinem Range und ſeiner Stellung nichts zu vergeben: der Prinz hob die militäriſche Unausführbarkeit des vorgelegten Vertheidigungsplanes hervor.[1] Es machte ihn doppelt mißvergnügt, daß auch die ſpaniſchen Hülfsgelder lange ausblieben. Endlich aber trafen ſo bedeutende Summen ein, daß die niederländiſche Regierung den Entſchluß faßte, was ſie kurz vorher für unmöglich hielt, in Artois ſelbſt zu einem Angriff zu ſchreiten. Die Franzoſen hatten die Belagerung von Stenay unternommen, und der Prinz war anfangs entſchloſſen, mit ſeinem Heer vor Allem den Entſatz dieſes Platzes zu verſuchen, den er als ſein Eigenthum anſah; aber der Erzherzog ſtellte ihm vor, wie viel wichtiger es ſei, Arras wieder zu erobern, in welchem die Niederlande immer eines ihrer vornehmſten Bollwerke geſehen hatten, zu deſſen Wiedereroberung ſie auch jetzt mit allen Kräften beizutragen entſchloſſen waren; der Prinz, dem, wenn ihm Stenay verloren gehen ſollte, dagegen Einräumung von La Capelle und Catelet zugeſagt ward, entſchloß ſich wirklich, mit ſeiner ganzen Macht zur Belagerung von Arras herbeizukommen, die dießmal gelingen zu müſſen ſchien, da die Beſatzung nicht ſehr zahlreich und die Bürgerſchaft ſpaniſch geſinnt war. Ohne ſich von

[1] Die Urkunden hierüber ſind in dem Archiv zu Brüſſel aufbewahrt.

ihrem Angriff auf Stenay abhalten zu lassen, zu dem sich vielmehr der König in Person begab, bereiteten sich die Franzosen zum Entsatz von Arras vor. Diese beiden Belagerungen beschäftigten die Aufmerksamkeit von Frankreich und Europa. Man sah ein, welchem Theil es zuerst mit der seinen gelinge, der werde dann auch leicht bei der andern die Oberhand behalten und vielleicht Meister des allgemeinen Kampfplatzes werden. In Paris waren Schriften und Bilder von unglückbedeutenden Weissagungen in Umlauf; Alles schrie gegen Mazarin: wenn die Spanier Arras erobern und Stenay behaupten würden, hielt man den Cardinal, wie es in einem Briefe jener Zeit ausdrücklich ausgesprochen ist, für so gut wie gestürzt; man hörte sagen, daß in diesem Falle nicht allein Bourdeaux, sondern viele andere Städte sich empören würden. Auch der Prinz von Condé schien zu meinen, daß sein Schicksal von diesem Erfolg abhänge: nie war er thätiger, unermüdlicher gewesen; auf einer gewonnenen Contrescarpe hat er einst sein Mahl eingenommen, um seinen Leuten zu zeigen, wie wenig man sich vor den feindlichen Kugeln zu fürchten brauche.

Fragt man, was die Entscheidung herbeiführte, so war es nicht allein die Stärke der Festungswerke und die Wuth des Angriffs. Ich wage zu behaupten, daß es vielmehr die größere Energie des militärischen Prinzips auf Seiten der Franzosen war, wodurch sich die Sache zu ihren Gunsten wandte.

Die französische Besatzung zu Arras, obgleich für den Umfang der Befestigungen nicht stark genug, und nur dadurch Meister in der Stadt, daß die Einwohner entwaffnet worden, war doch entschlossen, sie nicht zu überliefern. Auf Antrieb des Gouverneurs Mondejeu, in seinem Zimmer vereinigten sich die Offiziere zu einem förmlichen Bund, treu zu einander zu

halten und eher unterzugehn, als sich zu ergeben.[1] In Stenay dagegen befehligte ein französischer Offizier, der sich, man muß es ihm zugestehen, nach besten Kräften vertheidigte, aber als die Gefahr am höchsten stieg, für erlaubt hielt, die Amnestie seines Königs anzunehmen, die ihm anvertraute Feste demselben zu überliefern.

Am 14. August war dies geschehen; am 20. warf sich das durch die Siege vor Stenay verstärkte französische Heer auf die Circumvallationslinien vor Arras und durchbrach sie, ohne großen Widerstand zu finden; der Einzige, der sich in dem Treffen Ruhm erworben hat, ist Condé, der sich zu wiederholtenmalen mit einer Wildheit, als ob er den Tod suche, unter die Feinde stürzte, und sie wahrscheinlich genöthigt haben würde, sich in die Stadt zu werfen, wenn er besser unterstützt worden wäre. Jetzt bewirkte er wenigstens, daß sich das Belagerungsheer ohne großen Verlust zurückzog und das Land vor dem Feind zu sichern vermochte. In Brüssel feierte man Condé als den Protector der Niederlande.

Noch ein anderer Franzose, zugleich einer der Großen des Reichs und namhafter General, bot damals den Spaniern seine Hülfe an. Es war Graf Harcourt aus dem Hause Lothringen, welcher unter Richelieu zu den Siegen zur See und zu Land so vieles beigetragen, und bisher unerschütterlich auf Mazarins Seite gestanden, jetzt aber, weil er die Dienste, die er ihm blindlings geleistet, nicht wie er erwartete vergolten sah,[2] sich von der Armee in Guyenne entfernt und

[1] Nach einem Schreiben aus dem Lager von Turenne vom 20. Juli: in einem Briefe aus Paris. Thurloe's Statepapers II, 460.

[2] So viel geht aus den Briefen in Van Huffel: documents inedits sur l'histoire de France (S. 77) hervor. Doch sieht man in der

dann nach dem Elsaß geworfen hatte. Er war der rechtmäßige Gouverneur der Provinz und hatte bereits Philippsburg inne, doch fehlte ihm noch Breisach; es gelang ihm, sich auch dieses Platzes zu bemächtigen, so daß die ganze Landschaft ihm zu Gebote stand; dann trat er mit dem Kaiser und mit den Spaniern in selbstständige Unterhandlung. In Frankreich hat man vielleicht nie erfahren, wie weit seine Entwürfe gegangen sind. Er erbot sich, einen Theil seiner Truppen nach Catalonien zu führen, zur Unterstützung der Spanier, und dagegen die Garnisonen der elsäßischen Plätze zur Hälfte aus spanischen Truppen zusammenzusetzen. Unterstütze man ihn einigermaßen mit Geld und Leuten, so werde er selbst in Frankreich vordringen, und bei der großen Anzahl seiner Freunde und Anhänger, zu denen er auch den Marschall Schomberg rechnete, glaubte er einen großen Erfolg versprechen zu können. Seine Meinung war, sich im Elsaß unter der Autorität des Kaisers zu behaupten, oder wenn das nicht thunlich sei, sich durch ein Reichsfürstenthum in Deutschland, etwa die Markgrafschaft Burgau, zu entschädigen.[1] So waren seine Vorschläge: Erzherzog Leopold Wilhelm war sehr dafür, darauf einzugehen und dabei kein Geld zu sparen. Allein bald zeigte sich auch an Harcourts Beispiel, daß die Autorität des Königs bei den

Sache noch nicht so deutlich, wie man wünschte. Vgl. Montglat Mémoires p. 50, 395, 435.

[1] Copia de papel de manu propria del Marques de Castelar, sinfecha. Das Archiv zu Brüssel enthält die Propositionen Harcourts, unter andern: en ninguna manera restituir aquella plaça ni entregalla en otras manos que las del rey (de España) y esto por articulo secreto: — que quando haia de restituir Brisac se le de un principado en Alsacia o Alemannia en soveranidad y se le ha prometido el marquesado de Burgau erigirle en principado.

Truppen mächtiger war, als die des Generals. Bei der ersten Nachricht von seinem Vorhaben fiel die Garnison von Philippsburg von ihm ab; als ein königliches Heer gegen ihn anrückte, konnte er nur noch daran denken, einen Frieden zu machen, den ihm Mazarin unter erträglichen Bedingungen gewährte.

Indessen war das Innere des Reiches nichts weniger als beruhigt. Mazarin hielt für nothwendig, einige seiner unbequemsten Widersacher in die Bastille werfen zu lassen. Denn noch immer wurden die Gemüther von den Parteiungen, aus welchen die Fronde hervorgegangen war, in Gährung gehalten, und zuweilen tauchten neue Motive derselben auf. Eines der eingreifendsten war der Anspruch des Coadjutors, Cardinal Retz, nach dem Tode seines Oheims, als Erzbischof von Paris anerkannt zu werden. Es gelang ihm, aus seinem Gefängniß zu entkommen; und den ersten Augenblick seiner Freiheit benutzte er, unbekümmert um das, was er früher versprochen haben mochte, zu der Erklärung, daß er als Erzbischof von Paris zu leben und zu sterben gedenke. Die Pfarrer von Paris stellten kirchliche Danksagungen für seine Befreiung — aus den Händen der Regierung — an. Ein von ihm ernannter Generalvicar übte die geistlichen Functionen in seinem Namen aus. Mazarin, dem die Nachricht von der Flucht seines alten Nebenbuhlers so empfindlich war, wie die Nachricht einer verlorenen Schlacht nur immer hätte sein können, meinte nicht, einen so gefährlichen Gegner, wie dieser war, oder von ihm abhängige Stellvertreter im Besitz der geistlichen Autorität zu lassen. Die französische Regierung erklärte die in dem Gefängniß von Retz ausgesprochene Verzichtleistung für unwiderruflich, den erzbischöflichen Stuhl für erledigt; bei dem Kapitel setzte sie durch ihre Autorität wirklich

durch, daß daſſelbe andere Vicare in ſeinem eigenen Namen aufſtellte. Retz ward in Rom, wohin er ſich gewendet hatte, und in dem Parlament zu Paris in aller Form angeklagt.

Aber das Parlament war voll von Freunden des Cardinals und überdieß in mannichfaltigen eigenen Streitigkeiten mit der Regierung. Der erſte Präſident Bellievre gefiel ſich in einer Haltung von magiſtratiſchem Stolz, in der er vor dem Cardinal keinen Schritt zurückgewichen wäre. Unter ſeiner Führung nahm ſich das Parlament der Rentiers des Hotel de Ville an, welchen ein Quartal ihrer Rente innebehalten wurde, und ſetzte ſich unberechtigten finanziellen Eingriffen nicht viel anders entgegen, als im Anfang der letzten Unruhen.

In dieſen Irrungen iſt es zu einer der gewaltſamſten Manifeſtationen des altfranzöſiſchen Königthums gekommen.

Im März 1655 wurden einige neue Steueredicte, unter denen das merkwürdigſte die Einführung des Stempelpapiers in Frankreich nach dem Muſter von Spanien betraf, dem Parlament in einem Lit de Juſtice vorgelegt und in aller Form regiſtrirt. Auf dieſe Thatſache beſtand nun Mazarin, aber das Parlament erklärte, es habe in Gegenwart des Königs ſeine Meinung nicht frei äußern dürfen, und erneuerte, wie man glaubte, auf Antrieb des erſten Präſidenten, den alten Anſpruch, eine nachträgliche Reviſion vorzunehmen. Dagegen beſchloß aber die Regierung, die perſönliche Autorität des jungen Königs noch einmal auf das entſchiedenſte einzuſetzen. Es iſt damals, am 13. April 1655, geweſen, daß Ludwig XIV. mit der Reitgerte in der Hand dem Parlamente ſeinen Befehl kund gethan haben ſoll. Die alten Relationen haben dieß nicht ſo im Einzelnen, aber das berichten ſie auch, daß Ludwig, der von Vincennes hereinkam, im rothen Leibrock und grauen

Hut, wie er vom Pferde geſtiegen war, im Parlament erſchien, und Deliberationen wie die, mit welchen man umging, ſehr ausdrücklich verbot: den Mitgliedern, darauf anzutragen, dem Präſidenten, ſie zuzulaſſen. Nur das Recht, Vorſtellungen zu machen, wollte das Conſeil, unter Mazarin wie unter Richelieu, zugeſtehen.[1]

Wollte man annehmen, daß ſich das Parlament durch dieſe wegwerfende Behandlung gebeugt gefühlt, ihr unterworfen habe, ſo wäre das ein Irrthum. Im Mai 1655 berichtet ein Engländer aus Paris, daß das Parlament mit dem König im vollen Haber liege; dieſer verlange, daß das Parlament ſeine Edicte durchgehen laſſe, und keine außerordentlichen Verſammlungen halte; jenes verſammle ſich dennoch und weiſe die Edicte zurück.[2] Bald darauf mußten, wenn die Regierung mit einer Münzveränderung durchdringen wollte, einige Mitglieder des Parlaments exilirt werden, und in deſſen Schooße ward ein Vorſchlag erwogen, ob es nicht ſeine Jurisdiction ſiſtiren ſollte, zum Zeichen, daß es die ihm geſetzlich zuſtehenden Rechte nicht mehr genieße.

Auf das nachdrücklichſte nahm Cardinal Retz ſeine erzbiſchöflichen Befugniſſe auch aus der Ferne in Anſpruch. Denn Gott habe ihn zum Erzbiſchof gemacht; nur durch die Autorität der Kirche könne er aufhören es zu ſein. Das ſei fürwahr ein ſonderbares Concil, das ihn abſetzen wolle: das Conſeil

[1] Eine einigermaßen authentiſche Nachricht iſt bei Montglat; doch hat er weder die Reiterſtiefeln noch die Reitgerte 458. Aubery hat eine alte Relation copirt, die gar nichts Auffallendes findet (II, 439.).

[2] Mr. Morell to secretary Thurloe: the king will have his will their law, and this parlament will give him a bridle and curb to reason and public good. (Thurloe III, 444.)

von Frankreich, Staatsminiſter und Marſchälle; oder ſollte etwa ein Biſchof nicht mehr Biſchof bleiben, weil er dem Hofe unangenehm geworden ſei? Er erklärte die von dem Capitel aufgeſtellten Vicare für ſchismatiſch, ihre Weihen für ungültig.

Und dieſe Ideen kirchlicher Immunität nun fanden in einer eben damals — October 1655 — zuſammengetretenen Verſammlung des franzöſiſchen Clerus den lebendigſten Anklang. Die Regierung ward angeklagt, dem Epiſkopat die tiefſten Wunden beigebracht zu haben, die ihm ſeit Jahrhunderten geſchlagen worden ſeien.[1] Sie mußte einen Schritt zurücktreten, die Vorausſetzung der Vacanz des Erzbisthumes und die Aufſtellung erzbiſchöflicher Vicare durch das Capitel wirklich fallen laſſen; man traf die Auskunft, daß ſie ſelbſt einige Perſonen aufſtellte, denen Retz ſeine Befugniſſe übertrug. Aber damit war der Friede noch nicht hergeſtellt. Die Beſchlagnahme der geiſtlichen Einkünfte, zu der die Regierung geſchritten war, indem ſie Retz des Verbrechens der beleidigten Majeſtät für ſchuldig erklärte, ward von einem großen Theil der Verſammlung als eine Spoliation, die in dem römiſchen Recht verpönt ſei, betrachtet. Der römiſche Hof nahm für die Intereſſen der franzöſiſchen Geiſtlichkeit, die ſeine eigenen und zugleich die des ganzen katholiſchen Clerus waren, lebhaft Partei.

In einer hiemit verwandten Sache, in welcher der römiſche Hof und die Regierung vereinigt waren, fanden ſie beide Widerſtand. Die Janſeniſten waren in Rom verurtheilt und die ergangene Bulle unter der Einwirkung der Regierung

[1] Histoire de l'assemblée generale du clergé de France commencée à Paris, le 25. Oct. 1655 et close le 23. May 1657. In der Bibliothek de Bourgogne zu Brüſſel.

in einer Verſammlung des Clerus angenommen, von der Sorbonne bekräftigt worden, aber darum fügte ſich die Partei der Janſeniſten, die in dem Parlament ſehr zahlreich vertreten, im Clerus wenigſtens einige Anhänger zählte, mit nichten: der päpſtliche Nuntius klagte, daß ſie eine Art von Republik bilde; eben damals erſchien ihre größte und berühmteſte Manifeſtation, die Provinzialbriefe von Pascal, die als einzelne Flugſchriften verbreitet eine Wirkung auf die Gemüther hatte, die den Nuntius beunruhigte.[1] Eben der Sache von Retz nahmen ſich die Janſeniſten an: einer und der andere ſeiner Vicare gehörten zu dieſer Partei: manche zu ſeinen Gunſten in ſeinem Namen erſchienene Schriften ſind, wie man weiß, von ihr ausgegangen.

Dazu kamen die finanziellen Verlegenheiten. Als die Vorbereitungen zum Feldzug des Jahres 1655 gemacht werden ſollten, ſah Mazarin keine ſicheren Fonds dazu vor ſich; er fand ſich vielmehr durch die neuen Anleihen, die er aufnehmen mußte, ſo beſchwert, daß er an einen abermaligen Bankerutt dachte. Wir werden noch zu berichten haben, welche Mittel der Mann anwandte, in dem er damals den Retter des Staates und des Königs ſah: Nicolas Fouquet; aber man braucht deſſen Namen nur zu nennen, um zugleich die Gefahren in Erinnerung zu bringen, die mit der Ausführung derſelben verknüpft geweſen ſind.

In dieſer Zeit hat man noch immer einen Umſturz der

[1] Vgl. Lettere di Mr. Bagni a Monsor Rospigliosi, li 3. Mayo 1656 (im Brittiſchen Muſeum). Er fürchtet von der Rückſichtsloſigkeit der Janſeniſten: aggiungendo l'esempio di tre lettere calumniose e temerarie che sono state stampate contro la censura ultimamente fatta nella Sorbonna. Ohne Zweifel die erſten Briefe Pascals.

Regierung Mazarins für möglich gehalten, zumal nachdem sie im Felde auch wieder einmal eine Niederlage erlitten hatte.

Der Feldzug von 1655 ging für die Franzosen im Allgemeinen glücklich. Der Prinz von Conti, nach seiner Vermählung an die Spitze der königlichen Truppen in Catalonien gestellt, machte daselbst Fortschritte; der Herzog von Vendome erfocht einen Vortheil zur See auf der Höhe von Barcelona; ein paar Festungen an der niederländischen Grenze wurden erobert; der junge König machte sich das Vergnügen, an der Spitze seines Heers in das feindliche Gebiet vorzudringen; er fühlte sich von einem Vorgefühl kriegerischer Größe angehaucht, als er sein Nachtlager in den Quartieren nahm, aus denen der Erzherzog Leopold Wilhelm wenige Tage vorher vor ihm hatte weichen müssen.

Hierauf ward für den Feldzug von 1656 eine größere Unternehmung vorbereitet. Die Franzosen hatten es auf eine der bedeutenderen niederländischen Grenzfestungen abgesehen; sie erschienen zuerst vor Tournay, da sie dieß aber in gutem Vertheidigungszustand fanden, wandten sie sich unerwartet gegen Valenciennes. Hier befand sich nur eine geringe Besatzung, die französische Armee dagegen ward bis auf 17000 Mann zu Fuß, 16000 Mann zu Pferd gebracht, die sich in zwei verschiedenen Lagern unter Turenne und dem Marschall La Ferté aufstellten.[1] Am 29. Juni begrüßten sie die Stadt aus ihren Batterien; sie zählten die Tage, in denen sie gefallen sein müsse. Daß die niederländischen Streitkräfte fähig sein sollten, eine Armee wie diese hinter ihren Linien aufzusuchen,

[1] Die Zahl gibt, nach einer Mittheilung Turenne's an Mazarin, Lophart in einem Schreiben an Thurloe, 19. Juni 1656, an. Statepapers of Thurloe IV, 100.

erwartete man um so weniger, da eben das Gouvernement der Provinzen von Erzherzog Leopold auf Don Juan d'Austria, den zweiten dieses Namens, natürlichen Sohn Philipps IV., überging, was nicht ohne einige Unordnungen und Verwirrungen abgehen zu können schien. Aber gerade dieser Wechsel gab der Kriegführung einen neuen Antrieb. Die zum Theil auf den Ansprüchen der Geburt beruhende gegenseitige Eifersucht zwischen dem Erzherzog und dem Prinzen hörte auf; mit Don Juan trat der Prinz zwar keineswegs für immer, aber doch für's Erste in ein gutes Verhältniß; eben im Anfang war ihr Zusammenwirken kräftig und rasch. Ueberdieß aber besaß die belagerte Stadt in den daselbst zusammenfließenden Gewässern der Rhonelle und der Schelde ein Vertheidigungsmittel, das sie in alten Zeiten als uneinnehmbar hatte erscheinen lassen: man brauchte nur die Schleußen innerhalb der Mauern zu eröffnen, um den größten Theil der Umgebung unter Wasser zu setzen. Auf diese Beschaffenheit des Bodens bauten Don Juan und Condé ihren Plan, als sie es wagten, die Belagerer anzugreifen. Einen Augenblick bedrohten sie Turenne, dann warfen sie sich mit aller ihrer Macht, in drei verschiedenen Abtheilungen, auf La Ferté; nach hartnäckigem Kampf durchbrachen sie seine Linien: der Prinz von Condé war der erste, der sie überstieg. Indessen hatten die Bürger ihre Schleußen eröffnet, und die mit verdoppelter Gewalt hervorbrechenden Gewässer zerrissen die Dämme und Brücken, welche die Verbindung zwischen beiden Lagern vermittelte.[1] La Ferté ward selbst gefangen, sein Lager und

[1] Nach Puysegur II. 405 hatten die spanischen Generale Mittel gefunden, um die Bürger den Tag ihres Angriffs wissen zu lassen, »et l'heure, qu'il faudroit qu'on levât l'écluse pour faire couler les eaux«.

Heer zu Grunde gerichtet. Turenne brauchte alle seine Besonnenheit, um sich ungeschlagen zurückzuziehen und die französische Grenze gegen den siegreichen Feind zu vertheidigen.

Aber auch so machte das Ereigniß den größten Eindruck. Wie die Spanier, so begrüßten es selbst die Franzosen als ein solches, das den Frieden zwischen den beiden Reichen herbeiführen werde. Dagegen freuten sich die unversöhnten Feinde Mazarins der wiedererscheinenden Möglichkeit, den Bürgerkrieg zu unternehmen. Wie weit waren da noch immer die inneren, so wie die äußeren Angelegenheiten von Frankreich von einer definitiven Entscheidung entfernt. Die Spanier, unterstützt von einem französischen Prinzen von Geblüt, und ihre eigenen Kräfte, wenigstens die finanziellen bis zur äußersten Erschöpfung anspannend, zeigten sich auch jetzt noch stark genug, um sowohl an den Grenzen Widerstand zu leisten als die Franzosen im Innern in Gährung zu halten.

Und wie, wenn sie, wie vor Alters, die kriegerischen Schaaren des deutschen Reiches mit in den Kampf hätten führen können? Aber das Reich hatte den Umschwung der Dinge nicht abgewartet. Denn es befand sich nun einmal nicht in einer Verfassung, welche es möglich gemacht hätte, einen durchgreifenden politischen Gedanken zu fassen oder zu verfolgen. Vielmehr waren die Franzosen bereits damals in Deutschland so mächtig, daß Mazarin beim Tode Ferdinands III. daran denken konnte, den kaiserlichen Thron entweder mit einem ihm ergebenen Fürsten, oder gar mit Ludwig XIV. selbst zu besetzen. Sein Versuch scheiterte nach langen und zweifelhaften Wahlbewegungen, in welche alle Angelegenheiten von Europa hineinspielten, an dem Widerstand der protestantischen Churfürsten. Aber eins gelang dem Cardinal doch. Er

bewirkte, daß die Satzung von Münſter, nach welcher der Kaiſer den Spaniern in Flandern keine Hülfe leiſten durfte, in die Wahlcapitulation aufgenommen und dem Kaiſer als ein Geſetz vorgeſchrieben ward, an deſſen Beobachtung der Beſitz der Krone geknüpft ſein ſolle. Und damit nicht etwa der neue Kaiſer die von den Franzoſen im weſtphäliſchen Frieden erworbenen Landſtriche anzugreifen ſich verſucht fühlen möchte, brachte Mazarin einen Bund zur Vertheidigung derſelben mit einer Anzahl deutſcher Fürſten zu Stande.[1] Es waren eben diejenigen, welche ſich bisher beſonders an Frankreich gehalten hatten, und zwar die Führer der beiden Parteien, die drei geiſtlichen Churfürſten und Bayern auf der einen, Heſſen, Lüneburg und der König von Schweden auf der andern Seite. Worauf dem Cardinal alles ankam, vollkommene Sicherheit vor den deutſchen Waffen für Frankreich, ſo lange der Krieg mit Spanien noch dauerte, das war hiedurch erreicht. Von dem Reich aus durften die Spanier zur Wiedererwerbung ihrer alten Autorität keine Unterſtützung erwarten.

Auf dieſer Seite geſichert, wandte ſich Mazarin, denn Hülfe brauchte er, um in dem Kampfe Meiſter zu bleiben, auch dann noch, an England.

Hier war endlich aus allen den innern Verwirrungen, welche die Nation in ſich ſelbſt beſchäftigt hatten, ein Gewalthaber emporgeſtiegen, der ihre Kräfte beherrſchte und ihnen eine Richtung nach außen hin gab, der Protector Oliver Cromwell. Was einſt Heinrich VIII. von ſich gerühmt hatte, galt von ihm noch in höherem Grade: von den beiden ſtreitenden Königen konnte dem der Sieg nicht fehlen, auf deſſen Seite er ſich ſtellte. Aber welcher von beiden ſollte dieß ſein?

[1] Alliance du Rhin, Mayence, 15. Aout 1658. Du Mont VI, II.

Die altengliſche Politik, dem Schwächern beizuſtehen, ſchien den Ausſchlag für Spanien zu geben. Der ſpaniſche Geſandte in England, Don Alonſo Cardenas, ließ nichts unverſucht, um den Protector dazu fortzureißen: er verſprach ihm, wenn er die Partei von Spanien ergriffe, Unterſtützung ſeiner perſönlichen Intereſſen, und reiche Geldzahlungen: ſchon bot er eine halbe Million Dukaten an und hatte Vollmacht, noch weiter zu gehen: er brachte eine gemeinſchaftliche Unternehmung gegen Frankreich in Vorſchlag. Für Cromwell, der ſich zugleich als Protector des Proteſtantismus in aller Welt aufſtellte, ſchien es einen Reiz haben zu müſſen, auf einmal die Macht der Hugenotten und die engliſche Herrſchaft im Süden von Frankreich zu erneuern. Ein engliſcher Emiſſär hat in den Bädern von Spaa dem Prinzen von Tarent den Vorſchlag gemacht, ſich an die Spitze der Proteſtanten zu ſtellen, und dieſer hielt ein ſolches Unternehmen für ſehr gerechtfertigt, da das Edict von Nantes täglich verletzt werde.[1] Cromwell ſelbſt meinte wohl, ſich alsdann Bourdeaux als Sicherheitsplatz überliefern zu laſſen.

An Spanien aber hatte nun auch Cromwell ſeinerſeits eine Forderung zu ſtellen. Im Vertrag von 1630 war den Engländern Freundſchaft und Friede ſo für die amerikaniſchen

[1] Mémoires du prince de Tarente, 170: »Mr. Stouppe m'assura qu'il avait charge du protecteur de me promettre tout ce qui pouvoit dependre de lui, si je voulois me mettre à la tête des protestants lorsqu'il serait tems d'agir«. Das ſteht nun freilich im Widerſpruch mit einer Notiz in Biſchof Burnets history of his own time, nach welcher derſelbe Emiſſär dem Protector die Unternehmung widerrathen haben ſoll, weil die Hugenotten ſich zufrieden fühlten. Ich denke aber, der Prinz von Tarent iſt ein beſſerer Zeuge, als der Biſchof, dem hievon nur eine ſehr mittelbare Kunde zugekommen ſein konnte.

Besitzungen als für Europa von Spanien versprochen worden, aber noch wachte diese Macht mit Eifersucht über den ausschließlichen Verkehr mit ihren Kolonien: englische Kauffahrer erfuhren nach wie vor in den südamerikanischen Gewässern Feindseligkeit. In dem Verkehr auf der Halbinsel selbst wurden den Engländern wegen ihrer religiösen Abweichung mancherlei Hindernisse in den Weg gelegt. Wenn nun von einer Allianz die Rede sein sollte, so forderte Cromwell eine Abstellung dieser Mißstände sowohl in Amerika als in Europa. Aber er fand hiebei unüberwindlichen Widerspruch.[1] Spanien hatte die Absicht aufgegeben, den Katholicismus in fremden Gebieten zu erneuern, aber daran hielt es fest, daß derselbe in den eigenen ausschließend herrschen müsse. Hier beharrte es bei jenen altkirchlichen Satzungen, denen man sich in so vielen Ländern und Reichen entzogen hatte. Der exclusive Handel mit den Kolonien und die unverrückte Handhabung der Religionsgesetze, die jeden andern Kultus ausschlossen, waren die beiden Angelpunkte ihrer inneren Politik. Don Alfonso soll auf die Anträge Cromwells geantwortet haben, das heiße so viel, als die beiden Augen seines Königs fordern.

Man begreift es, wenn sich hierauf der Protector, zumal da er Spanien für unfähig hielt, den Geldverpflichtungen, die es anbot, nachzukommen, von dieser Macht abwandte: aber war es darum für ihn rathsam, sich mit Frankreich zu verbinden? Es schien gegen alle gesunde Politik zu laufen, daß England die einzige continentale Macht verderben helfe, die den Franzosen noch Widerstand leistete. Lud er dadurch nicht

[1] Correspondenz bei Thurloe. Vgl. Guizot Histoire de la république d'Angleterre et de Cromwell, II; p. 84.

eine Mitschuld an den schlimmen Folgen, welche aus der Uebermacht Frankreichs auf dem Continent hervorgehen mußten, auf sich? Seine Zeitgenossen haben ihm in der That diesen Mangel an Voraussicht ernstlich zum Vorwurf gemacht.

Wahrscheinlich meinte Cromwell, durch ein gleichmäßiges Anwachsen der englischen Macht ein hinreichendes Gegengewicht gegen Frankreich zu schaffen; und Niemand kann doch für die Schwäche derer, die ihm folgen, verantwortlich gemacht werden. Genug: Cromwell folgte den antispanischen, merkantilen Impulsen, welche das englische Nationalgefühl in sich schloß: er warf eine Flotte nach Amerika, welche sich Jamaica's bemächtigte; indem er dadurch mit Spanien brach, schloß er ein Bündniß mit Mazarin in Frankreich und Carl Gustav in Schweden. Diese drei Männer schienen eine Zeitlang vereinigt zu sein, um Europa umzugestalten.

So gewann denn Mazarin England, doch war auch ihm ein Preis dafür gesetzt. Er willigte ein, die Mitglieder des Hauses Stuart, so nahe Verwandte seines Königs sie auch waren, von dem französischen Boden zu verweisen, denn von daher vor allem schienen sie dem Protector gefährlich werden zu können. Die andere Forderung, welche Cromwell machte, daß Dünkirchen, wenn es erobert werde, in englischen Händen bleiben solle, war für den Cardinal noch fast schwerer zu bewilligen; er erschrak als sie ihm genannt wurde, und ließ vernehmen, es werde sein Ruin sein, denn die Opposition des Clerus gegen ihn müsse dadurch verdoppelt werden: aber er war ein Staatsmann durch und durch: katholische Sympathieen fesselten ihn nicht: es hätte ganz außer seiner Sinnesart gelegen, ein Mittel zu verwerfen, das ihn zum Ziele führen konnte, welcher Art es auch war: ein anderes

aber, den Krieg mit den Spaniern zur Entscheidung zu bringen, gab es nicht.[1] Er nahm den Vorschlag an.

Hierauf, im Juni 1657 vereinigte sich ein englisches Hülfscorps von sechstausend Mann unter Sir John Reynolds mit dem Heere Turenne's bei St. Quentin. Unter ihrer Mitwirkung, nicht ohne die Beihülfe englischer Schiffe, ward im Oktober Mardyk erobert; es ist gewiß, daß als im Mai 1658 die Belagerung von Dünkirchen begonnen war, und ein spanisches Heer herbeikam, um es zu entsetzen, die Festigkeit der englischen Regimenter nicht wenig zum Siege über sie beitrug. Turenne hatte sich dießmal nicht seinen Linien anvertrauen wollen, und eine Aufstellung auf den Dünen genommen, an der alle Angriffe der Feinde scheiterten.

Hierauf fiel Dünkirchen und ward den Engländern überliefert; aber auch Grävelingen, Oudenarde, Ypern selbst, und eine Anzahl andrer Plätze geriethen in die Hände der Franzosen. Der Widerstand der spanischen Monarchie war vollkommen gebrochen.

Was man hätte voraussehen können, geschah, der Vereinigung der beiden andern großen Mächte erlag die dritte; sie mußte auf Frieden denken.

Es ist bemerkenswürdig, daß Cromwell, der jetzt zu seinem nächsten Zwecke gelangt war, den Spaniern zuerst Friedenseröffnungen gemacht hat. Denn das war ohne Zweifel sein Sinn nicht, Frankreich mit den Spolien von Spanien zu

[1] Damit entschuldigt ihn Guy Patin, der sonst sein Freund nicht ist: »Si nous n'eussions amené Cromwel de notre part, les Espagnols n'eussent jamais manqué, de nous faire bien de mal«. Lettres II, 426. Der Vertrag (23. März 1657) ist in Guizots Cromwell II, 597 vollständig mitgetheilt.

verstärken. Aber die Spanier glaubten, daß er zugleich auf seine ursprünglichen Forderungen in Bezug auf die Freiheit der Religion und den indischen Handel zurückkommen werde: auch jetzt waren sie entschlossen, darin nicht nachzugeben. Sie zogen die Unterhandlung mit Frankreich der Unterhandlung mit England vor.

Es war nicht ein Zufall, daß Don Antonio Pimentel im Oktober seinen Weg von Madrid nach Flandern durch das französische Gebiet nahm. Er hatte eigentlich nur mailändische Geschäfte besorgen wollen, und hätte recht gut seinen Rückweg über Barcelona nehmen können. Der König beauftragte ihn, den andern Weg einzuschlagen, um dabei die Friedensunterhandlung in Gang zu bringen.

Siebentes Capitel.

Der pyrenäische Friede. Persönliche Stellung Mazarins.

Mit Lebhaftigkeit und Geist wurde damals in Frankreich die Ansicht aufgestellt, daß nach so entschiedenen Siegen, wie die eben erfochtenen waren, die Zeit gekommen sei, alle die alten Pläne, die vor den Unruhen der Fronde gefaßt worden, durchzuführen, das politische Uebergewicht von Frankreich auf dem Continent unerschütterlich festzustellen. Man verwarf den Frieden eben darum, weil der Feind ihn wünschte und wünschen mußte.

Der erste Minister fand aber auch von seinem Standpunkt aus, in der inneren Lage von Frankreich dringenden Grund, auf die spanischen Anträge einzugehn.

Denn wenn der glückliche Erfolg des Krieges dazu beigetragen hatte, die Gährungen der Opposition nicht zum Ausbruch kommen zu lassen, so waren sie doch keineswegs erstickt. Noch regten sie sich in jedem Zweige, in Kirche und Staat.

Durch Nachgiebigkeit des Hofes auf der einen, des Klerus auf der andern Seite, und zwar des ersteren in Bezug auf seine geistlichen, des andern in Bezug auf sein weltlichen Ansprüche, war ein Bruch zwischen beiden vermieden, die Versammlung des Klerus zu einem erträglich guten Ausgang geführt worden. Aber in der Geistlichkeit gab es eine starke Partei, welche die alten Prinzipien der klerikalen Immunität mit Eifer und selbst mit Leidenschaft vertheidigte. Schriften liegen uns vor, in denen die getroffene Abkunft, die nur durch eine geringe und dabei fast zufällige, nicht über alle Zweifel erhabene Mehrheit erreicht worden war, als ein Werk der Kabale und Ungerechtigkeit bezeichnet wird, als das Siegel der Knechtschaft der Kirche, eine Schmach des Jahrhunderts.[1] Daß den Engländern das altkatholische Dünkirchen überlassen ward, feuerte die Wuth der Angriffe auf Mazarin an. Es ward als die schreiendste Beleidigung der Kirche seit ihrem Ursprung bezeichnet, als die unselige Folge des Kampfes zwischen den beiden katholischen Mächten, welchen die kirchliche Gesinnung immer verdammt hatte. Schon früher einmal hat Mazarin eine vorübergehende und fruchtlose Unterhandlung über den Frieden, welche er mit den Spaniern pflog, bei Cromwell, der sich darüber besorgt zeigte, mit der Nothwendigkeit entschuldigt, in der er sich befinde, auf den Klerus und den Papst einige Rücksicht zu nehmen. Sollte er

[1] Remonstrance au roy sur la remise des places maritimes de Flandres entre les mains des Anglais.

das nicht, sobald es mit der Macht des Landes und seiner eigenen Autorität vereinbar war, mit größerem Ernste thun?

Wie der Klerus an dem einen der großen Verbannten, dem Cardinal Retz, so hielt ein nicht geringer Theil des Adels an dem andern, dem Prinzen von Condé, der durch den Ruf glänzender Kriegsthaten seinen Namen einem jeden gegenwärtig erhalten hatte, noch immer fest. Der Prinz von Tarent, dem einige Zeit zuvor die Rückkehr nach Frankreich gestattet worden war, verhehlt in seinen Denkwürdigkeiten nicht, daß seine Absicht gewesen sei, dem Prinzen von Condé Dienste zu leisten, und bald finden wir ihn in Verbindung mit den alten Anhängern desselben in Poitou, Anjou, Orleannais, Nivernais. Unter den Edelleuten dieser Landschaften scheute man sich nur darum ein eigentliches Bündniß mit Condé abzuschließen, weil man ohne ein so entschiedenes Auftreten noch eine größere Anzahl in ein Einverständniß gegen Mazarin zu ziehen hoffte. In der Normandie war die bloße Anwesenheit der Herzogin von Longueville, so sehr sie es auch vermied, sich in diese Irrungen wieder einzulassen, genügend, um die Gemüther in Gährung zu erhalten. Zur Zeit der Belagerung von Dünkirchen soll man in den Niederlanden die Absicht gehabt haben, wenn es mit dem Entsatz gelinge, einen namhaften französischen Führer nach der Normandie zu werfen, um die Mißvergnügten um sich zu sammeln.[1] Nachdem dort die Würfel anders gefallen waren, gab man doch die alten Hoffnungen nicht auf. Einst traf der Prinz von Tarent mit dem Herzog von Retz, Bruder des Cardinals, in Aurerre zusammen. Der Herzog versicherte dem Prinzen, sein Bruder bereue nichts mehr, als sich jemals mit Condé entzweit, dessen Gnade verscherzt zu haben; der

[1] Gui Patin, 13. Aout 1658, II, 413.

Prinz von Tarent antwortete mit dem Wunsch, daß sich die Freunde Beider vereinigen möchten, um gegen den gemeinschaftlichen Feind gemeinsam zu handeln.[1]

Von Seiten des Adels ist davon die Rede gewesen, auf die Berufung der Generalstände zu dringen. Wie leicht hätte sich dann eine Vereinigung der drei Stände gegen den Cardinal Mazarin bilden können.

Denn auch in den Communitäten, namentlich des südlichen Frankreich, in den meisten Provinzen war viel übler Wille gegen ihn.

Im Parlament zu Dijon waren einige Finanzedicte in Gegenwart des Hofes durchgesetzt worden, gleich nach seiner Entfernung aber erhob sich Widerstand gegen sie: der Hof schritt auch hier zu Exilirungen der Parlamentsmitglieder. In Grenoble mußte der Intendant Pellot, der mit dem Parlament in stetem Kampfe lag, aus der Stadt weichen, die ihm keine Sicherheit mehr darbot. In Marseille[2] ließ der Hof eine Inschrift zum Lobe Heinrichs IV., in der von einer Vereinigung der Freiheit mit der Herrschaft die Rede war, herabnehmen. Bei der Wahl der Consuln war es zu einer Bewegung gegen den Gouverneur gekommen, die man strafen wollte. Hie und da wie in der Sologne in Bearn regten sich die Bauern.

Waren nun dieß die alten Feindseligkeiten, welche von jeher hatten gefürchtet, bekämpft werden müssen, so gab es überdieß noch andere, die in der Partei Mazarins selbst entsprangen. In den von ihm gesetzten Gouverneurs regte sich das alte Gefühl der Unabhängigkeit; statt zu gehorchen,

[1] Memoires de Henri Charles de la Tremoille, Pr. de Tarente, 217.

[2] Anmerkung zu den Memoiren von Cosnac, I, 282.

unterhandelten sie; sie sannen wohl gar auf Mittel, die Communication der Regierung mit ihrer Provinz zu erschweren: in ihren Gebieten erlaubten sie sich alles; nur noch den Namen des Königs erkannten sie an.[1]

Unter den höheren Staatsbeamten hatte sich besonders Nicolas Foucquet mit seiner den Kredit beherrschenden Thätigkeit unentbehrlich gemacht; er allein wußte das baare Geld herbeizuschaffen, das für die Armee, die Gesandtschaften, den Hofhalt gebraucht wurde; er verfuhr dabei mit eben so viel Eigenmacht und Ehrgeiz wie Geschicklichkeit; und es ist sehr wahrscheinlich, was er versichert, daß er bereits die Eifersucht des Ministers erweckt habe. Um sich gegen die Wirkungen derselben auf alle Fälle zu sichern, oder wenigstens überblicken zu können, was er gegen ihn zu thun vermöge, hat er im Jahr 1658 einen Plan der Vertheidigung entworfen. Er begründete ihn darauf, daß ein Platz in seinen Händen war, den er für unüberwindlich hielt, Belle-isle; aber überdieß zählte er auf eine Anzahl Gouverneurs fester Plätze: einige Befehlshaber in der Marine, andere Freunde in allen Ständen. Von der Opposition der Geistlichkeit und der Parlamente meinte er unterstützt zu werden: auch er hat noch einmal an eine Versammlung der Generalstände gedacht.

Es liegt am Tage, daß, so lange der Krieg mit seinen Bewegungen und seinem schwankenden Glück fortdauerte, diese

[1] Production de Mr. Talon contre Foucquet, 146. Les gouverneurs des provinces et ceux des places frontières oublians les devoirs de gratitude et de fidelité s'étoient rendus les maitres absolus de leurs gouvernements et traitoient avec le roi, comme s'ils les eussent possedé a titre de souveraineté et d'indépendance. Foucquet stellt es nicht in Abrede.

mannigfaltigen Gährungen niemals beruhigt werden konnten, daß dieß nur im Frieden möglich war.

Eins der förderlichsten Momente dafür lag in dem Tode Cromwells, der im September 1658 eintrat. Wenn seine Verbindung mit Frankreich dazu gedient hatte, bei den Spaniern die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Friedens hervorzubringen, so ließ sein Tod dem Cardinal Mazarin freien Raum, ohne die Rücksicht, die der Protector gefordert oder sich erzwungen haben würde, die eigenen Gesichtspunkte der französischen Politik im Auge zu behalten.

Unter diesen Umständen erschien nun im December 1658 Don Antonio Pimentel bei dem französischen Hoflager, das damals in Lyon war: und zwar bot er nicht allein den Frieden an, sondern auch die Annahme einer Bedingung, auf welche die Franzosen von jeher den größten Werth gelegt hatten.

Schon während der Friedensunterhandlungen zu Münster war davon die Rede gewesen, daß man den Streit der beiden Kronen durch eine Vermählung zwischen dem jungen König von Frankreich und der aufwachsenden Tochter des Königs von Spanien, Maria Thereſia, versöhnen sollte. Gleich bei der ersten Besprechung der Sache leuchtete aber auch ein, daß diese Vermählung, da die Infantin ein eventuelles Erbrecht auf die Krone besaß, Folgen haben konnte, welche über die vorliegenden Streitpunkte weit hinausreichten. Im Jahre 1656 erklärte Lionne, der nach Spanien geschickt worden war, um neue Friedenseröffnungen zu machen, er werde die Rückgabe aller Eroberungen ohne Ausnahme bewilligen, die Friedensartikel, die man in Spanien aufsetzen würde, blindlings unterschreiben, wenn man ihm statt aller andern Bedingungen

der Vermählung der Infantin bewillige.[1] Aber die Spanier antworteten ihm, in dem Succeſſionsrechte derſelben liege ein unüberſteigliches Hinderniß gegen eine ſolche Vermählung; denn Niemand könne doch wollen, daß die Kronen von Frankreich und Spanien auf Einem Haupte vereinigt würden. Seitdem aber war dem König von Spanien ein junger Infant, den man für lebensfähig hielt, geboren worden, und noch fernere Nachkommenſchaft ließ ſich erwarten. Wenn die Ausſicht, daß die Infantin zur Succeſſion in Spanien berufen werden könne, dadurch an Wahrſcheinlichkeit verlor, ſo war auf der andern Seite das Bedürfniß des Friedens bis zu unbedingter Nothwendigkeit gewachſen. Noch immer wurde es Philipp IV. ſehr ſchwer, aber er erklärte, er wolle der Welt beweiſen, daß er den Frieden begehre, auch um den höchſten Preis: er willige ein, dem König von Frankreich ſeine Tochter zur Gemahlin zu geben, „zum Beſten des Friedens.“[2] So läßt er ſich gegen ſeinen natürlichen Sohn, Don Juan, vernehmen. Don Antonio Pimentel hatte den Auftrag, dem König von Frankreich zugleich den Frieden und die Hand der Infantin anzubieten.

Für Mazarin gab es noch ein beſonderes Motiv, den Antrag mit Freuden zu begrüßen. Vor wenigen Monaten hatte eine gefährliche Erkrankung Ludwigs XIV., der dabei ſchon einmal halb aufgegeben, aber durch ein kräftiges Heilmittel gerettet und dann raſch wieder geneſen war, daran erinnert, wie nothwendig es auch für Frankreich ſei, die regelmäßige Thronfolge zu ſichern und ihn zu vermählen. Mazarin war um ſo mehr dafür, da es die Beruhigung des

[1] Lettre de Lionne, 24. Sept. 1656, bei Mignet, Negotiations relatives à la succession d'Espagne, I, 35.

[2] »no recusandola aunque sea a tan subido precio.«

Landes befördern mußte. Eine der Lage der Dinge und den Wünschen der Mutter entsprechendere Vermählung konnte aber nicht gefunden werden als die angebotene.

Indem nun Mazarin ungesäumt auf den Antrag Pimentels einging, ließ er sich jedoch nicht so rückhaltlos wie einst Lionne über die dagegen zu gewährenden Zugeständnisse vernehmen. Er sagte nur: „bisher sei die Absicht seines Königs gewesen, von den durch sein Kriegsheer gemachten Eroberungen keine einzige wieder herauszugeben; an diesem Beschluß werde er jedoch nach dem jetzt gemachten Anerbieten nicht festhalten, sondern über jeden Streitpunkt die Hand gern zu gütlicher Abkunft bieten."

Eine unerwartete Schwierigkeit fand sich bei dem ersten Schritte: Ludwigs XIV. persönliche Wünsche gingen damals nicht nach dieser Seite hin; er hatte vielmehr eine Neigung zu einer der Nichten Mazarins, Maria Mancini, gefaßt, die sogar meinte, Königin werden zu können, ihrem Oheim, der davon nichts hören wollte, zum Trotz. Wenn sie von dem jungen König entfernt war, schrieb ihr dieser lange Briefe, und versäumte darüber seine Geschäfte. Wie sehr thut man Mazarin Unrecht, wenn man meint, er habe dieses Verhältniß jemals begünstigt. Er erklärte vielmehr dem König, er könne vor Unmuth darüber nicht schlafen; ehe er es billige, wolle er auf Alles, was ihm durch seine und seines Vaters Gnade zu Theil geworden, Verzicht leisten und sich mit seiner Familie in ein Schiff setzen, um sein Leben in einem Winkel von Italien zu beschließen, wo es seinen Trost ausmachen werde, daß er Frankreich vor einem großen Unheil bewahrt habe. Beinahe in dem Tone, den Richelieu gegenüber dem Vater angeschlagen, stellt er dem Sohne vor, daß Gott die

Könige geſetzt habe, um für das Wohl, die Sicherheit und die Ruhe ihrer Unterthanen zu leben, und Fürſten, die deren Wohlfahrt ihren beſondern Leidenſchaften zum Opfer bringen, mit Strafen heimſuche:[1] wofür die Geſchichte reich an Beiſpielen ſei. Ein König könne allerdings thun, was er wolle, aber er müſſe Gott und der Welt davon Rechenſchaft geben, dem erſten um ſeines Seelenheils willen, der andern für ſeinen Ruhm und ſein Anſehn. Ueberdieß aber, der Prinz von Condé wie deſſen Freunde ſeien wachſam: eine ſolche Handlung des Königs würde ihm einen guten Vorwand geben, um ſich in Frankreich zu neuer Geltung zu bringen; die Parlamente, die Großen, der Adel, ja alle Unterthanen würden auf ſeine Seite treten.

Mazarin hatte einen Augenblick Grund zu der Beſorgniß, dem König durch ſeinen Widerſpruch mißfallen, ſeine Ungnade auf ſich gezogen zu haben.[2] Die Antworten, die er von ihm empfing, waren eben ſo einſilbig wie formlos; aber endlich bezwang ſich Ludwig XIV. und unterwarf ſeine Neigungen den Nothwendigkeiten des Staates. Denn das leuchtete ein, daß die Regierung ohne den Frieden, den das ganze Land mit einmüthigem Ungeſtüm forderte, nicht mehr beſtehen konnte, der Friede aber ohne die Vermählung unmöglich war. Auch die Nichte Mazarins hatte den König gebeten, ſeinen Briefwechſel mit ihr abzubrechen; Mazarin erhielt von ihm

[1] Lettres du Cardinal Mazarin, Ausg. von 1745, I, 75. »non pas pour sacrifier ce bien là et ce repos à leurs passions particulières:« er gedenkt der unglücklichen Fürſten, »qui ont obligé par leur conduite la providence divine à les abandonner.«

[2] Schreiben an den König, 12. Sept. »Je ne doutois pas, que faisant reflexion sur les motifs, qui m'ont obligé de vous écrire avec liberté, vous m'en aimeriez davantage.«

wieder Briefe voll Anerkennung und Huld. Er bezeichnete sie als das Heilmittel aller seiner Leiden und ging nun daran, die mit Pimentel begonnene und bis zur Festsetzung der Präliminarien fortgeführte Unterhandlung in persönlicher Conferenz mit dem ersten spanischen Minister, Don Luys de Haro, zu Ende zu führen.

Es erinnert noch einmal an die Sitten der germanischen Altvordern, welche ihre Friedensgespräche auf den Inseln der Flüsse zu halten liebten, daß eine kleine Insel der Bidassoa, von der nicht ausgemacht war, zu welchem von beiden Reichen sie gehöre, und die deßhalb für das gemeinschaftliche Besitzthum beider erklärt werden konnte, zur Zusammenkunft der beiden Minister bestimmt wurde. Am 13. August 1659 sah man die Ufer des kleinen Flusses auf der französischen Seite von den Garden des Cardinals Mazarin zu Fuß und zu Pferde, die in prächtigem Waffenschmuck mit scharlachenen Mänteln erschienen, auf der spanischen von zwölfhundert Mann Infanterie, deren Monturen ihren alten Dienst zeigten, eingenommen. Von dort fuhren 30 Carossen, jede mit 6 Pferden, von hier nur etwa halb so viel, mit Maulthieren bespannt, heran. Auf beiden Seiten hatte eine Anzahl Edelleute des Gefolges die Erlaubniß, mit auf der Insel zu erscheinen; die spanischen, übrigens bescheidener gekleidet als die französischen, glänzten doch durch reicheren Schmuck kostbarer Edelsteine. In dieser Umgebung betraten die beiden Minister die Insel: sie hatten einander keinen vorläufigen Besuch gemacht; zuerst in dem Conferenzgebäude sahen und begrüßten sie einander; für jeden war ein Lehnstuhl mit einem kleinen Tisch bereit, da setzten sie sich nieder, um die Geschicke der Welt zu regeln. Indeß ließen sich die beiderseitigen Gefolge durch

ein Verbot, das aus Vorsicht erlassen war, nicht abhalten, mit einander Bekanntschaft zu machen; die Spanier traten zuerst bei den Franzosen ein, die Franzosen dann bei den Spaniern: mit Vergnügen bemerkten die Minister die von aller Gereiztheit entfernten Gesinnungen beider Nationen.

Daß die Franzosen in den Unterhandlungen, die nun begannen, das Uebergewicht besaßen, darüber wird man sich nicht wundern, da ihnen das Kriegsglück günstig gewesen war; sie hatten sogar den Vortheil, daß die verabredete Vermählung als das Motiv erschien, was ihre Ansprüche mäßige. In diesem Sinne waren denn auch die wichtigsten Punkte in den Präliminarien bereits ausgemacht, doch hat es noch 25 Conferenzen gekostet, um über die darin unbestimmt gelassenen Abkunft zu treffen.[1]

Wir müssen, da uns der Streit so lange beschäftigt hat, auch der Bestimmungen, durch die er fürs Erste beigelegt wurde, nähere Erwähnung thun.

Auf den Besitz eines eigentlichen Gebietes in Italien leistete Frankreich in dem pyrenäischen Frieden so gut Verzicht, wie in Cateau Cambresis und in Vervins, aber es behauptete Pinerolo, welches ihm die altspanische Politik so lange bestritten hatte, und dadurch einen offenen Eingang in dieses Land, ununterbrochenen Zusammenhang mit den Fürsten desselben.

Frankreich gab ferner Catalonien der Herrschaft seines alten Grafen und Königs zurück; aber es behielt Rousillon, und zwar durch Conflans und die Cerdagne zu dem Umfang eines ansehnlichen Fürstenthums vergrößert. Die Spanier nahmen den Grundsatz an, daß die Höhe der Pyrenäen die Grenzscheide der beiden Nationen bilde. Dadurch gewann

[1] Histoire de la paix, conclue sur la frontière de France et d'Espagne, Cologne 1667, 41.

Languedoc ein Bollwerk, durch welches daſſelbe vor den Einbrüchen der Spanier, die es früher ſo oft bedrängt hatten, auf immer geſichert wurde.

Den Herzog Carl IV. von Lothringen hatten die Franzoſen, die in ihm einen höchſt gefährlichen Feind ſahen, ſeines Landes beraubt; die Spanier, zu denen er ſich mit Eifer hielt, hatten ihn endlich, durch ſeine unruhige Beweglichkeit und ſein zweideutiges Verhalten beleidigt, zuletzt ſogar gefangen geſetzt und aus den Niederlanden nach Spanien abgeführt. Beide Theile kamen jetzt überein, ihn zu befreien und ſein eigentliches Herzogthum herzuſtellen, aber Barrois, Moyenvic, Clermont, und vor allem Stenay, in deſſen Beſitz man ein Denkmal der jugendlichen Tapferkeit Ludwigs XIV. ſah, ſollten den Franzoſen verbleiben. Einſt hatte ſich der Abſchluß des Friedens hauptſächlich daran geſtoßen, daß die Franzoſen die Schleifung der Feſtungswerke von Nancy verlangten, die Spanier ſie verweigerten: jetzt gaben dieſe ihren Widerſpruch auf. Ein Artikel des Vertrages ſetzte feſt, daß die Kriegsmunition aus Nancy abgeführt, die Feſtungswerke daſelbſt geſchleift und niemals wieder hergeſtellt werden ſollten. Der Gefahr, von Lothringen aus, wie bisher ſo oft, angegriffen zu werden, wollte Frankreich auf immer entledigt ſein.

Ueberhaupt ſprengte nun die franzöſiſche Krone die ihr längs ſeiner öſtlichen Provinzen Jahrhunderte lang von dem Hauſe Burgund geſetzten Marken. Franche-Comté gab ſie zurück, aber ſie behielt beinahe ganz Artois, vor allem jenes Arras, um das mit ſo großer Anſtrengung gekämpft worden war; ſie beraubte Flandern ſeiner beſten Küſtenplätze; Thionville riß ſie von Luxemburg, Landrecies und Avesnes von dem Hennegau los. Beſonders in der Erwerbung des letztern

Platzes gefiel ſich Mazarin, da es ihm damit faſt unerwartet gelang; er weiß nicht genug zu ſagen, wie viel die Champagne dadurch an Sicherheit gewinne.

An den letzten Feldzügen hatte Mazarin oft in Perſon Theil genommen, und ſich über die militäriſche Wichtigkeit der meiſten Ortſchaften eine beſtimmte Anſchauung gebildet. Man behauptet, das habe ihm in der Führung der Unterhandlung eine gewiſſe Ueberlegenheit über Don Luys gegeben, der ſich immer erſt fremde Auskunft verſchaffen mußte.

Auch auf die Rechte, die ſie auf den Elſaß beſaß, leiſtete die ſpaniſche Linie des Hauſes Oeſterreich Verzicht, — ſie erkannte an, was in dem deutſchen Frieden feſtgeſetzt war. Mazarin drang darauf, und Don Luys de Haro willigte ein, daß die ſpaniſche Beſatzung nach ſo langer Anweſenheit aus Jülich wieder abgeführt ward. Auch Don Luys fühlte lebhaft, was das zu bedeuten hatte. Die ſpaniſche Monarchie mußte die ganze alte Weltſtellung, welche ſie in Bezug auf das mittlere Europa eingenommen, aufgeben und verlaſſen. Mazarin pries ſich glücklich, daß er mit ſo vielem Erfolg in die Fußtapfen Heinrichs IV. trat.

Gegen alle die Vortheile, die er erlangte, machte er den Spaniern nur zwei Zugeſtändniſſe von Bedeutung. Er willigte ein, auf den Bund mit Portugal Verzicht zu leiſten, „weil der allgemeine Friede der Chriſtenheit, der ſonſt nicht zu Stande kommen könne, dem beſondern Intereſſe von Portugal vorzuziehen ſei;“ und erklärte ſich bereit, das Haus Braganza fallen zu laſſen und demſelben keinerlei Hülfe weiter zu leiſten. Ferner aber: Mazarin übernahm die Befriedigung des Prinzen von Condé. In den Präliminarien hatte er nur bewilligt, daß derſelbe in ſeine Privatgüter hergeſtellt werden ſolle; er

ſagte, der Prinz müſſe, wenn er nach Frankreich zurückkomme, ſeine Beförderung und ſein Glück allein von ſeinem König erwarten. In der That aber konnte ſich Spanien damit nicht begnügen. Philipp IV. hatte dem Prinzen von Condé wie im erſten Vertrag, ſo ſpäter zu wiederholten Malen zuſichern laſſen, daß er keinen Frieden machen wolle, ohne ihn auch in ſeine öffentliche Stellung, ſein Gouvernement und ſein Hofamt hergeſtellt zu ſehen. Er konnte von dieſem Verſprechen um ſo weniger zurücktreten, da ſich Condé um Spanien ſo große Verdienſte erworben hatte; wie ja die öffentliche Stimme demſelben die Errettung großer Provinzen, Cataloniens und ſelbſt der Niederlande zuſchrieb. Hierauf geſtützt meinte der Prinz für den Fall, daß man ihm in Frankreich nicht gerecht werde, überaus umfaſſende Entſchädigungen von Spanien verlangen zu dürfen: vor Allem auf den ſouveränen Beſitz der Franche-Comté war ſein Ehrgeiz gerichtet.[1] In den Briefen, welche Mazarin über ſeine Verhandlungen an ſeinen Hof gerichtet hat, erſcheint Don Luys de Haro unentſchloſſen, ſchwankend, von geringer Einſicht in die wahren Intereſſen ſeines Landes. Ich denke aber: Mazarin beurtheilte ſeinen Gegner unrichtig, da er nicht den ganzen Umfang der Forderungen des Prinzen kannte, noch den Ernſt des Königs von Spanien, ſich der Anſprüche deſſelben mit Ehren zu entledigen. Was er als ein Werk ſeiner perſönlichen Geſchicklichkeit anzuſehen liebt, iſt eben ſo wohl die Folge der Nothwendigkeit, in der ſich Don Luys befand, den Prinzen um jeden Preis zu befriedigen. Spanien konnte ſich gern einige Verluſte mehr gefallen laſſen, wenn Frankreich dieſe Befriedigung übernahm: dafür hauptſächlich iſt denſelben Avesnes

[1] Instruction pour le Sr. Caillet.

abgetreten worden. Seinerseits bewilligte Mazarin dann endlich die Wiederherstellung des Prinzen von Condé in seine Würden im Staat und Hof; das Gouvernement von Burgund ward ihm selbst übertragen, seinem Sohne die Oberhofmeisterwürde. Mazarin bemerkte, daß wenn darin ein Nachtheil liege, das doch mehr ein vorübergehender sei, der gegen den Vortheil auf immer, den die Monarchie durch eine neue sichernde Erwerbung mache, nicht in Betracht kommen dürfe.

Wollte man die Veränderung, welche durch diesen Frieden nach so langem Kampfe bewirkt wurde, im Allgemeinen bezeichnen, so lag sie in der Weiterbildung des großen geographisch-militärischen Systems der französischen Monarchie. Auf allen Seiten, an den Pyrenäen, an den Alpen, hauptsächlich an den Grenzen des deutschen Reiches und der Niederlande gewann Frankreich in den neu erworbenen Plätzen — wie denn auch Roussillon deren drei hatte — eben so viel bedeutende Positionen zur Vertheidigung und Abwehr, so wie zu künftigen Angriffen. Die Aufstellung am Oberrhein, welche es dem westphälischen Frieden verdankte, wurde dadurch im weitesten Umfang ergänzt. Spanien ward aus jener engen Verbindung mit dem deutschen Reiche, welche seine Politik seit anderthalb Jahrhunderten bestimmt hatte, weiter hinaus gedrängt; in seiner allenthalben gefährdeten Lage glaubte es genug zu gewinnen, wenn es sich freie Hände für den Krieg gegen Portugal zur Herstellung seiner alten Herrschaft auf der pyrenäischen Halbinsel selbst verschaffte.

Wie umfassend aber diese Fortschritte der französischen Macht auch sein mochten, so entsprachen sie doch lange jenen Erwartungen und Entwürfen nicht, die im Augenblick ihrer größten Kriegsvortheile im Jahre 1646 gehegt worden waren,

wo Mazarin die Erwerbung der gesammten Niederlande, Luxemburg eingeschlossen, Lothringens und der Franche-Comté, wie zugleich die Unterwerfung von Neapel für möglich hielt. Darf man wohl annehmen, daß der verschlagene Staatsmann, der Gewinn an Gewinn zu knüpfen gewohnt war, die alten Entwürfe durchaus habe fahren lassen, daß er Frieden schließend, Frieden auf immer zu halten dachte? In der Bedingung, auf welche alles Andere gebaut wurde, der Vermählung des Königs von Frankreich mit der Infantin, lag zugleich die Aussicht einer neuen, noch größern Weltstellung, und er faßte sie mit Bewußtsein ins Auge.

Die Franzosen machten gleich damals einen Versuch, die Verzichtleistung der Infantin auf die künftige Nachfolge in Spanien zu vermeiden: allerhand Gründe führten sie dafür an. Hierin waren die Spanier unerschütterlich: sie erklärten den Act der Verzichtleistung für die unerläßliche Bedingung, unter welcher die Vermählung und der Friede allein möglich sei. Aber den Franzosen gelang es, in den Vertrag selbst eine Clausel zu bringen, durch welche die Gültigkeit der Verzichtleistung an die richtige Zahlung der Aussteuer der Infantin in bestimmten Terminen geknüpft wurde, die dann in der That nicht eingehalten worden sind. Und überdieß: man hielt allgemein dafür, daß auch der ausgesprochene Verzicht im eintretenden Fall die neue Königin von Frankreich, ihren Gemahl und ihre Kinder nicht binden werde. Don Luys de Haro hat das einmal selbst auf das bestimmteste gesagt. Er ließ vernehmen, wenn die beiden jetzt lebenden Infanten ohne Erben der Monarchie wieder entrissen würden, so werde nichts in der Welt die Nation abhalten, in der Infantin ihre Königin zu sehen: denn ein einfacher Artikel in einem Vertrag

könne unmöglich die Fundamentalgesetze eines Reiches in Zweifel stellen.[1] Davon war auch Mazarin, davon waren viele Andere überzeugt. Indem der Friede, den man traf, die Verhältnisse der beiden Monarchien endlich definitiv zu ordnen schien, lag doch in der obersten Bedingung, auf der er beruhte, ein Moment der mannigfaltigsten Irrungen, nicht allein zwischen den beiden Reichen, sondern in Europa überhaupt.

Für den Augenblick wurde aber doch nur das bemerkt, was zur öffentlichen Kunde kam. Die weiterreichenden Entwürfe lagen in tiefem Dunkel begraben: oder erschienen den Wissenden als ferne Möglichkeiten, für die zu sorgen den künftigen Zeiten überlassen bleiben könne[2]; der Friede beruhigte die Welt. Die vollzogene Vermählung schien ein gutes Vernehmen zwischen den beiden Monarchien auf immer zu befestigen.

In dem Glanze des glücklichen Steuermanns, der nach einer stürmischen und gefährlichen, aber eben so gewinnreichen Fahrt das Schiff in den Hafen führt, kehrte Mazarin von der Grenze nach der Hauptstadt zurück. Er konnte schon die beruhigende Wirkung wahrnehmen, welche er von dem Abschluß des Friedens für das Innere und für seine eigene Autorität erwartet hatte.

Es war doch etwas, daß sein großer Gegner, der erste Prinz von Geblüt, und zugleich vielleicht das erste militärische Talent der Zeit, nach zehnjährigem Kampf sich vor ihm beugte und mit dem Entschluß, aller Opposition zu entsagen,

[1] Extrait d'une narration de la négociation du mariage par Mr. de Lionne bei Mignet, Négotiations I, 43.

[2] Nani, Relatione 1660, bezeichnet als die Meinung des Tages: »che non ostante tutte le promesse le renuntie e li giuramenti in caso di qualche disgratia prevalerebbe al dritto la forza.«

nach Frankreich zurückkehrte. Für Ludwig von Condé war nun die Epoche gekommen, wo er das Beiſpiel ſeines Vaters befolgen ſollte. Er empfand es bereits unangenehm, wenn man ihm ſagte, er ſei bei dem Hofe noch nicht völlig in Gnaden; er bat ſeine Freunde, alles was in ihren Kräften ſtehe, anzuwenden, um ihn mit dem erſten Miniſter in ein gutes Verhältniß zu bringen.[1]

Conti hatte, wie wir ſahen, dieſen Entſchluß ſchon fünf bis ſechs Jahre früher gefaßt; im Grunde durfte man ſich nicht verwundern, wenn er ſich mit einer Nichte Mazarins vermählte, wie ja ſein Bruder ſelbſt ſich früher auf den Wunſch des Vaters mit einer Nichte Richelieu's vermählt hatte. Einleuchtend iſt es doch, daß wenn Verhältniſſe dieſer Art geſchloſſen worden waren und geſchloſſen werden konnten, der auf den Anſprüchen des Blutes beruhende Gegenſatz mehr den Perſonen galt als dem Syſtem. Conti hatte ſich bei ſeiner Verbindung mit Mazarin ſehr wohl befunden. Wohin, nachdem er den geiſtlichen Stand aufgegeben hatte, ſein ganzer Ehrgeiz ging, an der Spitze einer großen Armee zu ſtehen, das war ihm, ſelbſt wenn ſein Wunſch nicht leicht zu erfüllen war, gewährt worden. Als durch den Tod Gaſtons das große Gouvernement von Languedoc eröffnet wurde, hielt der Bruder des Königs, auf den nun der Titel von Orleans überging, ſich auch zur Nachfolge ſeines Oheims in Languedoc für berechtigt; Mazarin ließ es ſich, wie er ſelbſt erzählte, ein ſchönes Gemälde ſeiner Sammlung koſten, um den Zurückgeſetzten zu begütigen; das Gouvernement gab er an Conti.

[1] Prince de Tarente, 233: »Il me conjure de faire tout mon possible pour établir une entière confiance entre lui et le ministre.«

Wenn Richelieu, mit dem Hause Condé verbündet, dagegen die Vendome's niedergehalten und verfolgt hatte, so war es Mazarins Politik auch diese zu gewinnen. Cesar de Vendome war wieder an der Spitze der königlichen Armeen erschienen und längst in jene Stellung eines Großmeisters und obersten Intendanten der Schifffahrt und des Handels, welche Condé so lebhaft in Anspruch nahm, eingetreten; seinen Sohn Beaufort, der die Anwartschaft auf dieß Amt erlangte, den alten König der Hallen finden wir in Kurzem die französischen Flotten in beiden Meeren befehligen. Der jüngere seiner Söhne, Herzog von Mercoeur, aus den großen Geschlechtern der erste, welcher sich an das Glück Mazarins angeschlossen, sich mit einer seiner Nichten verheirathet hatte, war mit dem Gouvernement Provence betraut worden.

So hatte der Prinz von Savoyen Carignan, auf welchen von seiner Mutter der Titel von Soissons übergegangen war, seiner Vermählung mit Olympia Mancini das Gouvernement Champagne zu danken: für Olympia selbst ward die Stelle einer Oberintendantin des Hofhaltes der Königin geschaffen, die ihr am Hofe Rang und Einfluß gab.

Nicht immer war die von Richelieu gegründete Familie mit der Behandlung zufrieden gewesen, welche sie von Mazarin erfuhr; zuletzt aber wählte dieser doch ein Mitglied derselben, um seinen Namen in Frankreich fortzuführen, es war de la Porte de la Meilleraye, Sohn des Marschalls und zu dessen Nachfolger in dem Gouvernement von Bretagne und der Großmeisterschaft der Artillerie bestimmt, einer der mächtigsten und reichsten Herrn des damaligen Frankreich. Mit der schönsten der Nichten Mazarins, die jedoch diesen Namen noch auf eine andere Weise, als der Cardinal, durch

mannigfaltige Abenteuer in der Welt bekannt machen sollte, vermählte sich Meilleraye.

So gründete sich Mazarin eine noch großartigere Familienallianz, als Richelieu, er brachte vielleicht noch ein größeres Vermögen zusammen. Er hatte anfangs erklärt, er begehre nichts für sich selbst; nach und nach häuften sich vierzig Aemter in seiner Hand: unter seinen Gouvernements war das einträglichste das deutsche des Elsaß, das auf Meilleraye übergehen sollte.

Ein unermeßliches Patronat verschaffte ihm die unbedingte Autorität, mit welcher er über die geistlichen und weltlichen Würden des Reiches überhaupt verfügte. Man sah damals darin noch mehr die Uebertragung einer Berechtigung als einer Pflicht: auf Fähigkeit kam es weniger an, als auf persönliche Gunst und Gnade; wie ja die Stellung Mazarins selbst nicht so sehr ein übertragenes Amt, als ein eroberter Besitz und persönliche Macht war.

Noch in seinen letzten Jahren erschien Mazarin als ein stattlicher Mann von braunem lockigem Haupthaar, breiter und hoher Stirn, sorgfältig in seinem Aeußern: von jener Milde des Ausdrucks, die man an gebildeten Italienern bemerkt, gewinnend und durch eigene Ruhe die Andern beruhigend. Wenn aber bei irgend einem Andern, so lernte man sie bei Mazarin als Außenseite kennen. Bei der ersten Begegnung umarmt er die, welche ihm und der Sache des Königs Dienste geleistet haben und erwirbt ihr volles Zutrauen. Wie bald aber ändert sich diese Meinung. Die Meisten sahen sich in ihren Erwartungen geradezu getäuscht. Man sagte von Mazarin, der Dankbarkeit, die man ihm schuldig sei, werde man durch die Art und Weise entledigt, in der er

die Erfüllung seiner Zusagen lange verzögere und endlich nicht ohne Unannehmlichkeiten gewähre. Nur diejenigen schien er zu schätzen, die noch nicht ganz gewonnen waren:[1] man mußte selbstständig sein, gefährlich werden können, um etwas bei ihm zu erreichen. Die, welche weniger von ihm abhingen, hatten sich größerer Berücksichtigung zu erfreuen, als die, welche er ganz in seinen Händen hatte: wie unter anderem die Bischöfe einen Vorzug, den er den Marschällen und Herzögen vor ihnen zugestand, sich nur daher erklären konnten, daß er von dem Klerus weniger Widerspruch fürchtete.

Richelieu war ein Dogmatiker der Gewalt, die er gründete, er hatte den Geist inquisitorischer Verfolgung, und trieb diese bis zum Aeußersten; Mazarin suchte zu behaupten, was er fand, oder es wieder herzustellen, wenn es erschüttert war, aber unter ihm hat Niemand auf dem Schaffot geblutet, bei ihm war alles Transaction. Denn nicht von innerer Parteiung war er ausgegangen, wie sein Vorgänger: sondern von den auswärtigen Geschäften, in denen Feindschaft und Freundschaft wechseln, der Krieg durch Unterhandlungen beendigt wird. Durch Krieg und Unterhandlung suchte er eben auch den großen Kampf der ministeriellen Macht mit dem Widerstreben und der Auflehnung der untergeordneten Machthaber zum Ziele zu führen. Unter dem mannichfaltigsten Wechsel von Zuständen hatte er wirklich die alte Grundlage wieder gewonnen, wiewohl sie noch nicht vollständig befestigt war. Seine ganze Natur, seine diplomatische Gewandtheit, der

[1] Sagredo: »Ha più speso e donato per guadagnare un inimico, che per ricompensare dieci amici; essendo stato incomparabilmente più rimunerati quelli che hanno svaginato la spada contro di lui, che gli altri che la sumsero a sua difesa.«

Einfluß, der seiner Persönlichkeit wie von selbst zufiel, die Oberflächlichkeit selbst, mit welcher er haßte und liebte, machten ihn dazu fähig. — Doch sind ihm seine Erfolge nicht ohne Mühe zu Theil geworden.

Unter andern beweisen die handschriftlichen Aufzeichnungen von seiner Hand, die in einer ganzen Reihe kleiner Hefte und Bändchen noch übrig sind, einen aufmerksamen Fleiß ohne Gleichen.[1] Man bemerkt darin Notizen über die persönliche Gesinnung des einen und des andern, den Einfluß eines Beichtvaters, die Verbindung eines Großen mit dem Provinzialadel, die Ansprüche der Gesandten, und Regeln, die er sich selber nach den Erfahrungen, die er gemacht hat, vorschreibt. Zusammengestellt und auf ihre Epochen zurückgeführt, werden die in diesen Heften enthaltenen Bemerkungen noch einen reichen Stoff für eine ausführliche Geschichte liefern: vielleicht ein Tagebuch von Wahrnehmungen und Entschlüssen.

So wenig als denen, die Stellen und Gnaden bei ihm suchten, erschien Mazarin den fremden Gesandten auch von den befreundetrn Mächten zuverläßig.[2] Eines Tages hören sie ihn alle die Möglichkeiten, welche die eingeschlagene Richtung darbietet, mit Feuer und Beredsamkeit entwickeln; wenn sie ihn wieder besuchen, und etwa ein günstiger Augenblick vorübergegangen ist, zieht er aus seinen Vordersätzen vollkommen andere Folgerungen.

In den Unterhandlungen, die er persönlich führt, zeigt

[1] Libriccivoli del Cl Mazarin in der Kſl. Bibl. zu Paris.

[2] Sagredo: »il negotiare col Cle è azardissimo, perchè promette tutto e mantiene poi a misura, che le congiunture permettono.« — »Possiede la quintessenza della finezza e della accortezza.«

er beinahe eine kaufmänniſche Ader. Die Waare, die er los ſein will, ſchlägt er hoch an, obwohl er ſie von Herzen gering ſchätzt;[1] den Werth deſſen, was man ihm anbietet, obwohl er ihn vollkommen erkennt, ſucht er herabzuſetzen. Gegen das, was der Andere wünſcht, ſtellt er ſich gleichgültig an, obgleich er es nicht minder begehrt und begehren muß. Unendlich glücklich fühlt er ſich, wenn er am Ende noch größern Vortheil davon trägt, als er urſprünglich erhalten zu können meinte. Der Königin und dem König ſchildert er ſein Verfahren bis ins kleinſte, nicht gerade mit Selbſtgefälligkeit, aber mit einem gewiſſen Behagen und mit ſichtbarer Freude, wenn ihm ſein Vorhaben gelingt.

Unläugbar iſt ſein Eigennutz. Bei Beſetzungen der Stellen nimmt er ſich nicht übel, auf eine oder die andere Weiſe einem Vortheil von ein paar tauſend Scudi nachzugehen; er läßt bemerken, indem er ein Patent ſelbſt überliefert, daß er dem Ernannten dadurch die Geſchenke erſpart, die ſonſt dem Ueberbringer hätten gezahlt werden müſſen; er macht Halbpart mit den Kapern, die er autoriſirt. Aber eben ſo unläugbar iſt, daß ſein ganzes Sinnen dahin ging, die franzöſiſche Monarchie groß und ſtark zu machen, in Ludwig XIV. einen König, wie er ſein ſollte, auszubilden und zurückzulaſſen. In einem ſeiner Briefe, bald im Anfang ſeiner Verwaltung, findet ſich ſogar der höchſt auffallende Gedanke, daß ein Mann, der die franzöſiſche Monarchie leite, den Anhauch göttlicher Inſpiration erwarten dürfe. Nie iſt das Große und Aechte mit dem Kleinlichen, ja ſelbſt mit dem Gemeinen enger verbunden geweſen, als in Mazarin.

Er ward nun als der Atlas und das Orakel der Monarchie

[1] Z. B. bei der Unterhandlung über Barrois. Lettres II, 279.

betrachtet, als der Mann, auf deſſen Schultern ſie ruhe, der ſie mit ſeinem Worte leite.

Die miniſterielle Gewalt war unter ihm durch die perſönliche Gunſt des Fürſten mit der königlichen auf das engſte vereinigt. Die Königin Mutter blieb ihm, ſo lange ſie Macht und Autorität beſaß, durch Grundſatz und Gewohnheit ergeben. Es ſcheint wohl, als ob ſie ſpäter, nachdem alle Zwecke, die ſie gehabt hatte, erreicht waren, eine gewiſſe Verſtimmung über die Fortdauer der Autorität des Cardinals empfunden habe. Ludwig XIV. gab einer ſolchen jedoch nicht Raum: er trug Bedenken, dem Mentor, dem er ſein Glück zuſchrieb, ſelbſt durch kleine Anforderungen unangenehm zu werden. Das ſonderbarſte Verhältniß bildete ſich. Der König von Frankreich erſchien faſt als der Hofmann ſeines Miniſters: der König beſuchte den Miniſter, der Miniſter nie den König; er begleitete ihn ſelbſt nicht die Treppe hinab.[1]

In dieſem hohen Anſehen und einer ununterbrochenen Anerkennung deſſelben lag für Mazarin das vornehmſte Moment ſeiner Zufriedenheit. Als er einſt nach der Vermählung Ludwigs XIV. ein paar Tage mißvergnügt erſchien, und man der Urſache nachforſchte, ſo fand ſich, daß er auch von der jungen Königin beſucht zu werden erwartet hatte: als dieß geſchehen war, kehrte ſeine heitere Miene zurück.

Den Vortritt der Prinzen von Geblüt hätte er ſich damals nicht mehr gefallen laſſen, wie im Anfang; er hielt zuletzt

[1] Grimani: Relatione del 1664. »La regina madre aveva principiato a riflettere che era troppo eccedente l'autorità del Cle — — andava però dissimulando. — — Il re si riportava a tutto cio voleva et aggradiva al Cle e si privava sino della dispositione delle gratie delle cariche e del danaro, anco in piccola summa, per dubio di non apportarli mala sodisfazione.«

über dem Vorrang der Cardinäle nicht minder streng als einst Richelieu. Wie sehr ihnen beiden in diesen Zeiten des Ceremoniels der Besitz einer geistlichen Würde zu Statten kam, wäre nicht auszusprechen.

Und hing nicht damit auch ihr Trachten nach Reichthümern zusammen? Es erschien fast wie ein Herkommen bei den Kirchenfürsten. „Das war ein großer Papst", hörte man Mazarin einst bei dem Denkmal Johanns XXII. in Avignon ausrufen, „er hinterließ acht Millionen". Weder der Besitz der Macht allein, noch der des Geldes allein könnte ihnen genügen; sie streben Alles zu vereinigen, Macht und Autorität und Ueberfluß.

Auch der Glanz der Cultur gehört zu der Form des Lebens, in der sie sich gefallen. Mazarin konnte, als ein Fremder, dem Aufschwung der französischen Literatur und Sprache nicht den lebendigen Antheil seines Vorgängers widmen. Nur etwa die französische Komödie gewann ihm Theilnahme ab; er liebte es, auch in dem ernstesten Geschäft ein witziges Wort daraus, eine entsprechende Situation in Erinnerung zu bringen. Uebrigens aber scheint er die europäische Literatur, um die er sich zu kümmern habe, noch mehr in der italienischen oder lateinischen gesehen zu haben, als in der französischen, wie die Verbindungen schließen lassen, in denen er mit Vittorio Siri, mit Capriata stand: von Strada ließ er sich wohl eine lateinische Inschrift angeben. Ohne selbst gelehrt zu sein, hatte er doch für die allgemeine Gelehrsamkeit einen lebendig angeregten Sinn. Er sparte weder Geld noch Mühe, um die Bibliothek, die ihm während der Unruhen zerstört worden war, wieder herzustellen: sein Bibliothekar pflegte ihm die Erwerbungen, die er machte, auf einer Tafel aufzulegen, bei der

er zu seinen Audienzen gehend oder von denselben kommend vorüberging, wo er einen Augenblick gewann, um sie in Augenschein zu nehmen. Es freute ihn wie einst Papst Leo in einem ähnlichen Fall, wenn ihm ein oder das andere damals verkaufte besonders werthvolle Werk als wieder erworben zu Gesichte kam. Ueberdieß besaß er einige der schönsten Kunstwerke aller Zeiten; das Sposalizio der h. Catharina von Correggio, die Venus del Pardo von Titian; das erste hatte ihm sein Gönner, dem er wieder die größten Dienste leistete, Antonio Barberini abgetreten; manches andre stammte aus der Gallerie Carls I. Er hatte die schönsten Tapisserien aus Brügge, unvergleichliche Silberarbeiten, orientalische Teppiche, oder worin sonst der Geist der Kunst sich mit dem Luxus vereinigt und ihn geadelt hat. Er selbst verstand sich am meisten auf Edelsteine und ihren Werth.

Im Frühjahr 1658 ließ er einmal im Louvre einen großen Credenztisch mit Kostbarkeiten bedecken, goldenen und silbernen Gefäßen, Uhren, Ringen, Kreuzen und allerlei Kleinigkeiten von Werth, und lud den Hof sammt König und Königin ein, sie in Augenschein zu nehmen. Alle erschienen, dann zog die schönste der Nichten des Cardinals, Hortensia Mancini, für jeden der Anwesenden ein Loos, für den König und die Königin deren zwei, wodurch die Vertheilung aller dieser Geschenke bestimmt wurde.

Mazarin liebte, wie wir berührt haben, von Jugend auf das Spiel; er wußte, wie viel er bei allem Verdienst dem Glück verdanke: noch schien er nicht an seinem höchsten Ziele angekommen zu sein.

Man hat versichert, er habe daran gedacht, bei der nächsten Vacanz den päpstlichen Stuhl zu besteigen; und allerdings

wäre dieß das wahre Mittel gewesen, dem König die Verwaltung seines Reiches mit höchster Ehre zurückzugeben, und so von Frankreich zu scheiden. Eine recht authentische Spur dieses Planes findet sich nicht; was man von einer darauf zielenden Abkunft zwischen Don Luys de Haro und dem Cardinal erzählt, muß ohne Zweifel verworfen werden. Und wenigstens fürs erste meinte jedermann, daß Frankreich zur vollkommenen Befestigung der Ruhe seiner Anwesenheit noch nicht entbehren könne. Welch eine Aussicht aber, mag er sie nun selbst oder mögen sie Andere gefaßt haben: daß er zuerst die begonnene Einrichtung von Frankreich vollenden und alsdann die päpstliche Autorität, mit deren Inhabern er so oft gekämpft hatte, selber erwerben und in Einklang mit dem von ihm erzogenen König verwalten sollte.

Das war ihm jedoch nicht beschieden. Schon auf der Rückreise von der Insel der Conferenz erfuhr er überaus schmerzhafte Gichtanfälle, und darauf schwanden seine Kräfte sichtlich. Mancherlei Nebenumstände seines leiblichen Verfalls sind von dem Uebelwollen, das die Mächtigen selbst in ihrer nächsten Umgebung zu begleiten pflegt, mit einer Art bösartiger Freude bemerkt worden; man mag sie in den Memoiren lesen, und daran glauben, wenn man will.[1] Im Widerspruch damit versichert der venezianische Gesandte Grimani, von den Aerzten sei dem Cardinal die Gefahr, in der er schwebte, verborgen gehalten worden, er habe sie mit dem ihm eignen Scharfblick selber erkannt und sich hierauf nur noch mit zwei Personen beschäftigt, mit seinem Beichtvater, um für das Heil

[1] Namentlich bei dem jüngeren Brienne: Memoires inédits de Louis-Henry de Lomenie Ct. di Brienne, chap. XIV – XVI., die jedoch einer kritischen Würdigung gar sehr bedürfen.

ſeiner Seele zu ſorgen, und mit dem König, um ihn mit den äußern und innern Angelegenheiten ſeines Reiches vollends bekannt zu machen.[1]

In ſeinem Teſtament iſt beſonders die Gründung des Collegium der vier Nationen bemerkenswerth. Es ſollte eine Bildungsanſtalt für junge Leute aus den durch Richelieu und Mazarin mit dem Reiche vereinigten Landſchaften ſein, Rouſſillon, Pinerolo, Elſaß und Flandern: ſie ſollten in Paris erzogen werden, um franzöſiſche Sitte und Art in ihren Provinzen auszubreiten. Er ſetzt zwei Millionen für das Inſtitut aus und beſtimmt ihm ſeine Bibliothek: in der Kapelle, die dazu gehörte, wollte er begraben ſein.[2]

Niemals war die Wohlthätigkeit eines Privatmannes mehr von Ehrgeiz durchdrungen, und zwar einem ſolchen, der zugleich perſönlich und allgemein iſt.

Am 9. März 1661 ſtarb Mazarin; bei Hofe ward, was außer aller Gewohnheit iſt, Trauer für ihn angelegt. Darin, daß er in vollem Genuß von Würde, Macht, Reichthum und Anſehen hinging, ſahen die Menſchen eine Fortſetzung deſſelben Glückes, das ihn von Anfang begleitet hatte.

[1] Relatione 1664. Molti giorni prima fosse disperato il suo caso si ridusse con il confessore ad applicare alle cose dell' anima et poi con il re a travagliare solo a solo et a tutte l'ore informandolo degli affari interni et esterni del regno dandogli in voce et in iscritto le maggiori notitie lumi et instruttioni per la direttione e governo della monarchia dopo la sua morte.

[2] Felibien 1474. Zufolge den aus Paris nach Berlin gelangten Nachrichten war ihm urſprünglich die Bezeichnung: de la conqueste beſtimmt (Schreiben vom 22. März 1661).

Zwölftes Buch.

Das erste Jahrzehend der Selbstregierung Ludwigs XIV.

Digitized by Google

Vor dem Eintritt in eine neue Region den Blick noch einmal zurückwendend, darf man fragen, ob es zufällig war, oder ob es zum Wesen der Sache gehörte, daß die Erhebung der französischen Krone zu unumschränkter Gewalt eben von zwei geistlichen Würdenträgern, Cardinälen der römischen Kirche, durchgeführt ward.

Eine gewisse Verwandtschaft des Principes deutet es an, daß die Idee der absoluten Monarchie zuerst von den Päpsten des sechzehnten Jahrhunderts in dem ihnen unterworfenen Gebiete, wo die Fülle der geistlichen Gewalt ohnehin bestand und aller weltliche Widerstand nach und nach verstummte, realisirt worden ist. Verhält es sich nicht so, daß das aus republikanischen Stürmen hervorgegangene italienische Fürstenthum zur Ausübung unbedingter Herrschaft und sicherem Bestand erst alsdann gelangte, als ihm befreundete Päpste Rückhalt gaben? Auf der andern Seite ward das in Rom gegebene Beispiel zuerst von einigen geistlichen Fürsten in Deutschland nachgeahmt und fand dann bei der fortgehenden Restauration des Katholicismus auch in den weltlichen Territorien Eingang. Dieser Verbindung der geistlichen Macht mit der monarchischen Autorität gegenüber nimmt man wahr, daß sich der Protestantismus gern in ständischen Formen bewegte; wie ja auch in

Frankreich die bewaffnete Aufstellung der Hugenotten zu den letzten Erhebungen der Aristokratie gegen das Königthum Anlaß und Mittel gab. Eben deßhalb aber wurde dann das Königthum im Kampfe mit ihr von der Geistlichkeit und von dem Papstthum unterstützt; in Frankreich war ihr Sieg in vielen Beziehungen ein gemeinschaftlicher.

Wohl waren sie darum nicht durchaus vereinigt; denn der geistlichen Macht war das Meiste an der Erdrückung ihrer religiösen Gegner, der weltlichen an der Aufstellung der höchsten Gewalt gelegen; aber wenn sie, wie es sehr bald geschah, wieder feindlich zusammenstießen, so lag für die letztere ein Vortheil darin, daß sie von Männern hohen geistlichen Ranges vertreten wurde, welche die Voraussetzung kirchlicher Gesinnung für sich hatten, und einen natürlichen Einfluß zuweilen selbst auf den römischen Hof, immer aber auf die Körperschaft des französischen Clerus ausübten. Oder ist es denkbar, daß ein Minister von weltlichem Stande mit Clerus-Versammlungen, wie die in den Jahren 1641, 1656 waren, zum Ziel gekommen wäre? Die durchgreifende Gewaltsamkeit Richelieu's, die verschlagene Gewandtheit Mazarins wurde durch die Autorität, welche ihnen der römische Purpur gab, wesentlich unterstützt.

Sie übertrugen beide einen gewissen geistlichen Eifer auf die Verwaltung des Staates. Richelieu verfocht die Lehre von den der Krone zustehenden Rechten mit einer Folgerichtigkeit, die bisher nur den geistlichen Ideen gewidmet worden war. Er schuf gleichsam eine Religion des Königthums: Mazarin bekannte sich zu ihr. Um diese Fahne sammelten sie ihre Anhänger.

Man dürfte einwenden, daß es doch einigen ihrer Vorgänger von ausgezeichneten Eigenschaften, wie dem Cardinal

von Lothringen, der eine ähnliche Stellung inne hatte, nicht gelungen war, ſie zu behaupten. Aber dieſer war nicht allein Cardinal und erſter Miniſter, ſondern zugleich das Oberhaupt einer großen emporſtrebenden Familie, zu deren Gunſten er alles zu thun ſchien. Richelieu und Mazarin aber hatten keine andere Eigenſchaft, als die ihnen ihre öffentliche Stellung gab. Es läßt ſich nicht denken, daß Ludwig XIII. oder Anna von Oeſterreich eine Macht, wie ſie erwarben, in den Händen eines ihrer Großen oder eines Mitglieds ihrer eigenen Familie geduldet hätten: ſie würden für die Zukunft ihrer Nachkommenſchaft gefürchtet haben. Die Verbindungen, die ein Cardinal ſchließen und hinterlaſſen konnte, waren nicht von dieſer Feſtigkeit und Gefahr.

So mancherlei Motive kamen zuſammen, um es eben einem Cardinal möglich zu machen, die öffentliche Gewalt der bisherigen Schranken zu entledigen: die negativen ſowie die poſitiven Eigenthümlichkeiten ſeiner Würde, die Analogien der Principien und der Methode, der große Gang der europäiſchen Angelegenheiten.

Erſtes Capitel.

Ergreifen der Selbſtherrſchaft. Bildung eines Miniſterium.

Richelieu und Mazarin unterſchieden ſich gerade durch ein Uebergewicht ſolcher Geiſteskräfte und Eigenſchaften, die für einen Jeden in ſeiner Zeit die wirkſamſten werden mußten. Was der Erſtere mit zugleich vernichtender und ſchöpferiſcher Thatkraft gegründet, das hatte der Andere unter mannichfaltig wechſelnden Feindſeligkeiten, unerſchöpflich in Hülfsmitteln

behauptet. Er hatte die inneren und äußeren Feinde in offenem Kriege beſiegt, die äußere Macht befeſtigt, erweitert, den Gehorſam hergeſtellt; in dieſem Bewußtſein, bewundert und glorreich, iſt er geſtorben. Aber ſo viel auch erreicht war, ſo dürfte man nicht wiederholen, was ſo häufig geſagt worden iſt, die Monarchie ſei vollendet geweſen, Ludwig XIV. habe ſie nur anzutreten gebraucht, wie man eine Erbſchaft antritt. Mazarin hat nie verhehlt, wie viel noch zu thun übrig ſei.

Die Streitigkeiten zwiſchen der Krone und dem Clerus, der Krone und dem Parlament, dem Parlament und dem Clerus gährten ſo eben nicht mehr in offenem Hader, aber ſie beſchäftigten noch alle Gemüther der Betheiligten ſelbſt und der Nation. Die Autorität der Krone war zur Geltung gebracht, aber mehr in Folge des Kriegs, durch perſönliche Verhältniſſe, als durch Befeſtigung ſicherer Grundſätze.

Wenn die Großen in langem Kampfe beſiegt worden waren, ſo hatte doch auch der Sieger ſeine urſprünglichen Tendenzen nicht durchführen können. Die Unterwerfung des erſten Prinzen von Geblüt, unſchätzbar für die Monarchie, war doch nicht ohne Bedingung erfolgt. Kraft eines Vertrages mit einer fremden Macht war der Mann, der das Reich mit Krieg erfüllt, das Glück eine Zeitlang ſchwanken gemacht hatte, in ſeine alten Rechte und Beſitzungen wieder hergeſtellt worden. Mit ſeinem Bruder und ſeinem Schwager, die in großen Gouvernements ſtanden, wieder vereinigt, nahm Condé immer noch eine bedeutende ſelbſtſtändige Stellung ein: eine zahlreiche und anſpruchsvolle Ariſtokratie gruppirte ſich um ihn.

Mazarin ſelbſt hat häufig den Wunſch ausgedrückt, den Verwirrungen der Adminiſtration, die in den Jahren des

Kriegs immer angewachsen waren, nach dem Frieden abzuhelfen und zuletzt beklagt, daß es ihm nicht mehr vergönnt sei. Was wäre aber, wie für alle Staaten, so besonders für die Monarchie, dringender nothwendig, als ein geordneter Staatshaushalt? Auf diesem Gebiet war sie gleichsam erst wieder zu gründen.

Noch in den letzten Tagen seines Lebens hat Mazarin ein neues Verfahren gegen die Jansenisten eingeleitet, aus dem die langwierigsten Streitigkeiten entsprungen sind. Ihm waren die Jansenisten deßhalb verhaßt, weil er sie für Bundesgenossen des Cardinal Retz hielt, der noch immer Erzbischof von Paris war und die Hoffnung nicht aufgab, seine Stelle wieder einzunehmen. Auffallend wie sehr Mazarin bis zuletzt von dieser Angelegenheit beschäftigt wurde. Er meinte, wenn Retz wieder zurückkomme, werde er vor demselben vielleicht zum drittenmal Paris verlassen müssen.

Nach dem Tode Mazarins schien es Vielen nicht allein möglich, sondern sogar wünschenswerth, daß Retz, der alles Talent dazu besitze, in die erledigte Stelle berufen werde. Es wäre ungefähr gewesen, wie in dem Papstthum, wo so häufig Persönlichkeiten auf einander gefolgt sind, die sich ursprünglich widerstrebten; aber Ludwig XIV. sah in Retz einen persönlichen Feind. Er hatte erklärt, daß, so lange er lebe, Retz niemals in die Functionen eines Erzbischofs eintreten werde;[1] wie hätte er ihn zum ersten Minister machen sollen.

Der junge König faßte einen Entschluß, den man nicht von ihm erwartete. Bis jetzt, so drückte er sich in dem

[1] »Il ne rentrera jamais dans l'archevechè tant que je vivray«. Schreiben eines Freundes an Retz in Champollions Ausgabe von dessen Memoiren; 586.

verſammelten Conſeil aus, habe er die Regierung in denſelben Händen gelaſſen, in welchen er ſie gefunden: in Betrachtung ſeiner eignen Jugend und der großen Gaben, ſowie der Zuverläſſigkeit des Mannes, der ſie geführt habe: jetzt aber, da ihm dieſer genommen ſei, wolle er ſich der Regierung ſelbſt unterziehen. Und was man faſt noch weniger erwartete, dieſen Entſchluß, ſelbſt zu regieren, führte er aus. Der nicht zur Arbeit, ſondern zum Genuß erzogene, in den Jahren voller Lebenskraft und Lebensluſt ſtehende Fürſt widmete ſich wirklich den Geſchäften, und fand Vergnügen daran: in der Bearbeitung der öffentlichen Angelegenheiten fühlte er ſein Talent dazu; daß ſeine erſten Handlungen Erfolg hatten und gelangen, erfüllte ihn mit einer Genugthuung, die er nicht beſchreiben konnte.

Wenn man ſagt: der König ſelbſt habe ſein eigner erſter Miniſter ſein wollen, ſo nimmt ſich das wie eine Redensart aus, es hat aber eine ſehr beſtimmte Wahrheit.

Nicht durch ſeinen Vater oder ſeine Mutter war die Summe der Macht, wie ſie vorlag, erworben, ſondern durch energiſche Miniſter, die ſich im Streite der Factionen emporarbeiteten. Der Begriff der abſoluten Monarchie, für welche ſie kämpften, diente ihnen zugleich als die Waffe, mit der ſie die Gegner, die das doch oft auch aus perſönlichen Gründen waren, niederwarfen. Die miniſterielle Macht bedeutete etwas für ſich: ſie hatte ihre eigenen Grundlagen und Kräfte. Die fremden Geſandten ſind erſtaunt, wie weit ſie reicht, wie viele Feſtungen, Gouvernements, Provinzen ſie beherrſcht, wie viele Anhänger ſie um ſich verſammelt, wie große Schätze ſie erwirbt. Hätte Ludwig XIV. Mazarin entfernen wollen, ſo hätte er ihn nicht ohne Anſtrengung und Gefahr erſt ſtürzen

müſſen. Das war nicht der Grund, weßhalb er ihn duldete; es war jugendliche Zurückhaltung, verehrende Dankbarkeit, vollſtes Vertrauen: aber dabei ſpringt doch in die Augen, daß die Monarchie damals zwei Repräſentanten hatte, den König ſelbſt und ſeinen Miniſter.[1] Man wird nicht behaupten, daß dieß an und für ſich unzuläſſig ſei, daß nicht die Staatsgewalt eine Repräſentation haben dürfe, welche von der Heiligkeit und Würde des Königthums noch geſchieden iſt: das conſtitutionelle Syſtem beruht auf dieſem Gedanken. Aber wo das abſolute Königthum erſt aufgerichtet werden ſollte, war es dennoch ein Widerſpruch. Ludwig XIV. begann nun damit, die Trennung zwiſchen beiden Momenten aufzuheben. Die miniſterielle Allgewalt vereinigte er in ſich ſelbſt mit der Majeſtät des Königthums. Seine nächſte Bedeutung für die europäiſche Geſchichte liegt darin, daß er dieſe Verbindung vollzog: alle Fürſten, die als Selbſtherrſcher ſich einen Namen gemacht haben, ſind ſeinem Vorbilde gefolgt.

Ludwig XIV. nahm die Verhältniſſe an, wie ſie ſich unter Mazarin gebildet: er ſetzte ſein Conſeil aus eben denen zuſammen, welche unter ihm gearbeitet hatten: Le Tellier, der die Kriegsſachen, Fouquet, der die Finanzen, Lyonne, der die auswärtigen Angelegenheiten verwaltete.[2] Der Unterſchied war, daß das entſcheidende Wort, das ſonſt der Cardinal ausſprach, jetzt von dem König ſelber kam. Ludwig XIV.

[1] Wie nach Balzac (Ariſtipp 144.) Juſtus Lipſius (l'oracle des pays bas) einſt ſagte: »Faut il que le roy et celuy qui regne soyent toujours deux personnes differentes?«

[2] Was in dem Briefe Pomponne's an Arnauld d'Andilly vom 9. März 1661 (Mémoires de Coulanges 469) vorkommt, enthält doch nur das Gerücht des Tages.

hatte das Vergnügen, die ganze Menge der Bittstellenden und Ehrgeizigen, die bisher die Vorzimmer des Cardinals erfüllt hatten, nach seiner Hofhaltung herüberfluthen zu sehen. Denn von ihm persönlich erwartete jetzt ein Jeder seine Beförderung.

Nun aber gab es unter den drei Ministern Einen, der, wie er zur Zeit des Cardinals immer seine Selbstständigkeit bewahrt hatte, diese auch unter dem König nicht aufgeben zu müssen glaubte: es war der Generalprokurator und Oberintendant der Finanzen, Nicolas Fouquet. Seine Stellung hatte in der That ihre eigenthümlichen Grundlagen.

Nicht ohne Werth für die Geschäftsführung war die Verbindung seiner beiden Aemter, da das erste einen Einfluß auf das Parlament verschaffte, welcher den principiellen Gegensatz, in dem sich die Corporation gegen die Finanzverwaltung befand, wenn nicht aufhob, doch sehr ermäßigte. Das von dem Parlament so oft verurtheilte, bei der Nation so verhaßte System der Partisans stellte sich nach dem Bankerutt, der während der Fronde erlitten worden war, vollständig wieder her. Es beruhte, wie wir zeigten, auf einer Vermischung der Einnahme und Verrechnung mit der Anleihe: indem die Geldbesitzer die für den Staat erforderlichen Summen vorschossen, wurden sie zugleich Meister seiner Einkünfte auf lange Jahre hinaus. Häufig bildeten sich Compagnien, welche bestimmte Zahlungen durch persönliche Verpflichtung in den vorgeschriebenen Terminen versicherten, und dafür sich eine der größeren Einnahmen überweisen ließen. Zuweilen mußte ihnen zugleich die Annahme werthlos gewordener Papiere in den Cassen, oder eine Ueberschreitung des legalen Zinsfußes durch imaginäre Posten bewilligt werden. Die Schatzmeister von Frankreich machten sich dieß nicht selten ihrerseits selbst zu Nutze. Sie

kauften jene Papiere um geringe Preise an und wußten sie dann zu ihrem Nominalwerth wieder in die Cassen zu bringen.[1] Aber überdieß nahmen sie auch wie durch das Capital, mit dem sie ihre Stellen bezahlt hatten, durch starke Summen in der Anleihe an diesen systematischen Mißbräuchen Theil. Die alten Uebelstände: Bedrückung der Zahlungspflichtigen und Anhäufung ungeheurer Reichthümer blieben im vollen Schwange.

Wenn sich nun aber die Doppelseitigkeit der finanziellen Stellungen früher hauptsächlich in den Kreisen der Geldbesitzer, Beamten und Finanzpächter bewegt hatte, so erreichte sie in Nicolas Fouquet die höchsten Regionen. Fouquet war nicht allein Oberintendant, sondern zugleich der große Bankhalter des Staates. Die in jedem Moment erforderlichen Gelder brachte er durch seinen Credit zusammen. Die großen Häuser, welche mit ihm in Verbindung standen, streckten ihm dieselben auf seinen Namen vor, indem sie wieder die kleineren Capitalisten herbeizogen: Fouquet ermaß und bewilligte die Procente, auf die ein jeder rechnen dürfe, und stand für die Zahlung der Zinsen ein; um dieß aber zu vermögen, mußte er auch wieder freie Hand über die Verwaltung der Einkünfte haben, in soferu sie nicht geradezu assignirt waren; von ihm hing es ab, den Pächtern den Nachlaß zu bewilligen, ohne den ihre Zahlungen und damit alle anderen Geldverhältnisse in Stocken gerathen sein würden.[2] In seiner Privatbuchhalterei

[1] »Ces messieurs s'accommodoient avec ceux, qui en avoient entre les mains et les passoient dans leurs affaires. Cela fit beaucoup de personnes extrêmement riches.« Gourville, der hierüber am besten unterrichtet ist, Mémoires Pet. 52, 319.

[2] Pelisson sucht in seinem zweiten Discours (Oeuvres diverses II, 98) die Verbindung dieser zweifachen Eigenschaft zu rechtfertigen. Der Surintendant unterscheide sich eben dadurch von dem »homme d'affaires«,

begegneten einander die Erträge des Staates und die Ausgaben für die Anleihe: man wußte nicht mehr, was Staatscaſſe, was Privatvermögen war. Fouquet verfuhr dabei mit der unbefangenen Sicherheit eines Privatbeſitzers; er hat namentlich dem Cardinal Mazarin Zahlungen geleiſtet, ohne die für die Staatsordnung unentbehrlichen Formen zu beobachten.

Es koſtete ihm Aufmerkſamkeit und Entſchluß, um nicht einen oder den andern ſeiner Beamten, denen er Vertrauen bewies, einen ſelbſtſtändigen Einfluß auf die Männer des Geldgeſchäfts gewinnen zu laſſen oder von den einmal gebrauchten abhängig zu werden: aber damit glaubte er auch Alles, was man fordern könne, gethan zu haben. An den Unordnungen, die in der Sache ſelbſt lagen, nahm er keinen Anſtoß. Wie manche große Unternehmung, ſagte er einmal, ſei in den Zeiten der Fronde durch Geldmangel unmöglich geworden: ſein Verdienſt ſei es, daß er auch in den bedrängteſten Momenten immer die erforderlichen Mittel herbeigeſchafft habe: Regungen der Empörung, von denen Andere ſagten, er habe ſich ihrer zu ſeinem Vortheil bedienen wollen, ſeien nur durch die Vorkehrungen, die er getroffen, vermittelt oder erſtickt worden; er rühmte ſich deſſen mit vielem Selbſtgefühl.

Nicht Alle aber waren ſeiner Anſicht. In der Umgebung Mazarins nahm man an den Unordnungen, welche immer größer wurden, ſehr ernſtlich Anſtoß; und der Cardinal lieh zuweilen denen ſein Ohr, die auf eine Entfernung Fouquets drangen. Aber das einmal eingeführte Syſtem machte ihn noch unentbehrlich; man fürchtete ſeinen Credit zu erſchüttern, weil er gewiſſermaßen der Credit des Staates war.

daß er nur auf ſeinen Ruhm und das Bedürfniß des Ganzen denke. »Il avance, quand personne ne veut plus prêter.«

Faſt unmittelbar vor ſeinem Tode zog Mazarin in Ueberlegung, ob er nicht den König auf die Gefahr eines Fortgehenlaſſens dieſer Unordnungen aufmerkſam machen ſollte. Nach Colberts Bericht hat er mit zweien ſeiner getreueſten Diener, von denen der eine wahrſcheinlich Colbert ſelber war, und mit ſeinem Beichtvater darüber in aller Form berathſchlagt. Dieſe urtheilten, daß er dazu verpflichtet ſei, aber ſie ließen nicht unbemerkt, daß ein unmittelbares Vorſchreiten gegen Fouquet bei den Vorbereitungen, die derſelbe für einen ſolchen Fall getroffen habe, und der großen Menge und Macht ſeiner Anhänger die neue Regierung in Gefahr bringen könne. Mazarin machte den König mit den Mängeln der Finanzverwaltung im Einzelnen bekannt, er rieth ihm jedoch, gegen Fouquet vorſichtig zu verfahren, ihn ernſtlich zu warnen, aber ihm die Hoffnung zu laſſen, daß er ſich ſeiner fernerhin bedienen werde, wenn er ſein Betragen ändere.[1]

Es war der letzte Dienſt, welchen Mazarin leiſtete; wenn Ludwig XIV. den Intendanten in ſein Conſeil aufnahm, ſo geſchah das nicht ohne die von dem Cardinal angerathenen Verwarnungen und einen gewiſſen inneren Vorbehalt. Fouquet überredete ſich, daß er jede Verſtimmung durch ſein Verdienſt überwinden, ſich auch dem König unentbehrlich machen werde.

Fouquet war ein Mann, der mit günſtigem Winde daherſegelnd zu einem großen Geſchick beſtimmt, unter glücklichen Geſtirnen geboren zu ſein glaubte. Glücklich zu ſein, hielt auch

[1] Authentiſch ergiebt ſich das aus dem Mémoire sur les affaires de France pour servir à l'histoire, von Colberts Hand, bei Clement Histoire de Colbert 433, einem Aufſatz, der zwar parteiiſch iſt, aber wichtige thatſächliche Aufklärungen enthält.

er, wie Mazarin, faſt für eine moraliſche Eigenſchaft. Im Spiele zu verlieren beleidigte weniger ſeine Gewinnſucht, als ſeinen Ehrgeiz; er fühlte ſich gleichſam beſchämt von dem Gegner, und ließ nicht nach, bis etwa das Glück ſich wandte und dieſer doch überwunden ward. Dann ſcherzte er über deſſen Verluſte und ſeine gute Laune kehrte wieder. Seine Deviſe bezeichnet, daß es nichts gebe, wohin er nicht aufzuſteigen hoffen dürfe. Aber nicht durch Verdienſt und Anſtrengung meinte er dahin zu gelangen, ſondern durch geſchickte Benutzung der Verhältniſſe und unter fortwährenden Ergötzungen. Es bezeichnet ihn, wenn man von ihm erzählt, er habe nur bei Nacht oder bei herabgelaſſenen Fenſtervorhängen und künſtlicher Helle arbeiten können; das Tageslicht habe ihn zerſtreut. Er liebte und ſuchte zu genießen: wer kennt die Verſe nicht, in welchen der Satyriker der Zeit ſeinen leichten Eroberungen ein Denkmal der Verſpottung geſetzt hat? Glücklicherweiſe hatte Fouquet auch Sinn für geiſtigen Genuß. In dieſen Jahren der ſich in voller Originalität entwickelnden franzöſiſchen Literatur verſtand er es, ſich mit dem Beſten, was ſie brachte, in Verbindung zu ſetzen. Er hat Corneille dem Theater zurückgegeben, Molière in die Geſellſchaft der Hauptſtadt eingeführt, und ihm dadurch den wahren Schauplatz ſeines Talentes eröffnet; dem guten Lafontaine, einem Poeten recht in ſeinem Sinne, hat er die Muße gewährt, die dieſer ſich ſelbſt zu verſchaffen nicht fähig geweſen wäre. Lafontaine war nicht undankbar; in einem anmuthigen Gedicht hat er unter anderm den Landaufenthalt Fouquets zu Vaux gefeiert, wo die Künſte in Wettſtreit begriffen ſeien. Le Brun malte dort in den ſchönen Räumen des Schloſſes die Plafonds, belohnt wie bisher noch kein Maler in Frankreich belohnt

worden war. Le Notre richtete den Garten ein: er ließ, wie ein Venezianer ſagt, Hügel verſchwinden, welche die Ausſicht beſchränkten, und andere emporſteigen, um den Spielen des Waſſers Raum zu verſchaffen. Wie glücklich fühlte ſich der Eigenthümer, wenn dann einmal der junge König ein Feſt beſuchte, das er in ſeiner ländlichen Schöpfung mit ungeheurem Aufwand veranſtaltete. — Fouquet hatte einen weiten geiſtigen Horizont: mit den maritimen Unternehmungen, die er, wie einſt ſein Vater unter Richelieu, mit beſonderer Vorliebe förderte, verband er wiſſenſchaftliche Intereſſen. Auf ſeinen Schiffen, die nach beiden Indien ſegelten, kamen nicht allein Handelswaaren, ſondern ſeltene Gewächſe zurück, welche die Kundigen nach ſeinen Gärten zogen; aus Egypten führte man ihm, wie damals geſagt worden iſt, die Götter der Cleopatra in ſeine Paläſte. Auch manches unſcheinbare oder verkannte Verdienſt hat er unterſtützt; die Bitten der Unglücklichen fanden bereitwilligen Eingang bei ihm; wie ſein Freund Peliſſon rühmt, ſein Edelmuth umfaßte Alles, Frömmigkeit und Geiſt, Tapferkeit und Wiſſen.[1] In dieſen Kreiſen hat er ſich ein unvergängliches Andenken geſtiftet und ſeine beſten Freunde gewonnen.

Aber ſein Patronat dehnte ſich noch viel weiter aus. Die angeſehenſten Perſönlichkeiten des Hofes wie der Hauptſtadt, die Gouverneurs feſter Plätze, beſonders die Mitglieder des Parlamentes, ſuchte er durch Penſionen an ſich zu knüpfen. In ſchwierigen Augenblicken ließ er große Summen an die einflußreichſten Männer austheilen; er war gutmüthig und unbedacht genug, dagegen auf ihre volle Ergebenheit zu zählen.

Am Hofe machte man die eiferſüchtige Bemerkung, daß

[1] »Que n'a point embrassé sa generosité,
Esprit sçavoir valeur sagesse ou piété.«

die Aufwendungen des Finanzintendanten ein Raub an dem öffentlichen Vermögen, daß die Penſionen, die er mit dem Gelde des Königs bezahle, dazu beſtimmt ſeien, ihm einen Rückhalt gegen den Willen des Königs zu geben. Ohne Zweifel hat man ſeinen Privataufwand höher berechnet, als er ſich belief; man überſchlug die ungeheuren Summen, welche in den Rechnungen als Baarzahlungen erſchienen, und deren Verwendung ſeinem Ermeſſen ohne alle Controle anheimgeſtellt blieb; in vier Jahren hatten ſie mehr als 300 Millionen betragen; wohin war das Geld gekommen? Und wenn man ſo weiter ging, wohin mußte man gerathen!

Wohl verſprach Fouquet dem König, ſeinen Erinnerungen Folge zu leiſten, und einiges mag er verbeſſert haben. Aber um das zu thun, was zu wünſchen war, hätte das Syſtem geändert werden, er ſelbſt ein anderer Menſch ſein müſſen.

Er blieb nach wie vor dabei, ſich durch geheime Mittel den Weg zur Stelle eines erſten Miniſters bahnen zu wollen. In beſondern Inſtructionen beauftragte er königliche Geſandte, die Aufmerkſamkeit fremder Höfe auf ihn und auf ſeine Zukunft zu richten. Mit Cardinal Retz knüpfte er Unterhandlungen an, welche hauptſächlich auf den Vortheil ſeiner Familie zielten, und von denen das Conſeil nichts wußte. Man hat damals geglaubt, er denke mit Hülfe Lyonne's, dem er in der That manche Geldſumme insgeheim zukommen ließ, Le Tellier zu ſtürzen, der ſich mit ſeinem alten Gegner, dem bereits zum Controleur der Finanzen erhobenen Colbert, wider ihn verbunden hatte. Selbſt der Königin Mutter hat er eine Art von Bündniß angetragen, mit der Zuſage, ihr dann bei ihrem Sohne hülfreich zu ſein. [1]

[1] Grimani: »Sperava di rendersi non solo necessario al re, ma

Indeſſen aber erfüllte ſich dieſer Fürſt mit ſteigender Bitterkeit gegen ihn.

Die Verzögerung der Vorlegung des Etats für die nächſten Jahre, und dieſer ſelbſt, da man daraus ſah, daß das Einkommen von zwei Jahren im voraus aufgezehrt war, die Fortſetzung der gewohnten Veräußerungen, und beſonders das augenſcheinliche Bemühen Fouquets, ſich in den großen Corporationen eine Partei zu machen, brachten Ludwig XIV. nach wenigen Wochen ſeiner Regierung zu dem Beſchluß, ſich des Oberintendanten zu entledigen. Schon Anfang Mai 1661 iſt derſelbe gefaßt worden: doch konnte er nicht ſogleich ausgeführt werden. Es iſt bemerkenswerth, welche Rückſichten der abſolute Wille noch nehmen, zu welchen Vorkehrungen er ſich verſtehen mußte.

Um nicht mit dem Parlament in unangenehme Verwickelungen zu gerathen, mußte man Fouquet erſt dahin bringen, ſeine Stelle als Generalprocurator aufzugeben. Von dem Wunſche geleitet, den König durch Herbeiſchaffung einer anſehnlichen Summe Geldes zu gewinnen, wozu der Preis dieſes Amtes dienen konnte, bot Fouquet dazu die Hand: freiwillig gab er ſeine beſte Stütze auf: ſein Ehrgeiz machte ihn gleichſam zum Verräther an ſich ſelbſt. Ferner mußte man den September abwarten, weil dann erſt, nach eingebrachter Ernte, die regelmäßigen Zahlungen begannen, und das Mißbehagen der Geldbeſitzer, welches bei einem Schritt gegen Fouquet nicht ausbleiben konnte, weniger zu fürchten war. Endlich wünſchte der König in der Bretagne zu ſein, in der Nähe von Belle-isle, weil ſich ſonſt, durch ſeine Entfernung begünſtigt,

d'avanzarsi tanto nel suo spirito di poter rendersi primo ministro con autorità assoluta come già era il fu Sr. Cardinale.«

ein gewiſſer Widerſtand dort anſammeln könnte. Fouquet ward einmal gewarnt, aber er glaubte über jede Beſorgniß erhaben zu ſein; er fühlte ſich der Gnade des Königs auch in Folge jenes Beſuchs in Vaux ſicher, und wiegte ſich in ſeinen hochfliegenden Entwürfen. Man bemerkte ſogar, daß er in ſeiner Verblendung rückſichtsloſer gegen Andere wurde, als er zu ſein pflegte: ohne alles Bedenken ging er mit dem Hofe nach Nantes. Eben dort aber führte der König ſeinen Beſchluß aus. Er hatte ſo eben mit dem Oberintendanten gearbeitet, abſichtlich ſo lange, bis jede kleine Maßnahme getroffen war: als Fouquet den König verlaſſen hatte, indem er über den Platz an der Kirche ging, trat der Hauptmann der Leibwache auf ihn zu und nahm ihn gefangen. Es war am 5. September, dem Geburtstag des Königs.[1]

Die lang anhaltende Verſtellung, mit der dieſe Handlung vorbereitet, die raſche Gewaltſamkeit, mit der ſie vollzogen wurde, haben etwas von der Art und Weiſe, mit welcher ſich Ludwig XIII. einſt des Marſchall d'Ancre entledigte. Fouquet hatte bei weitem nicht den allgemeinen Einfluß und die Macht, welche Concini beſaß; er ſtrebte erſt nach der Autorität, die dieſer ſchon inne hatte; in ihm ſtellte ſich die miniſterielle Selbſtſtändigkeit nur in einem ihrer Zweige dar; aber auch ſchon eine ſolche Stellung machte ihn zu ſtark, als daß er in den geſetzlichen Formen hätte beſeitigt werden können: wenn er fallen ſollte, wie er denn dem König unerträglich war, ſo mußte er durch eine Handlung der Willkür geſtürzt werden. Der König verließ die Provinz nicht eher, als bis der Commandant von Belle-isle, den Fouquet geſetzt, ſich bereit finden ließ, ſeine Feſtung an den König aufzugeben.

[1] Seine Stimmung ſieht man aus ſeinem Briefe an die Königin-Mutter. Oeuvres de Louis XIV, T. V.

Im ersten Augenblick erklärte sich die öffentliche Stimme zu Gunsten des Königs: hätte man Fouquet der Wuth der Menge überlassen, so wäre er zerrissen worden. In der Commission dagegen, welcher die gerichtliche Untersuchung anheimfiel, zeigte sich doch viel Theilnahme für den Angeklagten, welcher in der gefährlichen Lage, in der er sich sah, seine Geistesgegenwart behauptete und seine Vertheidigung auf das geschickteste führte.[1] Er ward nach einiger Zeit — 1664 — nur zu der leichtesten Strafe, der Verbannung, verurtheilt. Aber Ludwig XIV. glaubte, daß parteiische Rücksicht und persönliche Einwirkung auf die Richter ein so mildes Urtel hervorgebracht habe; Fouquet war ihm zu geistvoll, beweglich und unternehmend, als daß er ihn hätte außer Landes gehen lassen sollen; er hielt sich für berechtigt, das Urtel schärfend, ihn auf eine entfernte Festung zu schicken, wo er den Rest seines Lebens hat zubringen müssen.

Nach der Gefangennehmung Fouquets erklärte Ludwig XIV., er wolle keinen Oberintendanten mehr: sondern nur einige zuverläßige Männer, mit denen er selbst in den Finanzen arbeiten werde. Er richtete einen Finanzrath von fünf Personen ein, unter welchen der Mann war, mit dem für die Finanzverwaltung von Frankreich, wir dürfen sagen von Europa, eine neue Aera beginnen sollte, Colbert.

Im persönlichen Dienst des Cardinals war J. Bapt. Colbert emporgekommen; schon längst war er der systematische Gegner Fouquets gewesen: wie in der äußern Haltung, so

[1] In den Briefen von Mme. de Sevigné an Pomponne, Nov. und Dec. 1664, liegt die Theilnahme des Parlaments an der Sache Fouquets am Tage. Lettres de M. de Sevigné, I, 33 ff. Vgl. Walckenär, Vie de Mme. de Sevigné, II, chap. XIV—XIX.

in der Führung der Geſchäfte ſchlug er eben den entgegengeſetzten Weg ein.

Was das größte Vergnügen Fouquets ausgemacht hatte, Caroſſen an ſeinem Palais anfahren, Bittſteller ſeine Vorzimmer erfüllen zu ſehen, wäre für Colbert das Unerträglichſte geweſen. Er zog es vor, funfzehn Stunden des Tags mit ungeſtörtem Fleiß über ſeinen Papieren zu ſitzen. Das war für ihn gewiſſermaßen eine Nothwendigkeit, denn durch leichte und raſche Auffaſſung glänzte er nicht; es koſtete ihm Mühe, ſich die Gegenſtände zu eigen zu machen; erſt nach angeſtrengter Arbeit vermochte er ſich mit der Präciſion auszudrücken, die ihm ſelbſt Genüge that — aber es war ihm auch Natur. Er kannte kein Vergnügen, als das, welches in der Abwechslung der Arbeit beſtand; noch einen andern Zweck, als den, der in den Geſchäften lag, und die Zufriedenheit des Königs. Der Ernſt ſeiner Miene, das wenig Eingehende ſeiner Antworten auf perſönliche Anliegen hatte etwas Abſtoßendes, er fragte Niemand um Rath, am wenigſten diejenigen, welche ein Recht, gefragt zu werden, zu haben meinten; Feindſeligkeiten in der Literatur oder in der Geſellſchaft kümmerten ihn nicht; er ſchritt immer gerade nach dem einmal ins Auge gefaßten Ziel vorwärts. Fouquet hatte als großer Herr leben wollen: Colbert erſchien, auch als ihn der König an deſſen Stelle in das Conſeil aufgenommen hatte, wie ein unbedeutender Schreiber des Parlamentes, mit ſeinem ſammtnen Sack voll Papier. Der König nahm ſelbſt von allen Verfügungen Notiz; beſonders lag ihm daran, daß jede Gnadenbezeugung ausſchließend und unmittelbar von ihm ſelbſt ausging.

Lyonne war geſchickt genug, ſich in das Unglück von Fouquet nicht verwickeln zu laſſen. Er erklärte, ſich nur deßhalb

an ihn gehalten zu haben, weil er gemeint habe, er beſitze die Gnade des Königs; verhalte ſich das anders, ſo habe er kein Verhältniß zu ihm.[1]

Die Italiener fanden, daß Lyonne, der in ſeiner Jugend einen langen Aufenthalt in Rom gemacht hatte, ſich mit dem Geiſt und Sinn des römiſchen Hofes durchdrungen habe; in Feinheit und Gewandtheit ſtelle er denſelben dar, wie er denn die italieniſche Sprache vollkommen beſitze und ſie gern rede. Auch Spanien und Deutſchland hatte Lyonne geſehen; er galt für den Mann in der Welt, der die Stärke und Schwäche, ſowie die politiſchen Hinneigungen der europäiſchen Staaten am beſten kenne; täglich durch die franzöſiſchen Agenten in aller Welt darüber unterrichtet, habe er gleichſam die Wagſchale in Händen, in der er ſie Alle abwäge. Man lernt ihn aus den eben ſo mannichfaltigen wie umfaſſenden Negociationen der Zeit kennen, deren Fäden ſich in ſeiner Hand vereinigten. Denn ihm zuerſt kamen die Depeſchen vom Ausland zu, an ihn zuerſt wandten ſich die Geſandten; er gab ſeinem König zunächſt Rath. Immer aufs neue ſtudirte er die beſtehenden Verträge, wäre es auch nur darum geweſen, um die Vortheile zu ergreifen, welche ſie für Frankreich darboten: er war fruchtbar in Auskunftsmitteln, gegen jeden möglichen Einwurf gerüſtet, geheimnißvoll, zur Seite eines jungen Fürſten zu gewaltſamen und rückſichtsloſen Maßregeln geneigt.[2] Auch er fand an der Arbeit an und für ſich

[1] Grimani: »Avea creduto che fosse nel regio affetto, che diversamente essendo nulla si curava di lui.«

[2] Grimani: »Possede intiera la notitia delle cose di stato ed interessi di principi esteri a segno che in Francia per questa parte non ha pari.«

Vergnügen, vollzog ſie am liebſten allein, mit einem Tag und Nacht anhaltenden Fleiße; nach gethaner Arbeit hielt er ſich durch Spiel und mancherlei Ausſchweifungen ſchadlos; das eine und das andere auf Koſten ſeiner Geſundheit; man ſah ihn hinſchwinden: alles was von Lebenskraft in ihm war, concentrirte ſich in dem durchdringenden Scharfblick ſeines Geiſtes, deſſen einziges Ziel, ohne irgend eine andere Nebenabſicht, der Dienſt des Königs war, die Ausbreitung der Autorität und der Macht. Der König ſelbſt lernte ihn immer höher ſchätzen.[1]

Das größte Anſehen aber beſaß von Anfang Michel Le Tellier, der einſt ſelbſt mit zur Erhebung Mazarins beigetragen, und dann, dem in Hof und Staat einmal ergriffenen Syſtem unerſchütterlich angehangen, der Durchführung deſſelben ſein ganzes Leben gewidmet hatte. Er genoß das Vertrauen, das einem alten in den Wechſelfällen ſtürmiſcher Jahre erprobten Diener gleichſam von ſelbſt zufällt. Er war untadelhaft in ſeinem Wandel: voll natürlichen Wohlwollens, ſo daß er es nicht verſchmähte, die Klagen, denen er nicht abhelfen konnte, wenigſtens anzuhören; aber dabei doch ein durch und durch ſolider Geſchäftsmann. Zunächſt verwaltete er das Staatsſecretariat für die Kriegsſachen, und hatte den Ruf, daß er dieſen Geſchäftszweig vollkommen verſtehe; — wie viel Geld eine gewiſſe Anzahl Truppen koſten würde, wiſſe er ſofort mit Beſtimmtheit anzugeben — auf die mannichfaltigſte Weiſe aber hing das Militärweſen auch im Frieden mit den

[1] Giuſtiniani: »Huomo pronto nei ripieghi, accorto nel cogliere i vantaggi pure nei trattati — — travaglia assai nella secretaria, ha poche hore libere et poco riposo.« Vgl. Mignet, Negociations LVI. »Il avoit un bon sens toujours elevé par la hauteur de son âme.«

übrigen innern Angelegenheiten zusammen: und da nun der König Le Tellier auch in allen andern Geschäften fragte, — denn in allen pflege er die besten Rathschläge zu geben,[1] — so ward sein Einfluß unermeßlich. Er hütete sich wohl, davon äußerlich irgend etwas bemerken zu lassen, suchte es vielmehr zu verbergen; er schrieb alles dem König zu, leitete alles von ihm her, er ließ es sich angelegen sein, ihm Gehorsam und Verehrung zu verschaffen.[2]

Mit diesen drei Männern speciellster Befähigung verwaltete nun Ludwig XIV. die Geschäfte seines Reiches. Der eine war der geübteste und scharfsinnigste Diplomat, den es vielleicht in der Welt gab, der zweite, der in den innern Geschäften des Reichs erfahrenste Staatsmann, von erprobter Zuverlässigkeit, der dritte ein Mann von schöpferischen Ideen für allgemeine Reformen und einer nie zu ermüdenden Arbeitskraft. Sie hatten alle unter Mazarin die zweite Rolle gespielt, und waren zufrieden, eben so dem König zur Seite zu stehen, ohne Anspruch darauf, etwas für sich selber zu sein.

Eine strenge Scheidung der verschiedenen Geschäftszweige bestand noch nicht. An der Verwaltung der auswärtigen Geschäfte nahmen neben Lyonne Colbert und Le Tellier, in einzelnen Beziehungen vornehmlich Turenne Antheil; an den Sitzungen für die innern Sachen außer ihnen auch Villeroy und zwei Staatssecretäre; das eigentliche Conseil aber bestand

[1] »que jamais homme sur toutes sortes d'affaires n'avoit été de meilleur conseil.« Worte Ludwigs bei Flechier, Oraisons funebres, 330.

[2] Grimani: 1654. »Nell' essenza sin al tempo del mio partire era nel favore e nella gratia del re e della regina madre sopra ogni altro, stimando essi molto il suo parere e consiglio.«

nur aus den drei genannten Miniſtern. Der König ſchloß ſelbſt ſeine Mutter aus, was dieſe doch einigermaßen empfand. Und wo waren die Zeiten hin, wo die großen Herren fordern durften, kraft ihres Rechtes in das Conſeil gezogen zu werden? In dieſem Verlangen lag eigentlich der vornehmſte Grund der Irrungen unter den beiden Regentſchaften; ſie wollten an einer Staatsgewalt, der ſie gehorchen ſollten, auch Antheil haben. Die Art und Weiſe, wie Ludwig ſein Regiment einrichtete, bezeichnete den Sieg der Monarchie.

Zweites Capitel.

Innere Reformen.

Wenn es dem Anſehen des Königthums zu Statten kommen mochte, daß es ſich an der Verwaltung betheiligte, ſo war das für dieſe ſelbſt noch ein größerer Gewinn. Was bisher oft nur als ein Beſtreben der Partei und Eigenmacht erſchienen war, gewann nun eine höhere Autoriſation, und man konnte unter der perſönlichen Theilnahme des Königs Dinge unternehmen, wovon ohnedieß die früheren Erfahrungen wohl hätten zurückſchrecken können.

Der Ehrgeiz Ludwigs XIV. und ſeiner Miniſter richtete ſich zunächſt auf die Abſtellung der Mißbräuche, die in jedem Zweige zu bemerken, in einem oder dem andern aber unerträglich waren.

Wollte man in der aufkommenden Monarchie nichts weiter ſehen, als das Geltendmachen und Durchführen eines unbedingten höchſten Willens, ſo würde man nicht begreifen, wie

so die Menschen sich denselben auflegen ließen. In den meisten Ländern aber ist die Kraft der monarchischen Idee aus dem Bedürfniß des Landes hervorgegangen: sie ist nicht viel weniger in den untern Kreisen für nothwendig gehalten, als in den höchsten gewünscht worden.

An die oberste Persönlichkeit, den Fürsten, und seine uralte Autorität wenden sich die durch entgegenstrebende Unabhängigkeiten Bedrängten, und begünstigen die Ausdehnung seiner Machtbefugnisse.

Ludwig XIV. faßte diese Doppelseitigkeit seiner Reformbestrebungen, die sich zunächst auf den Staatshaushalt richteten, vollkommen, wenn er die Hoffnung aussprach, zugleich sein Volk von drückenden Lasten zu befreien und selber reicher zu werden.

Finanzen.

In Folge dessen, was mit Fouquet vorgegangen war, mußte es die Absicht sein, jenem ganzen mit der Erhebung der Einkünfte verbundenen Creditsysteme auf immer ein Ende zu machen, das zu vielfältigen Unterschleifen und Erpressungen Gelegenheit gegeben hatte. Aber man blieb dabei nicht stehen; man hielt sich berechtigt, die begangenen Unordnungen, obgleich die Regierung dazu still geschwiegen, auf das strengste zu ahnden.

Ein Gerichtshof zur Untersuchung finanzieller Unterschleife ward niedergesetzt, der keine Rücksicht kannte. Wenn das zuweilen auch früher geschehen war, so hatte immer eine Geldzahlung hingereicht, um eigentlicher Bestrafung zuvorzukommen. Auch dießmal ward ein sehr ansehnliches Anerbieten gemacht;

und wohl neigten sich einige Stimmen des Finanzrathes zur Annahme desselben, aber der König sprach sich dagegen aus, denn er müsse sein Volk an Menschen rächen, von denen es so viel gelitten habe,[1] und durch strenge Bestrafung bewirken, daß hundert Jahre lang ein Jeder vor ähnlichen Ungerechtigkeiten zurückbebe. Die großen Capitalisten wurden hierauf zu Vergütungen hohen Betrags — du Jeannin z. B. zu drei Millionen — angehalten, und wenn sie dieselben nicht leisten konnten, in die Bastille geworfen. Hohe Beamte in der Finanzverwaltung, die Schatzmeister der Staatscasse wurden verurtheilt. Einer von ihnen, du Plessis Guenegaud, ist unter den demüthigendsten Formen, nachdem er seine Schuld bekannt hatte, niedergeworfen auf beide Knie, endlich begnadigt worden. Es gab Pächter der Gabelle, denen man aus den Reichthümern, die sie besaßen, dem Luxus, mit dem sie lebten, der Pracht ihrer häuslichen Einrichtungen, dem Ueberfluß ihrer Tafel unerlaubten Gewinn nachzuweisen meinte. Wie Mancher klagte, daß man ihn zu einer sechsfach höhern Zahlung, als sein ganzes Vermögen betrage, verdammt habe; daß er mit seinen Kindern ein unglücklicher Mann sei. An Erbarmen war bei dem einmal ergriffenen Princip nicht zu denken: untergeordnete Einnehmer und ihre Handlanger sind sogar mit dem Tode bestraft worden. War dieß nicht eben das, was die Menge von langer Zeit her gefordert, was die Empörung von 1648 veranlaßt hatte? Die Regierung rief jetzt diese Antipathie selber auf. Zu wiederholten Malen hat man die Menschen in

[1] »Qu'il sacrifiait volontiers l'advantage des 20 millions offerts à la satisfaction qu'il recevrait de voir une fois par la punition des coupables ses sujets vengés des violences qu'ils avoient souffertes.« (Colbert sur les finances bei Clement 438.)

den Kirchen aufgefordert, die ihnen bekannt gewordenen Unterschleife dem Staatsprocurator zur Verfolgung anzugeben, bei Androhung der Excommunication.[1] Aehnliche Geschäfte, wie die vorgekommenen, wurden bei Todesstrafe für alle Zukunft verboten; sie sollten den schwärzesten Verbrechen gleich geachtet werden. Einer aufbehaltenen Liste zufolge sind den Partisans in den beiden Jahren 1662 und 1663 mehr als 70 Millionen abgezwungen worden, noch einige Jahre länger aber hat der Gerichtshof seine Thätigkeit fortgesetzt.

Mit dem Thun und Treiben der Partisans hing der Verkauf von hohen Renten, deren Preis mit dem üblichen Zinsfuß nicht in Verhältniß stand, zusammen. Die Regierung hielt sich für berechtigt, dieß Verhältniß dadurch herzustellen, daß sie ein Viertheil der Rente abzog. Nach derselben Regel sollten die in den letzten sechs Jahren vorgekommenen Alienationen behandelt werden; man dehnte sie auch auf eine den Mitgliedern des Parlaments bewilligte Gehaltsvermehrung aus, denn die Gehalte der erkauften Stellen wurden eben hauptsächlich als Zinszahlungen angesehen. Wer braucht noch auszuführen, was gegen diese Maßregeln, die in unsern Tagen als ein Bankerutt bezeichnet werden würden, zu sagen ist? Auch damals fehlte es nicht an Einwendungen und Gegenvorstellungen; manche geheime Einwirkung ward am Hofe dawider versucht. Das Publikum war auf ihren Erfolg begierig, um den Charakter der Verwaltung und die Sinnesweise des Königs selbst beurtheilen zu können. Ludwig XIV., wohlwollend im Allgemeinen, zeigte doch von Anfang an ein unerbittliches Beharren auf dem einmal Beschlossenen, mochte das Privatleben davon auch noch so unangenehm betroffen werden;

[1] Aus dem Monitorium bei Clement.

er hielt die Beſchränkung der Rentenzahlungen aufrecht, und brachte ſogar weitere Ausdehnungen des Grundſatzes in Anregung.[1]

Im Jahr 1664 ſchritt Colbert von der Herabſetzung der Rente zu einer Abzahlung der Schulden ſelbſt in großem Maßſtabe fort. Hierüber entſtanden Bewegungen unter den Betheiligten, die an die Fronde erinnerten. In zahlreich beſuchten populären Verſammlungen — und wie viele fanden ſich da ein, welche auf keine Rente irgend einer Art einen Anſpruch hatten, — gab man dem König die Abſicht Schuld, ſeine Unterthanen überhaupt arm zu erhalten, was ihm noch von Mazarin, der in den Reichthümern der Engländer die Urſache ihrer Rebellion geſehen habe, angerathen worden ſei; dieſe Klagen wiederhallten in den Sitzungen des Parlamentes, wo Le Coigneur, der ſelbſt eine anſehnliche Summe der gefährdeten Anleihe beſaß, einmal wieder ſeine Stimme erhob. Aber die Regierung blieb unerſchütterlich, denn der König werde doch ſo viel Recht haben, wie der geringſte Mann im Reich, und ſeine Schulden abtragen dürfen; zurückzuweichen hielt ſie auch deßhalb nicht für rathſam, weil dann die Anforderung ſich verdoppeln würde. Colbert ließ vernehmen, um den Lärm des Widerſpruches kümmere er ſich nicht, darin beſtehe vielmehr ſeine Größe. Und auf der andern Seite fürchtete man, durch illegale Schritte zu Maßregeln der äußerſten Strenge, zu der ſich eine nur allzugroße Hinneigung bemerken

[1] »Le Roy — prit la résolution de faire ce retranchement et le fist exécuter malgré toutes les remontrances et publiques et secrètes et mesmes quelques menées sourdes, en sorte qu'il fust facile d'après ce coup d'essay de décider de quelle qualité seroit la conduitte de S. M.« Mémoire de Colbert ib. 439.

ließ, Anlaß zu geben.[1] Da eine Erklärung des Directors erſchien, welche die übertriebenen Beſorgniſſe hob, ſo verſchwand die Bewegung der Menſchen und die Rückzahlungen wurden durchgeführt.

Unwillkürlich erinnert man ſich hiebei der Begegniſſe unter Heinrich IV., der ähnliche Abſichten hegte, aber ſie nicht erreichen konnte. Der Vortheil, welchen Colbert über Sully hatte, beſtand vor allem darin, daß die königliche Autorität jetzt ſtark genug war, jeden Widerſtand zu brechen. Die ſtädtiſchen Bewegungen, vor denen die Regierung Heinrichs IV. zurückgewichen war, legten ſich im Angeſicht der unerſchütterlichen und drohenden Haltung Ludwigs XIV.

Colbert hob eine große Anzahl jener Aemter auf, deren Einkünfte hauptſächlich die Rente einer einſt gezahlten Anleihe ausmachten; er hielt es für genug, den Inhabern die urſprünglich darin angelegten Beträge wieder auszuzahlen.

So ließ er ſich auch nicht nehmen, die Domänen, die um ungenügende Preiſe in Privatbeſitz übergegangen waren, zurückzukaufen, denn die Rechte des Staates ſeien unverjährbar. Colbert iſt dabei auf Vergabungen zurückgegangen, welche die alten Grafen von Provence gemacht, er hat Schlöſſer räumen laſſen, welche die Beſitzer ſeit Menſchengedenken für ihr volles Eigenthum gehalten hatten.

Unerbittlich war er nicht allein gegen die eigenmächtig angemaßten Adelstitel, denen in Frankreich eine ſehr reelle Bedeutung zukam, da ſie Exemtionen von der directen Auflage gewährten, ſondern auch gegen die in den letzten dreißig

[1] Auszüge aus Ormeſſons Tagebuch bei Chervel 36. Foucault à Colbert 17. Juin 1664 bei Depping: Correspondance administrative II, 552.

Jahren unter Beobachtung der gesetzlichen Vorschriften erworbenen, denn man habe sie in Zeiten des Bedürfnisses um so unverhältnißmäßig geringe Preise verliehen, daß es dabei sein Verbleiben nicht haben könne. Die Besitzer der Titel hielten Versammlungen, schlossen Vereine gegen diese Beraubung, in der sie eine große Gewaltthätigkeit sahen: hie und da gewannen sie die städtischen Magistrate; aber was hätten sie mit dem allen dem ernsten Willen eines mächtigen Königs und eines strengen Ministers gegenüber zu erreichen vermocht?

Diese betrachteten das öffentliche Vermögen als ein unantastbares Gut, jede Veräußerung desselben in Bezug auf die Regierung als unverbindlich, in Bezug auf die Erwerber als usurpatorisch; die Zurücknahme des Bewilligten als ein gutes Recht. Vor der Verletzung der Privaten, in deren Vermögen und bürgerliche Zustände sie so gewaltsam eingriffen, scheuten sie um so weniger zurück, da sie damit dem allgemeinen Besten sogar einen Dienst zu thun meinten.

Denn dahin ging allerdings das eifrigste Bestreben Colberts, indem er diejenigen, die aus den Verlegenheiten der Kriege Vortheil gezogen, desselben beraubte, den gemeinen Mann dagegen der Bürden zu entlasten, welche ihm im Laufe der Kriegsjahre aufgelegt worden.

Die vornehmste Auflage war noch immer die Taille. Die Summe derselben ward, ungefähr wie die altrömische Indiction, durch unbedingtes Gebot, nach dem jedesmaligen Bedürfniß festgesetzt, auf die Provinzen oder Generalitäten — denn diese Bezeichnung war allmählich für die großen Verwaltungsbezirke die herrschende geworden — von diesen auf die kleineren, die Elections, und von diesen auf die Communen und auf die Einzelnen umgelegt. Eben darum waren die Exemtionen so

widerwärtig, weil die Taille so wenig auf den Adel als die Geistlichkeit, sondern nur auf den bürgerlichen Stand in den Städten, und den bäuerlichen auf dem Lande fiel, der dann die Lasten der Eximirten mit übernehmen mußte. Die Parteilichkeit, mit der man häufig in der Anlage, die Strenge, mit der man bei der Eintreibung verfuhr, machte sie landverderblich. An vielen Orten konnte sie durch Anwendung der bewaffneten Macht eingetrieben werden, hie und da entzogen sich ihr die Bauern durch die Flucht. In den Kriegsjahren seit 1633 war die Taille von 20 bis auf 53 Millionen gestiegen: ja noch höher wird sie von einigen angegeben; was Fouquet schon vorgehabt,[1] das führte nun Colbert in der That aus; er verminderte sie nach und nach auf 41, 38, 35 Millionen: sein eigentliches Ziel war, sie bis auf 25 herabzubringen. Zugleich ließ er sich angelegen sein, die äußerste Strenge bei der Eintreibung zu verhüten. Er verbot, bei der Execution bis zur Wegführung und zum Verkauf des Viehes zu schreiten, weil dieß für den Landbau allzu nachtheilig sei: er hätte nichts dagegen gehabt, wenn einer oder der andere der untern Beamten, der das nicht zu vermeiden wisse, dafür vom Dienst entfernt würde; es bezeichnet den Zustand, daß er dabei doch sein Verbot nicht öffentlich bekannt werden lassen wollte, aus Besorgniß, daß die Leute darüber halsstarrig würden.

Die Einnehmer wurden belohnt, welche in der bestimmten Zeit ihren Verpflichtungen nachkamen, ohne zu Gewaltmaßregeln geschritten zu sein.[2] Die Verpachtung der königlichen

[1] Wie er denn in seiner Vertheidigung vielen Werth darauf legt. Vgl. Première Partie de la production de Mr. Fouquet 12, 18.

[2] Colbert à la Galissionnière 2. Oct. 1670: »Par les grands

Gefälle wußte Colbert bis zu dem wirklichen Belaufe ihres Ertrages zu erhöhen und das Eingehen der festgesetzten Summen, in einigen Zweigen durch Obligationen zu sichern. Alle Monat mußten die Einnehmer oder Pächter, die entweder dem obersten Schatzmeister oder auf Anweisungen des Ministers geleistete Zahlung nachweisen. Man verglich alsdann die eingegangenen Gelder und die gemachten Ausgaben mit dem Etat, der dem König am Anfang des Jahres vorgelegt und von ihm genehmigt wurde. Der König selbst contrasignirte jede Anweisung, welche 300 Franken überstieg. Jene sogenannten Baarzahlungsanweisungen, die zu vielen Mißbräuchen Anlaß gaben, geradezu abzuschaffen, hielt Colbert nicht für rathsam, weil er der Rechnungskammer nicht die geheimen Ausgaben des Staates kundgeben wollte; sie wurden am Ende des Jahres in Gegenwart des Königs vorgelegt, dann aber verbrannt, nur die allgemeine Summe erschien in der Rechnung.[1] Denn allein darauf kam es an, die Unterschleife der Beamten, welche bis jetzt so große Summen verschlungen hatten, zu verhüten. Colbert brachte es so weit und es ist eines seiner größten Verdienste, daß der Staat seiner pecuniären Kräfte wieder mächtig wurde; jeden Augenblick ließ sich der Zustand der öffentlichen Cassen übersehen.

Wenn Colbert den Druck der Taille erleichterte, so hat er dagegen den Druck der Salzgabelle über Gegenden, wo man sie noch nicht kannte, ausgedehnt. Hie und da ist es zu offenen Widersetzlichkeiten gekommen; namentlich in den

soulagements que le roi a donnés a ses peuples, en mesnageant la crainte de la soissie, on pourra les porter a payer sans en venir à cette extremité.« Depping, Corresp. administr. III, 211.

[1] Vgl. Bailly Histoire financière I, 425.

Pyrenäen. Ein baskiſcher Reitersmann, der aus ſeinem Regiment ausgeſchieden war, des Namens Aubijos, in dem ererbten Gehöfte angeſeſſen, ſammelte eine Anzahl handfeſter Leute aus den benachbarten Dorfſchaften um ſich, welche die Landſchaft unſicher machten und der königlichen Autorität eine Zeit lang hartnäckigen Widerſtand leiſteten.[1]

Einer der vornehmſten Gedanken Colberts war auf die Durchführung uniformer Einrichtungen, wie in andern Zweigen, ſo beſonders in den Finanzen gerichtet. Man begreift es, daß er dabei in den neuerworbenen Provinzen: den drei Bisthümern, Elſaß, Artois, deren Verkehr noch dem großen Gebiete angehörte, von dem ſie losgeriſſen worden, einen mächtigen und unüberwindlichen Widerſpruch fand. Aber auch die altfranzöſiſchen Provinzen, in denen eine landſtändiſche Verfaſſung beſtand, behaupteten ſich in ihrer Abgeſchloſſenheit. Wenn es ihnen freigeſtellt worden war, ob ſie ſich durch Zollſtätten gegen das innere Frankreich oder gegen das Ausland abſchließen wollten, ſo hatten ſie meiſtens das erſtere vorgezogen: die Provence ſchloß ſich überall mit Douanen ein.[2] Genug an Widerſtand und Beſchränkung fehlte es nicht; dennoch iſt es ein Ereigniß von hoher Bedeutung, daß Colbert die nördlichen und innern Provinzen zu einem großen Ganzen vereinigte. In dem Tarif von 1664 hob er die Zölle, durch welche ſie bisher von einander getrennt wurden, — indem man ſie zuſammenſtellte, ſetzte ihre Verſchiedenartigkeit in Erſtaunen, — ſammt und ſonders auf, und ließ nur einen allgemeinen Eingangszoll und Ausgangszoll, der ſeine Hebungsſtatt

[1] Vgl. die Berichte von Pellot an Colbert. Corresp. administrative III, 68—122.

[2] Im Jahr 1621. Clement: Colbert, 163.

an den Grenzen dieſes eigentlichen finanziellen Frankreich hatte, beſtehen. Die Normandie, Picardie, Champagne, Bourgogne, Touraine, Poitou, Anjou ſchloſſen hiedurch mit Isle de France und Paris zu einem gleichartigen Ganzen zuſammen, deſſen innerer Verkehr durch keine weiteren Hemmniſſe geſtört wurde.

Wir wollen hier nicht ausführen, welche lebendige in die Tiefe wirkende Repräſentation die Idee der Einheit des franzöſiſchen Reiches hiedurch bekam: erſt allmählich konnte dieſe Wirkung wahrgenommen werden; zunächſt diente die Einrichtung noch einem andern auf die Hebung der materiellen Thätigkeit gerichteten Entwurfe.

Induſtrie.

Anknüpfend an das, was die kluge Fürſorge einiger italieniſchen Republiken erreicht, hatte man in Frankreich ſchon im ſechzehnten Jahrhundert den Gedanken gefaßt, durch Erſchwerung der Einfuhr fremder Manufacturen und der Ausfuhr einheimiſcher Materialien die Induſtrie des Landes emporzubringen, ſeinen Wohlſtand zu heben.[1] Doch war das nicht möglich, ſo lange die innern Zölle den Verkehr hemmten, die Handelsleute, ihre Diener und Wagenführer, wie ein königliches Edict bemerkt, der Willkür der Zollpächter preisgegeben waren. Erſt die Aufſtellung eines uniformen Tarifs an ausgedehnten Grenzen macht überhaupt eine berechnende Handelspolitik möglich. Colbert hielt bei dem ſeinen von allem Anfang den Geſichtspunkt feſt, die Einfuhr der fremden Manufacten zurückzuweiſen, die Anfertigung franzöſiſcher zu begünſtigen.

[1] Vgl. Henry Martin X, 445.

Bisher brachte jedes Land die ihm eigenthümlichen Erzeugnisse auf den allgemeinen Markt des Verkehrs und Handels, und Frankreich nahm daran einen seiner geographischen Lage und dem Talent des Volkes entsprechenden, keineswegs geringen Antheil: jetzt aber verband sich mit dem aufkommenden Begriff von der Staatseinheit die Absicht, das Land auch in Beziehung auf Kunstfleiß und industrielle Production von allen andern unabhängig, wo möglich, die andern ihm zinsbar zu machen.

Man berechnete, daß Frankreich den Venezianern jährlich für 100,000 Livres Spiegel, und vielleicht für eine dreimal so starke Summe genähte Spitzen, die dort in den Nonnenklöstern in seltener Vollkommenheit gefertigt wurden, abkaufe. Colbert wußte der Eifersucht der Republik zum Trotz einige Glasarbeiter von Murano an sich zu ziehen, die gar bald diesseit der Alpen eben so vortreffliche Spiegel herstellten, wie jenseit. Eine Zeitlang sperrten sie sich, ihre Kunstfertigkeiten französischen Lehrlingen mitzutheilen.[1] Auch dazu verstanden sie sich jedoch, und die aus Venedig kommenden Spiegel, welche den Zoll in Lyon und in Valence, so wie an der Grenze der vereinigten Douanen tragen mußten, waren sehr bald unfähig, mit den inländischen die Concurrenz auszuhalten. Unbeschreibliche Mühe kostete es, die in Frankreich übliche Spitzenbereitung, welche in Alençon ihren Sitz hatte und daselbst die halbe Population nährte, durch die vorgeschrittene venezianische zu verdrängen. Die Arbeiterinnen zeigten sich ungelehrig, die ganze Einwohnerschaft widerstrebte. Eine der ersten Manufacturen, welche in guten Gang kam, wurde von einem Franzosen, Charron, der lange in Venedig gelebt, zu

[1] Correspondance administrative III, 734.

Rheims eingerichtet. Aus den Correspondenzen sieht man, daß die Schwester und die Tante Colberts an dem Wohlergehen der daselbst beschäftigten Arbeiterinnen lebhaften Antheil nahmen. Der König war einer der besten Käufer: er legte eines Tages, als er die in Paris angelegte Manufactur besah, 22,000 Livres in diesem Handerzeugniß an.[1]

So wurde die Strumpfwirkerei, die damals in England am weitesten gediehen, die Tuchbereitung, wie sie in Holland, die Herstellung von Blech und Messing, wie sie in Deutschland üblich war, in Frankreich eingeführt; persische, indische Arbeiten ahmte man nach. Der venetianische Gesandte Giustiniani bemerkt, die französische Regierung suche jedes andere Land dessen zu berauben, was es eigenthümlich und in vorzüglicher Güte besitze; sie trage kein Bedenken, für die niedrigsten Arbeiten königliche Paläste einzuräumen; ihr Bestreben sei, die Waare wohlfeiler, für den Käufer anlockender und zugleich besser zu liefern.[2]

Zu diesem Zweck wurden die strengsten Regeln festgesetzt. Bei der Tuchbereitung ward die Breite und Länge der Stücke genau vorgeschrieben: für die Färberei eine Instruction von mehr als dreihundert Artikeln gegeben, und deren Ueberschreitung bei harter Strafe verpönt. Denn da der Staat in der Arbeit eine öffentliche Angelegenheit sah, und sie mit seinen Mitteln förderte, so wollte er auch ihr Gelingen nicht von

[1] Wie das Diarium Europaeum vom 24. Oct. 1666 berichtet. (XVI, 174.)

[2] »Per la fabrica di certi lavori cioè calcette e cardelle si è fino destinato agli operarii d' Inghilterra condotti il real palazzo di . . . . . (ohne Zweifel meint er Madril) con che una regia è divenuta bottega.«

der Willkür der Einzelnen abhangen lassen. Sehr wahr, daß ein allzulanges Festhalten des Gebotes die in sich erstarkende Lebenskraft der privaten Thätigkeit auch wieder zu ersticken in Gefahr geräth: im Anfang wirkten Schutz und Aufsicht nicht nachtheilig. Der englische, holländische, italienische Kunstfleiß sah sich in manchem Bezug wirklich übertroffen. Die Meisterschaft der Franzosen zeigt sich oft überhaupt weniger in der Erfindung als in der Ausbildung des von Andern Erfundenen.

Der venetianische Gesandte ist überzeugt, daß dem Verfahren Colberts auch ein politisches Motiv zu Grunde liege: er hasse die Macht und den Reichthum der Großen: seine Marime sei, sich der Bauern, der Soldaten und der Kaufleute anzunehmen, um die andern sich nicht zu bekümmern.[1] Aus den Papieren Colberts ergibt sich wenigstens, daß er auf die gewerbtreibenden, arbeitenden Classen einen größern Werth legte, als jemals ein Staatsmann.[2] Es wäre nicht auszusprechen, wie sehr der Impuls, den er gab, ihnen zu Statten gekommen ist.

In den Correspondenzen kann man verfolgen, welche mannichfaltige Theilnahme und Thätigkeit die Anordnungen Colberts gleich damals erweckten, wie in den Städten Ausschüsse gebildet wurden, um die Förderung der Industrie gemeinschaftlich zu betreiben, wie man dann die Unbeschäftigten zur Arbeit heranzog, die bloß der Verzehrung dienenden Gewerbe beschränkte, die eigentlich hervorbringenden begünstigte, wie man selbst den Andrang Unberufener zu den gelehrten Studien zu

[1] »Di far caso de mercanti de soldati e de paesani, del resto poco curarsi.«

[2] In dem Projet de reforme de la justice empfiehlt er: »les soldats les marchands les laboureurs et gens de journée.«

hemmen ſuchte, ganz in ſeinem Sinne; aber auch zugleich wie mit dem Gelingen dieſer Beſtrebungen das Eingehen der Auflage, namentlich der Taille in den Städten zuſammenhing. An Geldgewinn fehlte es von Anfang an nicht. Giuſtiniani weiß bereits im Jahr 1668 nicht genug von der Menge der Aufträge zu ſagen, welche aus aller Welt in Paris eingehe; ſchon ſtröme, ſo verſichert er, ebenfalls aus aller Welt das Geld herbei: und zwar klingendes Gold und Silber, welches dort, wo man ſo eben die alten Dublonen und Goldthaler in Louisd'or umpräge, in gutem Preiſe ſtehe.

Handel.

Colbert, der aus einer kaufmänniſchen Familie herſtammte, mag den Werth des Geldes und deſſen effectiven Beſitz zu hoch angeſchlagen haben: aber er brachte ſein mercantiles Beſtreben mit dem Zwecke des Staates und deſſen großen Intereſſen, dem Emporkommen des dritten Standes, der Einheit der Nation, ihrer Stellung in der Welt überhaupt in Verbindung.

Mazarin und Fouquet hatten, wie bereits Richelieu, daran gedacht, den franzöſiſchen Handel mit den entfernten Weltregionen durch große Compagnien, an denen ſie ſelbſt mit ihrem Vermögen Antheil nehmen wollten, emporzubringen. Darauf kam nun, durch das Beiſpiel von England und Holland angetrieben, Colbert zurück, Ludwig XIV. ward ganz dafür gewonnen. Wie die Edicte ſagen, zur Größe der Nation und zum Ruhme des Königs ſchien es ihnen nothwendig. Denn dieſe Begriffe fingen an ſich mit einander zu verbinden.

Hätte es von dem franzöſiſchen Handelsſtand allein abgehangen, ſo würde die Sache nicht zu Stande gekommen

ſein. Die Intendanten der Schifffahrt können nicht genug klagen, wie wenig z. B. die Handelsleute in Marſeille das allgemeine Wohl auch nur ihrer Stadt, geſchweige des Reiches kümmere, wie ſie durch Privatintereſſen und gegenſeitige Eiferſucht einander und allem Guten im Wege ſtehen. Die Compagnien ſind nicht ein Werk des Handelsſtandes, ſondern des Staates. Die Regierung ſelbſt betheiligte ſich an den Actien der Compagnien meiſtens zu einem Drittheil oder bis zur Hälfte. Die übrigen wurden zum größeren Theil den geldbeſitzenden Beamten gleichſam aufgenöthigt. In den großen Collegien ſind die Subſcriptionsliſten, mit dem Bemerken, daß der König die Betheiligung ſämmtlicher Mitglieder wünſche, vorgelegt, dieſe Verſchreibungen ſind dann in Gegenwart des Königs ſelbſt eingereicht worden, der davon perſönlich Kenntniß nahm. Ludwig XIV. meinte damit eine große Pflicht zu erfüllen; denn die commercielle Thätigkeit ſei dem Geiſte der Nation angemeſſen, und werde ihre Wohlfahrt befördern; er machte ſogar die moraliſche Reflexion, daß dadurch der Unthätigkeit, welche nur zum Laſter führe, bei einer großen Anzahl ein Ende gemacht werde.

Es gehörte ganz zu dem Syſtem Colberts, wenn er die weſtindiſchen Colonien, von denen die meiſten zur Zeit der Fronde in Privathände übergegangen waren, aus denſelben zurücknahm und einer neuen Compagnie übergab, welche ſie fortan beſitzen und anbauen, und in Handelsverbindung mit Frankreich bringen ſollte. Richelieu hatte einſt eine Compagnie zum Handel mit dem nördlichen Amerika geſtiftet, die doch nicht zu rechter Blüthe gekommen war: auch deren Rechte wurden an die neue Compagnie übertragen; ſie ſollte den ganzen amerikaniſchen Handel mit dem afrikaniſchen bis an das Cap vereinigen.

Beſondern Gewinn haben die Handelsunternehmungen derſelben niemals abgeworfen; das Monopol, das ſie einführte, ſtörte vielmehr allenthalben den bereits in Gang geſetzten Verkehr. Vortheil für den Staat hat aber die Compagnie ohne Zweifel gehabt: zur Behauptung der Colonien iſt ſie ſehr förderlich geweſen, Canada erhob ſich aus dem Zuſtand der Schwäche und Gefährdung, in der es ſich befand, durch die Unterſtützung, die es nunmehr erhielt;[1] die Antillen wurden wieder enge mit dem Mutterlande verbunden: Cayenne ward aufs neue beſetzt; man dachte dem im Norden von Amerika entſtehenden Neufrankreich ein anderes in den Aequinoctialgegenden an die Seite zu ſetzen.

Die zweite große Compagnie, die für den oſtafrikaniſchen und hauptſächlich den oſtindiſchen Handel gegründet wurde, machte eben ſo wenig vortheilhafte Geſchäfte; bei der Rückkehr der erſten Schiffe gerieth die Exiſtenz derſelben in Frage;[2] aber Colbert war auf dieſe Verluſte gefaßt, die ſo lange anhalten würden, bis der Handel in aller Form eingerichtet ſei.[3] Unter der Führung zwei höchſt befähigter, aber in ſtetem Streit mit einander begriffener Männer, Caron und Marcara, gelang das wirklich nach und nach. In Surate gewährte ein Firman des Großmoguls den Franzoſen ausnehmende Begünſtigungen; in Maſulipatam erlangten ſie größere Vortheile, als den Holländern bewilligt worden waren:[4] ſie dachten ihren Handel

[1] Vgl. Charlevoix Histoire de la nouvelle France 388.

[2] Giuſtiniani: »Si pose in disputa, se doveva si abandonare o pure continuare a tenerla, tendando miglior sorte in nuovo convoglio. La continuatione fu resoluta.«

[3] Colbert a St. Romain: Corresp. adm. III, 419.

[4] Mémoire de Marcara in Francheville: Histoire de la compagnie des Indes 44.

im Bund mit den Portugiesen, die sich ihnen anschließen würden, bis nach China und nach Japan auszudehnen.

Eine nordische Compagnie ward errichtet, hauptsächlich um an dem Handel der Ostsee directen Antheil zu nehmen. In den Pächtern der Güter der Königin Christine, zu denen Gothland gehörte, einem Stockholmer Handelshause, regte sich die Idee, diese Insel wieder zum Mittelpunkt des baltischen Handels zu machen. Den Franzosen sollte erspart bleiben, nach Danzig, Riga, Narwa zu fahren: alle Waaren des Nordostens sollten sich in Gothland sammeln und hier die französischen oder die englischen Handelsleute erwarten.[1] Denn der Vermittelung der Holländer wollte man sich von allen Seiten entledigen.

Wie in Amerika, Ostindien, dem Norden, so stießen die Franzosen auch auf dem Mittelmeer mit den Holländern zusammen, welche mit den Küsten des osmanischen Reiches einen sehr vortheilhaften Verkehr trieben, den vortheilhaftesten mit Smyrna, und eben in Livorno oder Portolongone eine commercielle Ansiedlung zu gründen vorhatten. Colbert setzte sich ihnen mit einer levantischen Compagnie entgegen, die von allen seinen Handelsgesellschaften den besten Fortgang gewann.

Die früheren Handelsmächte waren dadurch emporgekommen, daß sie den allgemeinen Verkehr von einem Hafen, einer Küste, einem Land, zu den andern vermittelten; wie die italienischen Republiken, so die deutsche Hanse. Holland übertraf, absorbirte sie alle, indem es die Vermittelung zwischen den verschiedenen Welttheilen übernahm. Der Sinn der Franzosen war es nicht, und konnte es nicht sein, hierin mit ihnen zu wetteifern, die Waaren einer Zone nach der andern zu tragen.

[1] Pomponne an Colbert: Correspondance administr. III, 206.

Sie wollten vor allem ſich ſelbſt von dem Zwiſchenhandel ihrer Nachbarn befreien, den Gewinn, der dieſen aus dem Verkehr mit franzöſiſchen Producten oder Erzeugniſſen erwuchs, für ſich ſelbſt ziehen; in der Entwicklung der commerciellen Kräfte ſahen auch ſie jetzt einen Hebel ihrer politiſchen Macht.

Mit gewaltiger Hand griff der Staat in die Bahnen des freien Handels ein; um die commerciellen Kräfte des Landes von der Herrſchaft zu befreien, welche eine andere Nation, die dadurch politiſch mächtig wurde, über ſie ausübte, und derſelben eine concentriſche Richtung nach dem Innern des Reiches zu verleihen. Wer wollte eine allgemein gültige Theorie der Handelspolitik daran knüpfen? aber es war ein Standpunkt, welcher die Welt Jahrhunderte lang beherrſchen ſollte, großartig ergriffen und behauptet.

Ein Denkmal der umfaſſenden Beſtrebungen dieſer Zeit iſt der Canal des Südens. Der bloße Gedanke, einfach in einem einfachen Wort ausgeſprochen, das Mittelmeer mit dem atlantiſchen Ocean durch einen Canal zu verbinden, war fähig, den Ehrgeiz des Genius und der Thatkraft anzuregen. Man bildete ſich wohl ein, daß in Zukunft große Seeſchiffe ihren Weg von Oſten nach Weſten durch Languedoc nehmen, die Beſchwerlichkeiten der Meerenge von Gibraltar den Seefahrern erſpart werden würden. Ein Beamter, italieniſcher Herkunft, des Namens Riquet, der ſich von den Senkungen des ſchwarzen Gebirges und der Pyrenäen die genaueſte Kunde verſchaffte, unaufhörlich, wo er ſich auch befinden mochte, über die Ausführung brütend, kam endlich — es ſoll in St. Germain geweſen ſein — auf den entſcheidenden Gedanken, in welchem die Möglichkeit lag, das Werk zu vollziehen. Die Provinzialſtände von Languedoc, unfähig, von dem Unausführbaren, das ihnen

früher vorgeschlagen worden, das Ausführbare und Aechte zu unterscheiden, wiesen seine Vorschläge von sich. Colbert dagegen erkannte ihren Werth, schaffte das erforderliche Geld herbei, und stellte die Privatinteressen des Unternehmers sicher, der nun mit doppeltem Eifer an die Arbeit ging. Wie andre große Dinge, gelang auch dieses durch die einfachsten Mittel. Die benachbarten Bäche wurden nach der Stelle geleitet, von welcher die Gewässer nach beiden Seiten ihren Lauf nehmen, und den Canal nähren.[1] Riquet ward von einem jungen Mann unterstützt, der die Canalbauten von Harlem zu seinem besondern Studium gemacht hatte. Die überschwenglichen Erwartungen, die man an das Unternehmen knüpfte, wurden nicht erfüllt: aber für den innern Verkehr von Frankreich, namentlich der benachbarten ackerbauenden industriellen Districte, für das Leben von Languedoc ist das Werk von unschätzbarem Werth. Dem König wurde es zur größten Ehre gerechnet; von den Römern sei nicht einmal daran gedacht: von Carl dem Großen und denjenigen der Vorweser des Königs, die er am höchsten anschlug, Franz I. und Heinrich IV., beabsichtigt, sei es nun unter seinen Auspicien zu Stande gebracht worden. „Der König sprach," sagt Corneille, „die Berge wichen:" er erschien als der Herr von Land und Meer. Auch die tellurischen Verhältnisse wurden von den Gesichtspunkten der Macht erreicht und ihren Combinationen unterthan.

[1] »Une rigole étroite et tortueuse, deux lacs de mediocre grandeur, tels sont les moyens — qui servent à former et à maintenir de l'une à l'autre mer une rivière factice.« — Reboul Voyage bei Andreossy: Histoire du canal du midi 95.

Reformen der Justiz.

Am 30. Mai 1665 erklärte Ludwig XIV. in der Mitte seines Conseils, nachdem er seine erste Absicht, die Reform der Finanzen mit ziemlichem Erfolge durchgeführt habe, wolle er zur Ausführung eines zweiten großen Werkes schreiten, der Reform der Rechtspflege.

Zwei ganz verschiedene Seiten aber bot dieses Vorhaben dar.

Es gab noch Provinzen in Frankreich, wo die Rechtlosigkeit, welche einigen Epochen des Mittelalters einen so schlechten Ruf gemacht hat, fortwährend im Schwange ging, die erste Idee des Königthums, welche den alten Kapetingern, Ludwig dem siebenten und dem neunten vorgeschwebt hatte, noch nicht realisirt war, wo man noch nicht erfahren, oder es unter den Unordnungen der letzten bürgerlichen Kriegen wieder vergessen hatte, daß ein König im Lande walte. In einigen Provinzen gehörte es zum guten Ton, sich selbst zu helfen; Privatrache war an der Tagesordnung und häufig blieben die Mordthaten ungestraft; die Herrenrechte wurden mit leidenschaftlicher Gewaltsamkeit und Habgier geltend gemacht;[1] die Beamten der Justiz hatten entweder keine Autorität, oder sie gaben sich dazu her, die Schuldigen dem Gerichte zu entziehen. Der König selbst spricht aus, es gebe Bezirke, wo Gesetz und Gerechtigkeit verachtet werde, der Schwache keinen Schutz mehr gegen den Mächtigen finde, das Verbrechen nicht gestraft werden könne.

Besonders die von dem Mittelpunkt entfernten jurisdictionellen Bezirke des Parlaments von Paris waren wegen dieses

[1] Quid memorem, heißt es in einem Gedicht von Flechier,
Fraudatas operas inopum, quid dura potentum
Imperia et praedas turpes caedesque nefandas?

Unweſens verrufen, keiner aber mehr, als Auvergne, wo die Regungen des Adels gegen die Aufrichtung der unbedingten Staatsgewalt immer ſehr ſtark und lebhaft geweſen waren. Der König beſchloß eine jener außerordentlichen Gerichtsſitzungen daſelbſt halten zu laſſen: die man in Erinnerung an ein Inſtitut der alten Herzoge von Champagne große Tage nannte,[1] und die einſt, im Code Michaud, im Jahr 1629 gegen Gewaltſamkeiten und Unterdrückungen angekündigt waren. Es war eine Deputation des Parlaments in Paris, beſtehend aus ſechzehn Räthen, dem Präſidenten, dem ſtellvertretenden Generalprocurator und einigen andern Mitgliedern, die ſich im September nach Clermont in Auvergne begab, um hier in der Form feierlicher Aſſiſen, wie es Colbert in einem Schreiben an den Präſidenten derſelben, Novion, ausgedrückt hat, die Schuldigen zu züchtigen — die ſchlechten Richter ſelbſt eingeſchloſſen — dagegen den Guten beizuſtehen, und der Gerechtigkeit überhaupt Nachdruck zu verleihen.

Wir haben eine anmuthige und lebendige Schilderung dieſer Gerichtsſitzungen von Flechier, die vielleicht zu viel romantiſchen Anflug hat, und den Nebendingen eine überwiegende Aufmerkſamkeit widmet, in der doch aber auch die Hauptſache in ihrer Würde und in dem ganzen Eindruck zu Tage kommt, den ſie in der Welt machte.[2]

Vor allen andern war der Name Canillac wie in der Provinz ſo am Hofe verrufen: das erſte Opfer, das die Gerechtigkeit forderte, war der Vicomte de la Mothe de Canillac. Er war nicht der ſchlimmſte von allen, aber nach den Geſetzen

[1] Schäffner, Geſchichte der Rechtsverfaſſung Frankreichs, II, 416.

[2] Mémoires de Fléchier sur les grands jours de Clermont publiés par Gonod 1844.

hatte er den Tod verdient. Während des Krieges der Fronde, wo er die Waffen für den Prinzen von Condé trug, hatte er gegen einen andern Edelmann der Provinz, der ihm bei der Werbung von Truppen eine Treulosigkeit bewies, Gewaltthaten ausgeübt, bei denen ein Mord vorgefallen war. Dafür ward er, denn ein großes Beispiel sollte nun einmal gegeben werden, zum Tode verurtheilt. Der Gerichtshof selbst schritt fast mit Widerwillen dazu; auch im Lande regte sich einiges Mitgefühl: wiewohl de la Mothe keine politische Bedeutung hatte, so erinnerte man nicht ganz mit Unrecht an Biron und Montmorency: denn auch in ihm, wie in diesem, fiel ein Oberhaupt von großem Namen dem Begriffe der allwaltenden Gerechtigkeit zum Opfer.

Es ließe sich nicht aussprechen, welche Wirkung der erste Akt der Strenge in der Provinz hervorbrachte. Alles, was sich von der Eigenmacht der Gewalthaber gedrückt fühlte, athmete auf und erhob sich zu Anklagen gegen dieselben: das Volk war durch Monitorien, die man in den Kirchen verlas, dazu aufgefordert worden. Aller Orten setzte man die Angeklagten gefangen. Novion ist stolz darauf, daß er den Schwager seines Schwiegersohnes festgenommen hat; er will dadurch beweisen, daß er für Niemand Rücksichten habe, wo es den Dienst des Königs gelte. Das Ansehn der Gesetze ward in die Regionen der Berge getragen, wo man seit Jahrhunderten nichts davon wußte. Man bemerkte, daß jetzt das Erscheinen von Gerichtsboten mehr vermöge, als früher eine ansehnliche Machtentwickelung: die festesten Schlösser wurden ihnen geöffnet, Männer von stolzem Namen unter der Escorte eines einzigen Gefreiten nach Clermont gebracht. Nicht wenige wußten sich dem Gericht durch die Flucht zu entziehen, sie wurden als

Contumazirte verurtheilt. Bei 12000 Sachen sind angebracht, und verhältnißmäßig viele davon entschieden worden: oft mit größerer Milde, als man erwartete, denn nur darauf kam es an, der Gerechtigkeit wieder einen starken Arm zu verschaffen, damit ein Jeder fühle, daß ein Richter über ihm sei.

In den Bauern erweckte es ein plötzlich aufwallendes Selbstgefühl, daß der König sich ihrer annahm. Ihren Hut tiefer auf den Kopf drückend, fingen sie Streitigkeiten mit ihrem Edelmann an; sie forderten Besitzthümer zurück, welche ihre Vorfahren drei oder vier Menschenalter früher verkauft hatten: sie meinten, der König schätze keinen andern Stand so hoch, wie den der Bauern. Unter dieser Regierung war nicht zu fürchten, daß sie zu eigentlicher Ungebühr fortschritten; der Gerichtshof selbst nahm eines ihrer wichtigsten Anliegen, die Erleichterung der Frohndienste, in die Hand.

Auch in einigen andern Provinzen finden wir außerordentliche Gerichtssitzungen. Die Institute der Rechtspflege erschienen noch einmal als Stützen und Verbündete der königlichen Autorität.

Nun aber wissen wir wohl, daß sie mit derselben sich auch wieder im Gegensatz befanden. Indem das Königthum den Begriff des rechtlich geordneten Staates allenthalben zur Geltung zu bringen Bedacht nahm, hielt es doch zugleich die Gerichtshöfe selbst in strenger Pflicht.

Besonders eines von den im October 1648 gemachten Zugeständnissen wünschte das Parlament zu behaupten, das schon auf den Antrag der Stände von Blois bewilligte und damals erneuerte Verbot aller und jeder Evocation der vor seinem Gerichtsstuhl angebrachten Sachen. Und was schien billiger und vernünftiger zu sein, als eine von jedem Eingriff unabhängige

Rechtspflege? Aber der französische Staat meinte sie nicht gewähren zu dürfen. Colbert führte aus, daß diese Bewilligung sowohl früher als zuletzt ein der Krone auferlegter Zwang gewesen sei, den sie sich niemals habe gefallen lassen; er kam auch hier auf den Code von 1629 zurück, der das Recht der Evocation mit ausdrücklichen Worten festhielt; ein unzweifelhaftes, von den berühmtesten Juristen anerkanntes, mit der Krone verbundenes Recht der Könige sei es, Streitsachen von den Gerichten zu entziehen und selbst zu entscheiden.[1] Die Lehre Richelieu's, daß die gerichtliche Gewalt eine von der Krone ausgehende und aus den Händen der mit ihr Betrauten zurücknehmbare Autorität sei, war die Ueberzeugung des Königs und seiner Minister.

Einen eigenthümlichen Eindruck empfängt man von einem charakterisirenden Verzeichniß sämmtlicher Mitglieder der Parlamente des Reichs, worin von ihrer Gelehrsamkeit, ihrer Gemüthsstimmung, ihrem Vermögen und sonstigen Verhalten in kurzen und apodiktischen Notizen Bericht erstattet wird, das sich Colbert vorlegen ließ. Man sieht die Schwächen, welche die Robe verbarg: nicht so sehr den Einfluß, den ein jeder ausübte, als den, der auf ihn ausgeübt wurde, zuweilen von sehr unerwarteter Stelle her, die Mittel, durch welche alle diese Persönlichkeiten beherrscht werden konnten und beherrscht wurden.

Durch diese Menschlichkeiten fühlte sich die Regierung doppelt in ihrem Recht gegen die, welche sich dieselben zu Schulden kommen ließen. Sie wollte bereits damals nur noch

[1] Considérations, sur l'arrest concernant l'abus des évocations des procès à la personne du roi écrites de la main de Colbert. Depping III, 1.

von höheren Gerichtshöfen reden hören, nicht mehr von souveränen; denn dieser Titel bestärke nur den Wahn, daß der Richter königliche Verordnungen vernachläßigen dürfe: in dem Verfahren der Parlamente liege eine Anmaßung der legislativen Gewalt, die allein dem Fürsten selbst zukomme.[1]

Colberts Sinn war jedoch nicht, die Vorrechte der Parlamente auf einmal zu brechen: eine schwache Regierung, sagte er, würde dieß in plötzlichem Anlauf versuchen, aber dadurch in Gefahr gerathen, daß die folgende alles zurücknehme; eine starke Regierung verfahre mit Bedacht und gleichmäßiger Anstrengung, ohne zu viel Eifer zu entwickeln.

Unter den Mißständen der Rechtspflege fühlte man keinen so drückend, wie die große Menge entbehrlicher Beamten. Die öffentliche Stimme erhob sich aufs neue gegen die Käuflichkeit und Uebertragbarkeit der Stellen und forderte deren Abschaffung.[2] Dem König ward vorgeschlagen, die Auflage der Paulette sofort abzuschaffen, denn leicht könne er jetzt die davon aufkommenden Erträge entbehren. Colbert wollte jedoch so weit nicht gehen, weil es den Familien der Beamten verderblich werden könnte. Zunächst ward nur eine Herabsetzung des übermäßigen Preises der Aemter beschlossen, durch welche es leichter sein werde, sie bei vorkommenden Vacanzen zurückzukaufen und nach und nach so weit eingehen zu lassen, um die Corporation auf eine mäßige Zahl von Mitgliedern zurückzuführen: die Paulette sollte noch auf eine bestimmte Reihe von

[1] Projet de réforme dans l'administration de la justice par Colbert. Revue rétrospective, II, IV, 251.

[2] Wie es in einem handschriftlichen Aufsatz der Zeit: Moyens faciles, de soulager la France du pesant fardeau des procès (Bibliothek zu München) heißt: »supprimer universellement, indispensablement, irrévocablement la venalité des offices.«

Jahren bewilligt sein. Im Jahre 1666 verkündigte Ludwig XIV. in einer königlichen Sitzung, die mit allem gewohnten Gepränge gehalten ward, eine Bestimmung über diese Punkte, und ließ sie, zugleich mit einigen andern Decreten, die mehr in die Finanzen einschlugen, registriren. In andern Zeiten würde hierüber Alles in Feuer und Flamme gerathen sein. Und auch damals waren diese Regungen noch nicht ganz und gar gedämpft. In der Rede, mit welcher der Generalprocurator Bignon die Aufforderung des Kanzlers beantwortet, zeigten sich noch Spuren oppositioneller Auffassung; nach derselben ward noch einmal der Vorschlag gemacht, wie in den Tagen, die der Fronde vorangingen, die Kammern zu einer Deliberation über die gemachten Eröffnungen zu versammeln. Dieser Vorschlag, obwohl von dem ersten Präsidenten zurückgewiesen, hielt doch die Gemüther eine Zeitlang in Aufregung: der König wollte der Sache schlechthin ein Ende machen. Auf seinen Befehl berief der erste Präsident die Kammern zusammen und erklärte ihnen, daß der König jede Berathschlagung über die in der königlichen Sitzung registrirten Beschlüsse verbiete. Auf allen Gesichtern war Unmuth, Verdruß, Bestürzung zu lesen: niemand aber wagte seinem Gefühl Ausdruck zu geben: die Versammlung löste sich auf, ohne daß ein Wort gesagt worden wäre. Der Präsident Coigneur, der in jenem Berichte als ein stolzer, heftiger Mann geschildert wird, welcher über das Recht zu halten affectire, um sich Credit zu verschaffen, war der erste, der sich erhob, um hinwegzugehen: von den übrigen folgte dann einer nach dem andern. Sie unterwarfen sich und erwarteten das Weitere.[1]

Nicht allein aber über die Zahl der Beamten klagte man, sondern nicht weniger über die Zahl der Gesetze. Der Gedanke,

[1] Journal d'Olivier Ormesson. 12. Januar 1666, bei Chevrel. 50.

ſich von der hiſtoriſchen Rechtsentwickelung loszureißen und der neuentſtandenen Geſellſchaft neue Geſetzbücher zu ſchreiben, regte ſich ſchon damals mit Anſpruch und Ungeduld. Die Mangelhaftigkeit und Unanwendbarkeit der römiſchen Geſetze liege Jedermann vor Augen: würde es nicht beſſer ſein, dem Reiche ein durchaus neues Geſetzbuch zu verleihen?[1] Bis zu dem Aeußerſten wollte jedoch Colbert auch in dieſer Beziehung nicht fortgehn, ſondern nur die Uebelſtände heben, die er für die dringendſten anſah. Zu dieſem Zwecke ward ein Conſeil ernannt, in das man kein Mitglied des Parlaments, ſelbſt nicht den erſten Präſidenten Lamoignon aufnahm. Außer den Miniſtern des Königs beſtand es aus einer Anzahl von Staatsräthen und Requetenmeiſtern: einer von jenen, Puſſort, und vier von dieſen bildeten dann die eigentlich arbeitende Commiſſion, zu der noch ſechs Advocaten herbeigezogen wurden. Der Mann, von welchem, wenn nicht die Idee, doch die ganze Anordnung der Arbeit ausging, war Puſſort; der Onkel Colberts, deſſen rechte Hand in dem Proceß gegen Fouquet, eben ſo unermüdlich und unbeugſam, und in juridiſchen Dingen von nicht minderer Fähigkeit und Begabung, als jener in finanziellen. Zunächſt ward die Hand an eine Ordonnanz über das Civilrecht gelegt, welche die Verhältniſſe des Gerichtshofes ſelbſt nur wenig, und noch weniger die eigentliche Geſetzgebung berührte, vielmehr hauptſächlich nur das Verfahren betraf. Denn wie ein Dichter der Zeit es ausdrückt, den Harpyen ſollten ihre Klauen

[1] Moyens faciles: ne serait il pas bon, d'anéantir tout le vieux monde (code?) et rebatir un autre tout de neuf, de purger par un général incendie le royaume de tant de lois afin qu'il puisse passer d'une condition pénible et misérable à un état glorieux et plein de félicité. — Primo établir de nouveau une loy générale, uniforme dans tous les pays d'obéissance.

abgeſchnitten werden. Mag die Ordonnanz auch nicht die überſchwenglichen Lobſprüche verdienen, die man ihr damals gewidmet hat, ſo iſt doch unbezweifelt, daß ſie in der Sache ſelbſt ſo wie im Ausdruck ein großes Verdienſt hat; ſie hat dem franzöſiſchen Civilverfahren im Allgemeinen die Form gegeben, in der es ſeitdem geblieben iſt; im Weſentlichen hat ſie ſelbſt den großen Umſturz einer ſpätern Zeit überdauert. Wenn die verſchiedenen Artikel von der Commiſſion ausgearbeitet waren, legte man ſie dem Conſeil vor. Erſt in der Geſtalt, in der ſie aus dieſem hervorgingen, wurden ſie einer Deputation des Parlaments mitgetheilt, und hier in einer definitiven Verhandlung nochmals geprüft. Puſſort führte von der einen, Lamoignon von der andern Seite das Wort. Wie ſie hier zu Stande kamen, ſo überbrachte ſie der König ſelbſt am 20. April 1667 dem Parlament, um ſie regiſtriren zu laſſen.[1] Einige Oppoſition regte ſich auch dießmal, man ſprach ſogar abermals von einer Verſammlung der Kammern,[2] einer und der andere der Widerſtrebenden wurde mit momentaner Verbannung belegt. Später konnte die Verordnung durch einige nachträgliche Edicte, und hauptſächlich durch eine ausführliche Ordonnanz über das gerichtliche Verfahren in Criminalſachen ergänzt werden, die dann weiter keinen Widerſpruch fanden.

Nur ſehr uneigentlich könnte man dieſe Verordnungen als

[1] Ormeſſon bei Chervel 120.

[2] Umb nochmalen die Edicte und etliche Artikel des Codicis Ludoviciani (denn dieſe Bezeichnung des Code civil ward ſogleich verbreitet), zu überleſen. Miron ſagt: daß die Könige als Gottes Ebenbildniſſe öfters Gehör gegeben hätten den wiederholten Bitten. Er und die andern wurden dafür bannisirt, nicht weiter jedoch als auf ihre Landgüter. Die Nachricht findet ſich in dem Diarium Europäum XVII, 293. Vgl. Chervels Ormeſſon 50.

eine neue Gesetzgebung bezeichnen: sie betrafen weniger die Rechtsbestimmungen selbst, als den Proceß; aber es war schon etwas, daß es der Regierung, welche die Initiative ergriff, wirklich gelang, die mächtigen Corporationen zu einem mehr gleichförmigen, in den verschiedenen Zweigen zusammenhängenden Verfahren anzuhalten, sie überhaupt zur Unterordnung unter einen höhern Willen zu nöthigen.[1] Sie erfüllte damit zugleich ein unläugbares Bedürfniß und machte ihre höchste Autorität geltend.

Der König hatte nicht vergessen, welchen Widerstand das Parlament vor einigen Jahren ihm entgegengesetzt hatte: er befahl, die Acten von 1648 aus den Registern zu entfernen.

Der König erschien wieder als der Repräsentant und die Quelle des Rechtes und der Gerechtigkeit, so wie er das öffentliche Vermögen mit unbedingtem Geheiß verwaltete und der Mittelpunkt der industriellen und commerciellen Thätigkeit geworden war. Jede subalterne Selbstständigkeit, die sich ihm in den Weg stellen konnte, ward vernichtet oder unterworfen; oder schloß sich ihm in unbedingter Hingebung an, wie es besonders mit der Armee geschah.

Militärische Einrichtung.

Vorlängst war das Princip ausgesprochen, daß das Recht der Waffen ausschließend der höchsten Gewalt angehöre; doch war dasselbe den Menschen noch nicht so recht in Fleisch und Blut gedrungen.

[1] Der brandenburgische Resident Beck bemerkt (13. April 1667), man habe die Parlamente nur deßhalb noch herbeigezogen, „um ihre Approbation zu haben und den Gesetzen mit Einstimmung des Hauptes und der Unterthanen ihre vollkommene Kraft und Autorität zu geben."

In dem Adel, der die Armee erfüllte, herrschte noch die Meinung vor, daß ein Jeder sich vor allen an den halten müsse, durch den er seine Stellung erlangt hatte: persönliche Dankbarkeit erschien wie eine Pflicht der Ehre, selbst noch mehr als der militärische Gehorsam. Ludwig XIII. sprach einst seine Verwunderung aus, daß der Gouverneur einer Festung sich weigerte, sie ihm zu überliefern, denn er habe ihn doch eingesetzt: Puysegur machte ihn aufmerksam, daß er niemals eine Stelle auf Bitten eines Dritten besetzen dürfe, vielmehr in allen festen Plätzen Truppen, die nur von ihm dem König abhängig seien, einlegen sollte.[1] Ludwig XIII. hat dieß versucht, und wir sahen zuweilen, wie Anmaßungen der Gouverneurs an den Truppen scheiterten, denen der Gehorsam gegen den König höher ging; doch war die selbstständige Autorität der Befehlshaber mit nichten unterdrückt. Es war das Princip, das der Prinz von Condé verfocht, aber auch in der ihm gegenüberstehenden Armee machte es sich noch geltend. In den Gränzfestungen namentlich gewannen die Gouverneurs dadurch eine gewisse Unabhängigkeit, daß sie zugleich die Contributionen in den zu denselben gehörigen Bezirken eintrieben; das Factionswesen der bürgerlichen Unruhen und die zu dem auswärtigen Kriege erforderlichen Anstrengungen wirkten dazu zusammen, daß es noch immer Gouverneurs gab, welche mit der Regierung unterhandelten, statt sich ihr zu unterwerfen.

Auf ähnliche Weise gehörten den Generalen der im Felde stehenden Kriegsheere einige Truppenabtheilungen besonders an; noch bestanden die Compagnien der Gensdarmen, die entweder von einem Prinzen von Geblüt, oder von einem Marschall, oder von einem andern Herrn des Reichs abhängig,

[1] Mémoires de Puysegur 457.

vor den übrigen einen Vorzug ſelbſt im Dienſt verlangten, und die dann wieder unter einander über ihren Vorrang ſtritten.[1] Die alten Regimenter Infanterie, aus den Banden des ſechzehnten Jahrhunderts erwachſen, und regelmäßig eingerichtet, ferner die denſelben ſpäter hinzugefügten Regimenter, die man die kleinen alten nannte, bildeten den Kern der von dem König unmittelbar abhängigen Truppen und waren die Träger des militäriſchen Gehorſams; aber noch immer genoß der Oberſt der Infanterie, welcher die Officierſtellen beſetzte, einer Autorität, die der des Königs Eintrag that. Eine Armee im modernen Sinne war das bei weitem noch nicht.

Die beiden herrſchenden Cardinäle hatten vieles gethan, um ſie dazu umzuformen, aber eigentlich doch nur dahin ging ihr Beſtreben, jede andere Clientel auszuſchließen, ihre eigene zu gründen. Wohl kam dieſe der höchſten Gewalt nicht wenig zu Statten; wie ja die von Richelieu eingeſetzten Befehlshaber an der Grenze zuerſt zu Mazarin übergingen, und ſeinen Wiedereintritt in das Reich und damit den Sieg des Königthums bewirkten, aber es leuchtet ein, wie ſehr noch Alles mit ihrer Parteiſtellung zuſammenhing. Man hat erlebt, daß Mazarin Truppen, die von Ludwig XIII. in Sedan eingelagert waren, aus dieſem Platze entfernte, um ſie durch ſolche zu erſetzen, auf die er unbedingt zählen konnte. Vielleicht nicht alle, aber die meiſten Gouverneurs der feſten Plätze waren von ihm abhängig. Er war nicht allein Turenne's, ſondern bei weitem der meiſten Generale und damit aller Truppen perſönlich ſicher.

Auch in ſo fern bildete es für das Königthum ein großes Ereigniß, daß Mazarin keinen Nachfolger bekam. Das Princip

[1] Mémoires de Rabutin I, 103.

der unbedingten Autorität, das die beiden Cardinäle zugleich mit ihrer eigenen verfochten, ward jetzt von dem jungen König selber dargestellt; jene ganze Clientel verschwand oder warf sich zu seinen Füßen.

Nach dem Frieden wäre es nicht mehr an der Zeit gewesen, den Gouverneurs der Grenzplätze die Contributionen ihrer Bezirke zu überlassen; sie wurden jetzt auf einen bestimmten Gehalt, der ihnen regelmäßig bezahlt ward, angewiesen, die Garnisonen auf den Friedensfuß gesetzt, aus andern Truppen ergänzt, aus den königlichen Cassen regelmäßig besoldet.[1] „Einer der größten Schläge", so ruft der Venetianer Grimani aus, „welchen der König für seine Größe nur ausführen konnte. Jetzt wird es den Gouverneurs im Kriege und im Frieden gleich unmöglich, ihre Plätze für einen französischen Großen oder einen auswärtigen Feind zu behaupten, was sie bisher so oft zu ihrem Vortheil und zum Schaden des Königs gethan haben."

Unbesorgt konnte man nun die Gouverneurs der großen Provinzen aus den vornehmsten Häusern nehmen; so wie sie keine festen Plätze in ihren Händen hatten, in denen sie sich gegen den König vertheidigen konnten, vermochten sie für sich selbst nichts mehr: sie wurden nur die Vermittler des königlichen Willens.

Den unmittelbarsten Anlaß gab der Friedensschluß zur Entlassung einer großen Zahl von Truppen; aber dadurch gewann der König um so mehr freie Hand, die übrig bleibenden nach seinem Sinne einzurichten. Viele Officiere der aufgelösten

[1] Grimani: »cosa che rileva molto danaro e non si praticava per lo passato, perché stavano le truppe nelli quartieri d' inverno e nella busca della campagna.«

Regimenter traten in den militärischen Haushalt des Königs ein, der jetzt wie zu einem Seminar für die Führung der Truppen bestimmt wurde. Nur Mitglieder der königlichen Familie behielten jetzt noch Compagnien schwerer und leichter Reiterei; der König selbst hatte eine, deren Capitän er war, und die er zu seinen Garden schlug. Die Stelle eines Colonel der Infanterie schaffte er bereits im Sommer 1661 ab, da sie durch den Tod des jungen Epernon erledigt worden war: die Mestres de Camp, welche bisher an der Spitze der Regimenter gestanden, wurden alsdann sämmtlich zu Colonels befördert. Die Besetzung der Officierstellen hing fortan unmittelbar vom König ab. Den Regimentern, die er behielt, fügte er bald ein neues hinzu, dessen Officiere er aus der Compagnie Musketärs nahm, welche einst sein Vater gestiftet, und welche fast durchweg aus Leuten von vornehmer Herkunft bestand. Eben von diesem königlichen Regiment ist die Weiterbildung der französischen Infanterie vorzüglich ausgegangen.[1]

Im Jahre 1664 zählte die französische Infanterie 25,000 Mann, inbegriffen die schweizerische und die französische Garde, welche zu 9000 Mann angegeben wird; die Reiterei der Garde, die früher nur etwa 300 Männ ausgemacht, war auf 1700 Mann gewachsen und erschien nun in den Uebungslagern wieder als ein besonderes Corps; die gesammte Artillerie wird auf 7000 Mann angegeben. So lagen doch bereits die Verhältnisse, daß so viele Truppen zur Besetzung der Festungen und zur Aufrechterhaltung der innern Ruhe des Landes unentbehrlich erschienen.

Als die Zeiten kriegerischer wurden und die wiederhergestellten Finanzen die Mittel dazu darboten, neue Regimenter

[1] Daniel: Histoire de la milice française II.

zu errichten, ernannte Ludwig vorzugsweise die, welche sich seinem militärischen Haushalt angeschlossen hatten, zu Officieren derselben, mit Vorbeigehung derjenigen, die nach Hause gegangen waren. Die vacanten Stellen besetzte er mit jungen Edelleuten, die er, wie er sagte, zu bilden beabsichtigte, um sie später als seine eigenen Schüler in allen Corps anzustellen. Die Colonels nahm er gern aus dem Adel seines Hofes, weil dieser allein die Mittel hatte mit dem erforderlichen Glanz aufzutreten, und zugleich den Eifer, dem König zu dienen und zu gefallen, unter den Menschen ausbreitete.

Mit vieler Schärfe haben sich Edelleute von altem Schrot und Korn über diese Einrichtungen beklagt, als über eine Schule der Knechtschaft, denn erst habe Jeder, von welcher Herkunft er auch immer sein mochte, gleichsam ein Noviciat bestehen müssen, dann sei eine noch längere subalterne Stellung gefolgt; die Erlaubniß, sich die Stelle eines Colonel zu kaufen, habe von dem König abgehangen; nach dem Datum des Patents hierüber habe sich dann das fernere Aufsteigen im Dienst gerichtet. Noch immer suchte der französische Adel seine Ehre ausschließend im Kriege: aber für die freie und eigenmächtige Waffenübung der früheren Jahrhunderte gab es in den spätern keinen Raum mehr; nach und nach mußte sich alles dem Dienst des Königs widmen, der jetzt die Mittel besaß, die sein Großvater so schmerzlich entbehrt hatte, seine Truppen zu besolden und eben hierauf gestützt den Bedingungen regelmäßiger Kriegsordnungen zu unterwerfen. „Es gibt keinen Edelmann," sagt einer unserer Venetianer, „der nicht Soldat wäre:[1] ohne Rücksicht auf Bequemlichkeit oder Vortheil suchen sie den Krieg,

[1] »L'applicatione sola di chi è gentilhuomo è palla d'armi.« Morosini 1671.

wo sie ihn immer finden; ihr vornehmster Wunsch ist, sich Beifall zu erwerben, vor allem den ihres Fürsten."

Drittes Capitel.

Der König in den ersten Jahren der Regierung.

In den Berichten der Gesandten, deren Aufmerksamkeit auf den emporwachsenden Fürsten gerichtet war, findet man wenigstens einige Notizen über den Eindruck, den er in den Jahren seiner Jugend machte.

Schon in seinem zehnten Jahre fiel nach dem Berichte Nani's der Ernst und die Würde seiner Erscheinung auf; er schien sich zur Melancholie zu neigen: man hielt für möglich, daß er menschenscheu, vielleicht selbst einmal grausam werden könnte.

Er war funfzehn Jahre alt, als eines Tages der venetianische Gesandte Michel Morosini in der Unterhaltung mit ihm absichtlich, um sich einen Begriff von seinen Fähigkeiten zu verschaffen, das Gespräch auf öffentliche Angelegenheiten brachte. Er bemerkte, daß in seinem Geiste etwas keime und lebe, und glaubte alles Gute voraus sagen zu dürfen. Besonders von den Grundsätzen der katholischen Kirche und von der Nothwendigkeit, sie zu stützen, zeigte sich Ludwig XIV. durchdrungen. Man hörte, daß er den Sitzungen des Conseils mit Aufmerksamkeit beiwohne, zuweilen eine eigene Meinung äußere, ohne jedoch darauf zu bestehen, von denen, die mehr wußten, sich belehren ließ und den Dingen weiter nachfragte.

In seinem achtzehnten Jahre erschien er jedoch von Geist

und Charakter noch wenig ausgebildet: man wußte nicht, ob er nicht einſt eben wie ſein Vater die Regierung in die Hände eines Andern werde fallen laſſen.[1] Wie ſchon ſeit einigen Jahren ſein vornehmſtes Vergnügen in militäriſchen Uebungen beſtand, in Aufrichtung und Eroberung kleiner Caſtelle, Anwendung der Feuerwaffe, ſo ſchien er nach nichts als nach Waffenthaten und Kriegsruhm zu verlangen.

Von jeher ward ſeine dem Alter entſprechende Schönheit bewundert, damals auch ſeine Fertigkeit in allen körperlichen Uebungen, — wie er nach der Sitte der Zeit ſein Ballet tanze, ſein Pferd tummle, — ſeine jugendlich aufblühende Mannesкraft. Von ſinnlichen Ausſchweifungen hielt er ſich noch einige Jahre ſpäter vollkommen frei. Dem Papſt Alexander, der darnach fragte, ward im Jahre 1659 wie es ſcheint mit gutem Grunde verſichert, der junge Fürſt ſei noch ſo rein, wie er aus der Taufe gehoben worden.[2] Auch für geiſtig unbedeutend hielten ihn Die nicht mehr, die ihm nahe ſtanden. Daß er die Autorität des Cardinals nicht ſchmälerte, galt nicht mehr für einen Beweis von Unfähigkeit, ſondern von Vertrauen und Hingebung. Man ſetzte voraus, daß er den Anweiſungen, die er von demſelben erhielt, einſt durch ſeine Regierung Ehre machen werde.

Nur das erwartete man nicht, daß er den Fleiß haben oder die Zeit finden dürfte, die zur Erledigung der Geſchäfte erforderlich ſei. Aber es gehörte zum Ehrgeiz des Königs, auch in

[1] Sagredo: »vogliono che egli habbi un ascendente prospero, come altresi un naturale simile del padre, assai proclive a lasciarsi reggere dal favorito.« Auch Sagredo klagt über die Vernachläſſigung ſeiner Erziehung: »non è coltivato da alcuna scienza.«

[2] Duneau in Champollions Retz: 587.

dieſer Beziehung die Meinung, die man von ihm hatte, nicht allein zu erreichen, ſondern zu übertreffen. Er richtete ſich ſeine Woche ſo ein, daß er Montags, Donnerstags, Freitags zweimal, Dienstags und Sonnabends einmal Sitzung mit ſeinen Miniſtern oder auch ſeinen juridiſchen und geiſtlichen Rathgebern hielt; nur Mittwoch und Sonntag hielt er ſich zu einem Ausflug nach Verſailles oder einer andern Erholung frei. Aber er fand auch Zeit zu militäriſchen Uebungen in der Nähe der Stadt, zu öffentlichen und privaten Audienzen, zum Empfang und zur Beantwortung zahlreicher Bittſchriften. Daß die päpſtlichen Schreiben, welche bei ihm eingingen, in lateiniſcher Sprache abgefaßt waren, ließ er ſich einen Anlaß ſein, denn er glaubte ſie ſelbſt leſen und verſtehen zu müſſen, ſeinen alten Lehrer Pereſire noch einmal herbeizurufen und die abgebrochenen Uebungen in der lateiniſchen Sprache wieder aufzunehmen.[1] Alle ſeine Kräfte, ſeine ganze Thätigkeit widmete er der Erfüllung ſeiner Pflicht.

Ob das nun aber reines Pflichtgefühl war, oder nur lebendig angeregter Ehrgeiz? ich denke, ausſchließend weder das eine noch das andere.

Welche Gefühle konnte ein Fürſt in ſich tragen, deſſen Jugend mit Stürmen, wie er ſie erfahren hatte, erfüllt geweſen war. So weit ſein Gedächtniß in ſeiner früheſten Kindheit zurückreichte, hatte er ſich ſelbſt als den von Gott beſtimmten Vertreter aller weltlichen Autorität im Reiche betrachtet, von allem Widerſtreben ſich perſönlich beleidigt gefühlt. Waren es nicht eben die in Perſon von ihm in feierlichen Sitzungen ausgeſprochenen Anordnungen, gegen welche

[1] Grimani: »Si è applicato ad apprendere maggiormente la lingua latina, in che spende alcuna ora del giorno.«

ſich die Fronde erhob? Er hatte einſt, um Aergerem zuvorzukommen, ſeine Hauptſtadt bei Nachtzeit verlaſſen müſſen; ein andermal hatte man die Gardinen ſeines Bettes weggezogen, um die in das Palais Gekommenen, die ihn nicht noch einmal fliehen laſſen wollten, von ſeiner Anweſenheit zu überzeugen, ſeine Mutter hatte ihn unter Gebet für ſeine legitime Autorität in den Kampf mit den Prinzen geführt; er hatte der Schlacht zugeſehen, welche für dieſelbe vor den Thoren von Paris geſchlagen wurde; dann hatte er in dem ſpaniſchen Kriege, der zugleich zur Wiederherſtellung der Macht im Innern geführt wurde, ſelber die Waffen getragen, Stenay dem Prinzen von Condé abgewonnen. Wie ſollte ihm irgend etwas mehr am Herzen liegen, als dieſen ſo perſönlichen Kampf nun vollends durchzuführen, alle die zu unterwerfen, welche ſich ſeinem Gebot zu entziehen getrachtet hatten; ſein fürſtliches Selbſtgefühl dürſtete nach dieſer Genugthuung. Er war in der glücklichen Lage, ſich dabei nicht als ein Zwingherr vorkommen zu müſſen, denn nach ſo viel widerwärtigen Unruhen ſahen die Franzoſen jetzt in der Herſtellung einer geſetzlichen Herrſchaft ſelbſt ihr Heil. Im Gegenſatz mit den Verkündigungen der Fronde kam nunmehr bei ihnen die Doctrin von dem leidenden Gehorſam auf, nach welcher es dem Volke, auch wenn es von ſeinem Fürſten Unrecht leidet, darum doch nicht freiſteht, die Waffen gegen ihn zu ergreifen, weil dieß noch viel größere Uebelſtände hervorbringen würde; einen Fürſten dürfe man nicht nach den Regeln des Privatlebens richten; man werde einen Strom nicht trocken legen wollen, weil er ſich zuweilen über ſeine Ufer ergieße.[1] Und auch dahin ging die

[1] Silhon: Le ministre d'état p. III, ch. VIII, 287. »Il faut

öffentliche Meinung, daß der König ohne Günſtling noch allwaltenden erſten Miniſter regieren müſſe. In ausführlichen Anmahnungen ward Ludwig gewarnt, es nicht dahin kommen, keinen Sejanus, keinen Alvarez de Luna über ſeine Beſchlüſſe Herr werden zu laſſen;[1] es wäre beſſer, er würde ein Tyrann über ſein Volk als ein Sclave Anderer. Den jungen Fürſten beſeelte ohnehin ein tiefer Widerwille gegen ein ſolches Verhältniß. Sein Herz ſchlug ihm, wenn er beim Studium der franzöſiſchen Geſchichte auf die Hausmeier unter der erſten, oder die von ihrer Unthätigkeit hergenommenen Beinamen einiger Könige der zweiten Dynaſtie kam. Welchen Sinn hatte es auch, die Monarchie herſtellen zu wollen, ohne den Monarchen? Denn hier vor allem iſt zur Ausbildung der Gewalt auch ihr Träger erforderlich. Ein ſelbſtherrſchender König war nothwendig; durch den Sieg war es Ludwig XIV. geworden; er nahm ſich vor, ein König zu ſein wie er ſein müſſe. Er beſaß von Natur die zum Geſchäft der Regierung erwünſchteſten Eigenſchaften, richtigen Verſtand, gutes Gedächtniß, feſten Willen. Er wollte nicht allein ein weiſer oder ein gerechter oder ein tapferer Fürſt ſein: nicht allein vollkommen frei von fremdem Einfluß, unabhängig im Innern, gefürchtet von ſeinen Nachbarn, ſondern alle dieſe Vorzüge wollte er zugleich beſitzen. Er wollte nicht allein ſein, noch viel weniger blos ſcheinen, er wollte beides: ſein und dafür gelten was er war. Aus einigen handſchriftlichen Aufzeichnungen, die von ihm übrig ſind, erkennt man, wie ſehr ihm dieß am

croire que la première puissance n'entre pas légitimement dans le train de la vie civile.«

[1] Balzacs Discours VII. im Ariſtipp iſt ausdrücklich hiegegen gerichtet.

Herzen lag. Eine der Regeln, die er ſich vorſchreibt, iſt: nie einen Beſchluß in der Eile zu faſſen, denn ein ſolcher würde der Reife entbehren; eine andere: niemals ſchmeichleriſchen Hoffnungen zu vertrauen, denn unter dem Einfluß derſelben handle man ſchlecht, und rede nicht beſſer;[1] eine dritte: alles was er zu ſagen habe, vorher zu erwägen, um Reputation zu gewinnen und zu behaupten. Wenn man ihn im Felde, hauptſächlich bei den Belagerungen mitten unter mörderiſchem Kugelfeuer die vollſte Ruhe behaupten ſah, ſo zweifelte man wohl, ob das natürlicher Furchtloſigkeit oder vielleicht der Erwägung zuzuſchreiben ſei, daß nur eine ſolche Haltung ihm bei dem tapfern Adel und in der kriegliebenden Nation Anſehen verſchaffen werde. Seine natürliche Gelaſſenheit ward durch das Gefühl des für ihn an ſeiner Stelle Geziemenden geſtärkt. Die Damen des Hofes beklagten, daß er den erhabenen Gaben ſeines Geiſtes nicht den freieſten Lauf laſſe; — ſie würden dann noch glänzender erſcheinen — daß er ſein Selbſt allzuſehr in die Schranken der Majeſtät einſchließe. Aber er wollte nicht glänzen für den Augenblick, ſondern Eindruck machen auf immer. Seine Worte ſollten nur gereifte Ueberzeugungen würdig ausſprechen.[2] Im Geſpräch mit ihm ſollte man erkennen, daß er die Sachen, um die es ſich handelte, vollkommen verſtehe, die Menſchen, die dabei gebraucht

[1] »Se garder de l'espérance: mauvais guide.« Aus den Dictaten Ludwigs XIV. in der Note sur les mémoires de Louis XIV. in Noailles Mme. de Maintenon II, 249.

[2] J. Boſſuet: »La noblesse de ses expressions vient de celle de ses sentimens et ses paroles précises sont l'image de la justice qui règne dans ses pensées.« (Oraison funèbre de Marie Thérese.) Grimani: »Parla non con prolissità ma aggiustatamente e con parole le più proprie.«

wurden, kenne, durchſchaue; er ſagte eben was er ſagen mußte, nicht mehr, nicht weniger. Was er ſich anfangs als Geſetz aufgelegt haben mochte, ward ihm durch Gewöhnung gleichſam Natur. So hatte er ſeinen an ſich kräftigen Körper durch Mäßigkeit und unabläſſige ſtrenge Leibesübung, die bisher ſein einziges Vergnügen geweſen war, noch kräftiger gemacht; er brachte den ganzen Tag zu Pferde zu, ohne Hitze oder Kälte zu ſcheuen, ohne Ermüdung an ſich ſpüren zu laſſen; zu jeder Stunde konnte er ſchlafen oder ſpeiſen; Anſtrengung und Genuß ſchienen ihm ein Spiel zu ſein. Nie hätte er einer Gemüthsbewegung über ſich Raum gegeben, nicht einmal der Freude, geſchweige denn der Traurigkeit oder dem Schrecken; von Launen ließ er ſich nicht anwandeln.[1] Er war voll Rückſicht im Umgang, namentlich gegen die Damen, auch gegen Frauen geringſter Herkunft; verbindlich ſelbſt gegen die, denen er etwas abſchlug, erfinderiſch, um eine Gnade, die er erwies, durch kleine Aufmerkſamkeiten noch angenehmer zu machen. Niemals erlaubte er ſich einen anzüglichen Scherz, viel weniger hätte er einem Andern einen ſolchen geſtattet. Bemerkte er etwas Ungeziemendes, ſo liebte er nicht darauf zu achten, ließ aber nach der Hand eine Warnung ergehen. Er war verführeriſch, hinreißend, wenn er es ſein wollte, in demſelben Grade aber ſchrecklich, wenn er zürnte. Denn auch zu zürnen hielt er für königlich. Seine Stirn war, wie man ſich ausdrückte, mit dem Blitz bewaffnet.

Man ſtaunt ihn an, wie Boſſuet ſagt, und fühlt ſich

[1] Giuſtiniani: »Le sue inclinazioni e divertimenti sono stati sempre l'armi la caccia la danza e li cavalli —; pare la natura habbia in esso studiato di produrre un huomo che per legge di essa più che per quella del regno habbia a dominare a quei popoli.«

von ihm angezogen, man liebt ihn und fürchtet ihn. Eine hohe Geſtalt, von jener Schönheit, die in dem Ebenmaß aller Glieder beſteht, und Jedermann in die Augen fällt; die braune, beinahe bronzene Farbe ſeines Geſichts, das durch die Kinderblattern, deren Spuren es trug, doch nicht verunſtaltet war, ſtimmte zu dem Ausdruck der Energie, die ſein ganzes Weſen athmete. In den mancherlei Bildern, die von ihm übrig ſind, erſcheint das Gefühl der Macht, — mit nichten eigentlich ſelbſtherriſch, was ihr nicht entſpräche, ſondern wo ihr gehuldigt wird, theilnehmend, wo ſie über beſiegte Feinde triumphirt, beinahe bedauernd, — aber immer unverkennbares Selbſtgefühl; die Mühe des Befehlens nimmt man nicht mehr wahr; alles gehorcht und beugt ſich von ſelbſt. Wie der venetianiſche Geſandte Giuſtiniani ſagt, es ſchien als ſei es die Abſicht der Natur geweſen, in Ludwig XIV. einen Mann hervorzubringen, der durch perſönliche Vorzüge wie durch das Landesgeſetz der König dieſer Nation ſein ſolle.

Wollte man unter abſoluter Monarchie eine ſolche Staatsgewalt verſtehen, wo jede Exiſtenz von dem Dafürhalten des Fürſten abhängt, alle Kräfte deſſelben von ſeinem unmittelbaren Gebot beherrſcht werden, wo dem höchſten Willen nur die gleiche und unbedingte Unterwürfigkeit Aller gegenüberſteht, — eine ſolche war die Monarchie Ludwigs XIV. nicht.

Es iſt auffallend, daß auch dieſer König, wenn gleich in viel minderem Umfang als Carl VII., Heinrich IV., doch nicht ohne Analogie mit ihrem Beiſpiel für rathſam hielt, einige der vornehmſten Großen des Reiches durch anſehnliche Geldzahlungen ſich zu verpflichten. Seinem Bruder Philipp — dem Stammvater des Hauſes Orleans — gewährte er mit nichten eine durch Gouvernements und fürſtliche Rechte

ausgezeichnete Stellung, wie sie früher den Brüdern des Königs zu Theil geworden war: aber er gab ihm außer einer guten Apanage auch noch eine Pension von einer halben Million, die seinen Gehorsam fesselte. Wie oft hatten Prinzen in dieser Stellung — in den alten wie in den neuesten Zeiten — die Ruhe des Reiches gestört; Philipp von Orleans war vollkommen unterwürfig. So erhielt auch der Prinz von Conti eine Pension und dessen Gemahlin eine noch reichlichere. Auf einer zufällig erhaltenen Liste finden sich die Namen des Herzogs und der Herzogin von Bourbon, der Prinzen de la Roche sur Yon, der Grafen von La Marche; reiche Geschenke wurden Jahr für Jahr ausgetheilt; an der Tagesordnung sind Geldanweisungen, deren Bestimmung dem Schatzmeister verborgen blieb.

Die ursprüngliche Absicht und das ergriffene Princip mußten dahin führen, die Erblichkeit und Käuflichkeit der Aemter völlig abzuschaffen; wie gewaltsam aber auch vorgeschritten ward, unendlich weit blieb man von dem vorgesteckten Ziele entfernt. Trotz aller Reductionen blieben noch mehr als 45,000 Aemter, welche einen Kaufpreis von mehr als 400 Millionen darstellten. Die Besoldungen, welche der Staat dafür zahlte, waren unbedeutend, das Einkommen aber, das durch die Gefälle entstand, überaus ansehnlich, und nur einen geringen Theil davon empfing der Staat durch das Droit annuel zurück. Nicht allein aber die Aemter der Justiz und Finanz, auch die Beamtungen im königlichen Hause, die Officierstellen in der Armee wurden gekauft; man hat berechnet, daß diese mit jenen zusammen gegen 800 Millionen Kaufpreis tragen konnten; alles Gelder, die in dem allgemeinen Handelsverkehr besser hätten verwendet werden können, und durch deren Annahme die regelmäßige Staatsgewalt sich gleichsam Schranken

zog; sie hielt für nöthig, ihre Diener durch den Vortheil ihrer Familien an sich zu fesseln.

Von allgemeinen Ständen war nicht die Rede, aber nicht ohne eigenthümliches Leben waren die Provinzialstände, welche immer die Aufmerksamkeit der Regierung forderten.

Ein Beispiel ist Languedoc, wo die Verordnung Richelieu's, welche die Stände zwar bestehen ließ, aber ihnen das Steuerbewilligungsrecht entzog, in den Unruhen der Fronde widerrufen worden war.[1] Die Regierung machte einen Versuch sie zu erneuern, stand aber aus mancherlei Gründen davon ab. Die Stände von Languedoc traten in die Gerechtsame zurück, welche sie vor Richelieu ausgeübt, hatten und immer knüpften sich lebhafte provinziale Bewegungen an ihre Zusammenkünfte. Die Capituls von Toulouse stellten die populäre Partei dar; die hohe Geistlichkeit und der Adel hielten sich meistens an die Krone, doch bedurfte es in der Regel noch der Einwirkung der Regierung auf die einzelnen Mitglieder, wenn sie mit ihren Anträgen durchdringen wollte. Durch Geldgeschenke und persönliche Begünstigungen erlangte sie dann in der Regel reichlichere Beisteuern, als ihr nach den Festsetzungen Richelieu's bestimmt waren.

Die ministerielle Correspondenz über die Verhältnisse der Provinzialstände bietet übrigens nicht viel Erfreuliches. Man nimmt da nur immer ein Widerstreben localer und persönlicher Interessen und beschränkter Auffassung gegen überlegene Einsicht und umfassende Gesichtspunkte wahr. Um ihre ganze Wirksamkeit zu übersehen, müßte man freilich noch die Acten der Versammlungen vor sich haben. Die Thatsache ist, daß provinzialständische

[1] Extrait du registre de la session des états de Languedoc; tenue en 1659 bei Depping Correspondance administrative I, 13.

Verfaſſungen in einem Theile des Reiches in voller Wirkſamkeit beſtanden; in den neu eroberten Provinzen, wie unter anderm in Artois, wurden ſie aufrecht erhalten und anerkannt.

Indem Alles den Monarchen und ſeinen Beſtrebungen huldigte, waren doch die antimonarchiſchen Meinungen nicht erſtickt. Noch einmal iſt die Aeußerung vorgekommen und dem König hinterbracht worden, die beſte Verfaſſung für Frankreich würde eine Theilung des Ganzen in verſchiedene Provinzen ſein, deren ſich jede für ſich ſelbſt regiere; die Monarchie tauge nicht für Frankreich. Andere gab es, welche mit richtigem Gefühl den Frieden von Vervins für angemeſſener hielten, als den weſtphäliſchen und den pyrenäiſchen, ſo vortheilhaft dieſe für Frankreich waren; denn nur im Gefolge der gelungenen Eroberungen ſei es zu einer ſo großen Ausdehnung der monarchiſchen Gewalt gekommen. Man nannte ſie in der gelehrten Converſation die Pompejaner.[1] Die Facultät von Angers hat ein Buch verdammt, in welchem die Entſtehung des Staates aus der Herrſchſucht und Gewaltſamkeit der Menſchen gegen einander hergeleitet wurde; Fürſten und Magiſtrate ſchienen nur da zu ſein, um das Volk dieſen Leidenſchaften zu opfern.[2] Dem König ſelbſt iſt einmal eine Kundgebung des Haſſes in wildeſter Form entgegengetreten. Ein Menſch aus der Auvergne, der die zum Beweiſe ſeines Adels geforderten Documente nicht herbeiſchaffen konnte, brach, als der König auf ſeine Vorſtellungen darüber nicht einging, in den Ausruf aus, der Same Ravaillacs ſei nicht untergegangen.[3] Man kann denken, daß

[1] Guy Patin III, 491, 593.

[2] Argentré Collectio judiciorum III, 2, 340.

[3] »Che la razza di Ravigliac non era ancora estinta.« In Giuſtiniani's Relation von 1668, wo ich allein dieſe Berichte finde.

er dafür büßen mußte. Ein andermal ward eine Frau, der er eine Bitte abschlug, beleidigend gegen ihn, und als sie dafür bestraft werden sollte, rief sie mit heftigem Gebahren das Volk zum Beistand auf. Der König, dem man hierauf den Rath gab, seine Audienzen lieber auszusetzen, folgte demselben doch nicht, es hätte ihm unwürdig geschienen.[1]

Vereinzelte Kundgebungen, die aber das Dasein eines unbezwungenen unversöhnten Elementes in der Tiefe der Nation beweisen: die Religion des Königthums herrschte, aber sie fand noch Widerstrebende. Zur völligen Durchführung der monarchischen Idee gehörte die allenthalben sichtbare, alles umfassende, in alles eingreifende Thätigkeit des Königs und der Glanz seiner Erscheinung.

Unter den Momenten, welche ihren Sieg beförderten, ist keiner von größerem Einfluß, als die übereinstimmende Tendenz der Geistlichkeit.

Nicht als hätte sich der französische Clerus dem Königthum geradehin untergeordnet. Er hat dem König durch den Mund von Deputirten, die dem Hofe selber angehörten, zu erkennen gegeben, daß seine Vorrechte so alt seien oder wenig jünger als die der Krone, daß der König, so vollkommen auch seine Souveränetät sein möge, doch die geistlichen Privilegien nicht antasten werde; sie seien nicht auf Menschenwillkür, sondern auf die Religion gegründet, ihr Princip sei ein göttliches. So erkannte auch der König an, daß die ansehnlichen Geldsummen, die der Clerus von Zeit zu Zeit ihm

[1] Das war Sr. Majestät neue Ordnung, alle Dienstag offene Audienz zu geben und Klagen und Supplicationen selbst anzuhören und zu richten, umb solchergestalt aller Welt zu zeigen, daß seine Person allein den gesammten französischen Staat regieren thäte. Diarium Europ. XVII, 255.

bewilligte, ein freies Geſchenk ſeiner Ergebenheit ſeien; wenn ſeine Beamten entgegengeſetzte Anſichten behauptet hatten, ſo eilte er dieſelben von ſich abzulehnen. Woran ihn in jeder andern Beziehung das Selbſtgefühl verhindert haben würde, das war ihm in dieſer durch den Begriff der Religion, der er ſich mit Vergnügen unterordnete, ſogar geboten. In den Unruhen der Fronde hatte der Clerus nach kurzem Schwanken gemeinſchaftliche Sache mit der Krone, namentlich auch gegen das Parlament gemacht. Die Beſchlüſſe, durch welche dieſer Gerichtshof den Cardinal Mazarin verurtheilte, hatten das Corporationsgefühl des Clerus aufgeregt, der eine ſolche Anmaßung der weltlichen Gerichtsbarkeit unerhört fand; ſelbſt bei dem Verbrechen der beleidigten Majeſtät habe der König einen Biſchof doch nie anders als durch geiſtliche Richter zur Rechenſchaft gezogen. Was die Krone ſelbſt ſpäter gegen Retz verfügte, erregte lange nicht einen ſo heftigen Widerſpruch, da ihre Anordnungen mehr politiſcher als jurisdictioneller Natur waren, und die Regierung zuletzt auch ſelbſt den auf dem geiſtlichen Begriff beruhenden Forderungen des Clerus Rechnung trug. Wenn bei den Streitigkeiten zwiſchen den geiſtlichen und den weltlichen Gerichten die Frage entſtand, welchem Theile der König ſich förderlich erweiſen ſollte, ſo zweifelte er keinen Augenblick, daß der Vorzug der Geiſtlichkeit gebühre. Die Bewilligungen des Clerus erwiederte er mit Zugeſtändniſſen, die, wie die Ausdrücke, in denen ſie ertheilt wurden, zeigen, ihm zuweilen faſt ſelbſt über das Maß deſſen, was der ſouveränen Gewalt angemeſſen ſei, hinauszugehen ſchienen.[1]

[1] Discours de Mr. d'Aligre 19. Mai 1665. S. M. vous remet et à vos officiers une partie de sa jurisdiction ordinaire, par

Die Geiſtlichen führten ihm zu Gemüthe, daß der Gehorſam, den das Volk ihm leiſte, ihren Ermahnungen zuzuſchreiben ſei; durch ſie allein werde es unterrichtet, welche Ehrfurcht und welchen Dienſt es dem Fürſten ſchuldig ſei, daß Gott von den Unterthanen unbedingte Treue fordere. Wie ſeit dem Concordat alle Könige, ſo hatte Ludwig XIV. freie Hand über die Beſetzung der Stellen. Er verwaltete dieß Recht in dem Gewiſſensrath, den er ſich aus ſeinem alten Lehrer Peréfire, ſeinem Beichtvater Annat und einem oder dem andern hohen Geiſtlichen, deſſen er ſicher war, z. B. dem Erzbiſchof Marca, zuſammenſetzte. Das vornehmſte Geſchäft deſſelben war, die Eigenſchaften des zur Beſetzung einer vacanten Stelle in Betracht kommenden Candidaten zu erwägen. Von allen äußeren Rückſichten hatte man ſich aber noch immer nicht losgemacht. Bei Vergebung der Abteien ſah man gern auf geleiſtete Dienſte; bei Beſetzung der Biſthümer war es wenigſtens der Grundſatz, den geiſtlichen Eigenſchaften den Vorzug zu geben. Eine große Entſagung gehörte für die Biſchöfe dazu, wenn ſie ihre Blicke nicht unaufhörlich auf den Dienſt des Königs richten ſollten, von welchem ihnen jede Beförderung und Ehre kommen konnte. Daß der König ihre Prärogative ſchützte und mehrte, brachte eine allgemeine Befriedigung hervor, und befeſtigte ihre Ergebenheit, welche in Zeiten wie dieſe, wo die Geiſtlichen ſich der Religion mit Eifer annahmen, unfehlbar eine große Wirkſamkeit auf die Menſchen ausüben mußte.

Ein anderes Moment bot der Hof dar, an welchen alles ſich anſchloß, was durch Geburt oder Rang ein höheres

conséquent de son autorité, dont les souverains sont et doivent être communément fort jaloux. Procès verbaux IV, 893.

Anſehen im Reiche beſaß. Unter Mazarin, der mancherlei Freunde bedurfte, hatte man, offene Schmeichelei mit verſteckter Drohung verbindend,[1] Gnaden gefordert; wie ganz anders unter dem König. Ohne dazu aufgefordert zu ſein, nach ſeinem Ermeſſen, ſeiner Wahl wollte er ſeine Gnadenbeweiſe ertheilen; er war nicht ſparſam damit, aber von ihm allein hing alles ab. Ein großes Ereigniß war es, als der König ſich entſchloß, die erledigten Stellen des h. Geiſtordens, deren man ſechzig zählte, auf einmal zu beſetzen. Die Klagen derer, die ein Recht darauf zu haben glaubten und übergangen wurden, zeigen am beſten, wie unendlich viel einem Jeden an dieſer Ehre gelegen war. Buſſy Rabutin ſtellte ſeine Anſprüche perſönlich dem König vor; er fühlte ſich tief gekränkt, daß ſie nicht berückſichtigt wurden.[2] Eine andere Auszeichnung ſonderbarer Art führte Ludwig XIV. ein; er ertheilte durch Brevet das Recht ſich in die Farbe zu kleiden, die er ſelber trug; und die Prinzen von Geblüt buhlten um dieſen Vorzug.[3] Den Sinn, in welchen ſie ſich Alle um den König gruppirten, erkennt man unter anderm aus dem Ritterſpiel, das im Juni 1662 mit großer Pracht gehalten wurde, demſelben, das dem Platze des Carouſſel ſeinen Namen gegeben hat. Es waren fünf Quadrillen, von denen jede andere Farben trug und eine andere Nation repräſentirte: Römer, Perſer, Türken, Mohren, Ruſſen; jede unter einem Führer von höchſtem Rang. Der König führte die erſte Schaar, welche Römer darſtellte; ſeine Deviſe war die Sonne, die die Wolken zerſtreut.

[1] Vgl. Peliſſon Histoire de Louis XIV. I, 26.

[2] Walkenaer: Mémoires sur Mme. de Sevigné II, 296.

[3] Buſſy: L'usage des adversités, Mém. III, 335. »J'en fus vivement touché, ne m'en trouvant indigne par aucun endroit.«

Von den Rittern seines Gefolges führte der erste einen Spiegel, der die Strahlen der Sonne reflectirt, der andere einen Lorbeerzweig, denn dieser Baum sei der Sonne heilig, der dritte einen Adler, welcher seinen Blick nach der Sonne richtet. Wäre es nicht ein Spiel, so würde es an Idololatrie streifen. Alle Devisen der ersten Schaar sind in demselben Sinne; die der übrigen deuten ihn an.[1] Es ist als ob sie alle aufgäben, für sich selbst etwas zu sein; sie sind nur insofern etwas als sie im Verhältniß zu dem König stehen, ein Abglanz von ihm. So verhielt es sich allerdings, daß jedes Zeichen der Gnade sie glücklich, die mindeste Ungunst eben so unglücklich machte. Von der Billigung oder Mißbilligung des Herrn hing nun einmal die gegenwärtige Geltung und die Zuversicht auf die Zukunft, Steigen und Fallen, in dieser Ordnung des Staates etwas oder nichts sein, unwiderruflich ab. Aber es lag auch etwas Unberechnetes darin, das aus jenen unerklärlichen Gefühlen stammt, die einen Hof zusammenhalten. Colbert, mit allen seinen Verdiensten, seiner Energie und Strenge, ward durch ein Wort niedergeworfen, das der König gesagt haben sollte. Der König hielt für gut ihn auf seinem Krankenlager zu besuchen und ihm Muth einzusprechen: sein Rath war, er solle sich von keiner Melancholie ergreifen lassen, und wie die Sachen standen, war dieß Wort und dieser Besuch eben das wahre Heilmittel für ihn.

Wir dürfen hier einen Blick auf den Hof der Damen werfen, um so mehr, da in den Beziehungen, die sich da

[1] Le grand carouzel du roi où la course de bague, ordonnée par S. M. Ensemble le nombre de brigades ou quadrilles leur disposition le couleur de leurs livrées etc. (2. Juni 1662.) Paris 1662.

bilden, das Aeußere der Majestät zurückwich, und der Fürst als ein junger Mensch, wie Andere sind, erschien, lebensbegierig und leidenschaftlich angeregt.

Königin Anna von Oesterreich meinte nach der Vermählung des Königs, der dabei mehr ihrem dringenden Wunsche als dem eignen Ermessen folgte, und nach dem Tode des ihr zuletzt eher widerwärtig gewordenen Cardinals noch ein glückliches Alter vor sich zu sehen. Ihr zweiter Sohn vermählte sich mit der Tochter Carls I. von England, die den Namen Henriette führte, wie ihre Mutter. Es waren alles Enkel und Enkelinnen Heinrichs IV. Nie hatte man angenehmere Tage verlebt, als bald im Anfang der Regierung zu Fontainebleau, wo die ganze Familie sich vereinigte. Königin Anna dachte nun noch einen Hof nach ihrem Herzen zu bilden. Wenn sie dort mit ihren beiden Söhnen und deren Gemahlinnen etwa auf dem Canal das Frühstück einnahm, so beeiferten sich der Prinz von Condé und der Herzog von Beaufort, denn kein Geringerer hätte sich der Barke nähern dürfen, ihnen alle persönlichen Dienste zu leisten. War es nicht ein Triumph, ihre Widersacher aus den Zeiten der Fronde so weit gebracht zu sehen? Die Königin-Mutter ordnete selbst die Vergnügungen und Festlichkeiten an. Niemand konnte ihr anmerken, daß sie sich alt oder der Welt abgewandt gefühlt hätte.

Nicht lange aber sollte diese Zufriedenheit, diese Zuversicht und Ruhe dauern.

Die Gemahlin des Königs, die nur Ein leidenschaftliches Gefühl, das der Liebe zu ihrem Gemahl, übrigens hauptsächlich geistlich klösterliche Hinneigungen nährte, trat vor der Herzogin von Orleans zurück, welche die Welt liebte und von ihr geliebt ward. Eine edle feingebildete Gestalt, von

einer Anmuth, welche alles was in ihre Nähe kam entzückte; von vornehmer Haltung und dabei hinreißender Vertraulichkeit; von zugleich richtig denkendem und glänzendem Geist. Was an Andern gefiel, glaubte man an ihr erst zu verstehen, so ganz eigen und original ließ sie es erscheinen.

Da nun auch der Herzog von Orleans weder geistige Regsamkeit noch Bildung besaß, wie er denn deßhalb oft von dem König verspottet wurde, so bildete sich zwischen diesem und der Herzogin ein Verhältniß gegenseitigen Wohlgefallens aus, das die Gesellschaften eigenthümlich belebte. Bis tief in die Nacht verweilte man in den schönen Gehölzen, die das Schloß umgeben. Königin Anna warnte die Herzogin, die aber darauf wenig achtete, da ihr Verhältniß ohne Zweifel unschuldig war. Bald aber knüpfte sich ein anderes daran, von dem man das nicht sagen konnte. Der König faßte eine entschiedene Leidenschaft für eines der Hoffräulein der Herzogin, Louise de la Valliere. Zuerst sah das mehr aus wie ein jugendliches Spiel; der König verließ etwa beim Nachhausefahren die Carosse, in welcher er der Herzogin Gesellschaft leistete, um in dem Wagen, in welchem ihr Fräulein saß, einen Platz zu suchen; es scheint selbst, als habe er damals noch eine andere Neigung gehegt; bald aber ward das Verhältniß von beiden Seiten sehr ernstlich. Die junge Dame, bescheiden und zart von Natur, ward ebenfalls von Leidenschaft für den König ergriffen; sie floh einst aus einem Anfall von Eifersucht in ein Kloster; der König, in seinen grauen Mantel gehüllt, begab sich dahin und brachte sie an den Hof der Herzogin zurück. Daß die La Valliere seine Neigung erwiederte, war das wahre Mittel ihn auf immer zu fesseln; er wandte sich ab, wo er einen Zweifel an uneigennütziger persönlicher Hingebung hegen konnte.

Königin Anna unterließ nicht ihn aufmerksam zu machen, wie sehr er die Pflicht gegen seine Gemahlin hiedurch verletze; der König gestand sein Unrecht ein, seine Vernunft, sagte er, lehre ihn dasselbe, aber sie sei seiner Leidenschaft zu schwach, es möge eine Ungnade des Himmels sein, aber er fühle auch nicht einmal den Wunsch sich loszureißen.[1]

Noch eine andere Wirkung brachte diese Verwickelung am Hofe hervor, zum Nachtheil der Ehrendame der Königin-Mutter, Ducheſſe von Navailles. Sie hielt in ihrem Kreiſe auf die ſtrengſte Beobachtung der Sitte; der König zerfiel einmal mit ihr darüber und grollte ihr; als er ihr wieder begegnete, ging er in ſich und reichte ihr die Hand. Aber Frau von Navailles hatte eine Gegnerin an der Oberhofmeiſterin, Gräfin von Soiſſons, welche der Geſellſchaft der Herzogin von Orleans angehörte und nicht wenig dazu beitrug, dieſelbe angenehm zu machen. Unter dieſer Einwirkung bildete ſich doch ein unfreundliches Gefühl gegen die Ducheſſe, das dadurch geſteigert wurde, daß auch ſie einmal dem König von dem Unrecht ſprach, das er ſeiner Gemahlin zufüge; bei der erſten Gelegenheit entfernte er ſie, trotz der Gunſt, in der ſie bei der Königin-Mutter ſtand, ſammt ihrem Gemahl vom Hofe. Er fühlte ſich durch ihre Anmahnung beleidigt, und ſagte, er wolle und müſſe ſie das empfinden laſſen, ſich an ihr rächen. Er verhehlte auch dießmal nicht, daß ſeine Leidenſchaft ſtärker ſei als ſeine Erwägung. Ludwig hatte vollkommen das Gefühl eines Sohnes gegen ſeine Mutter; in einer ihrer Krankheiten hat er einmal eine Matraze herbeibringen laſſen,

[1] Motteville 40, 206: »Qu'il avait fait ce qu'il avait pu pour se retenir d'offenser dieu, et pour ne pas s'abandonner à ses passions, — mais qu'elles étoient devenues plus fortes que sa raison.«

um die Nacht am Fuße ihres Bettes zuzubringen, angekleidet wie er war, und jeden Augenblick zu den erforderlichen kleinen Handreichungen und Dienſten fertig. Aber ihre Gegenvorſtellung in dieſer Sache, wo ſie doch Recht hatte, wirkte nichts bei ihm. Einmal ſchien es wohl, als mache ihr Mißvergnügen Eindruck auf ihn, und er verſprach die Verbannte wieder zurückzurufen. Dieß Verſprechen zu halten aber fiel ihm dann zu ſchwer. Er gab dem Herzog ein Gouvernement, was die Königin, da es doch wieder ein Zeichen von Gnade war, beruhigte; aber am Hofe mochte er weder ihn noch ſeine Gemahlin wieder ſehen. Er hätte gefürchtet, wenn er ſeiner Mutter hierin nachgegeben hätte, die Meinung zu veranlaſſen, als ſei er ſeines Hofes nicht vollkommen und ausſchließend Meiſter.[1]

In Bezug auf ſein Liebesverhältniß ſorgte er nur dafür, daß es keine Wirkung auf die Geſchäfte gewann. Er hat ſeinen Miniſtern einmal geſagt, würden ſie bemerken, daß irgend eine Frau Einfluß dieſer Art auf ihn gewinne, ſo ſei es ihre Pflicht ihn darauf aufmerkſam zu machen, er verſpreche ihnen dann ſich binnen 24 Stunden von einer ſolchen Verbindung loszureißen.

Seine öffentliche Stellung, das war ſein Grundſatz, ſollte nie von einem Privatverhältniſſe berührt werden, in Beziehung auf den Staat wollte er nichts als König ſein.

Boſſuet gibt ſich in ſeinen politiſchen Abhandlungen viele Mühe abſolute Gewalt und Willkür zu unterſcheiden; die höchſte Autorität ſoll nach ihm der Ausdruck der Religion und der Gerechtigkeit ſein. Ich weiß nicht, ob Ludwig XIV. dieſen

[1] Motteville: »Le roi ne pouvoit souffrir que le disgracié reçut des graces par d'autres mains que les siennes.«

Gedanken mit Bestimmtheit ergriffen hatte. Zunächst sah er sich als den Herrn an: als einen solchen jedoch, dem vor allen die Pflicht obliege, die allgemeinen Interessen aufrecht zu erhalten: er spottete der Engländer, die ihrem König die Mittel, diese Pflicht zu erfüllen, nicht bewilligen wollten; seine Maxime war, so zu verfahren, als wenn nichts im Besondern sein Eigenthum sei und doch alles eben ihm gehöre.

Welcher politischen Meinung man auch huldigen mag, Niemand kann leugnen, daß diese Monarchie, wie sie war und immer mehr wurde, eine der größten welthistorischen Erscheinungen ist.

In ihr leben noch alle Elemente des romanisch-germanischen Staates, welche von jeher mit einander in so mannichfaltigen Gegensätzen gestanden und lange Zeiträume mit ihrem Kampfe erfüllt haben: der Adel mit seinen Rangesvorrechten, die sich nicht von dem König herschrieben, der Clerus, der sich in gewissem Bezug ihm gleich stellte, der dritte Stand, zunächst repräsentirt von den Corporationen, welche ihre Rechte erkauft hatten und als wohlerworbenes Eigenthum betrachteten; ihrer Selbstständigkeit eingedenke Provinzen, die bewegliche gährungsvolle Hauptstadt, eine das ihr aufgelegte Joch ungern tragende, zur Empörung gegen Adel und Beamte geneigte Bauernschaft. Nun aber war ihr Widerstreit, ihr selbstständiges Thun und Treiben am Ende. Freiwillig oder gezwungen folgen sie alle einem einzigen Willen. Der König hält sich für verpflichtet, die Stände gleich hoch zu schätzen, denn keiner sei entbehrlich, und glaubt, es sei seines Amtes, einen gegen den andern, alle gegen den auswärtigen Feind zu vertheidigen. In dem Clerus soll die Religion in voller Uebung, in dem Adel Ehre und Unterordnung, in den Parlamenten Handhabung

des Rechtes, jenseits ihrer Prärogative erscheinen; der Bürger wird durch die industriellen Bestrebungen zu einem eigenthümlichen Leben gefördert, in den Bauern sieht der König die Proviantmeister des Landes und nimmt sich ihrer eifrig an. Als ein besonderes Verdienst des Königthums bezeichnet er es, daß die bewaffnete Macht, welche unentbehrlich sei, gehindert werde, Gewaltsamkeiten, zu denen sie sonst schreiten würde, zu begehen. Indem er aber die Erhaltung der Rechte und die Förderung der Wohlfahrt Aller zu seinem Zweck macht, liegt es ihm doch fern, durch Berathung zu finden, wie dieß geschehen solle: denn wolle er Stände berufen, so würden sie nur mit einander in Entzweiung gerathen; die höchste Macht behielt er sich selber vor. Er übte sie mit Männern aus, die ganz von ihm abhängig waren, und seinem Willen keinen andern Widerstand entgegensetzen konnten, als einen solchen, der aus der Forderung der Sache selber entsprang. Von den Unterthanen wollte er nichts als unbedingten, blinden Gehorsam. Gehorsam galt ihm an sich als Verdienst: jedes Widerstreben als strafwürdiges Verbrechen.[1]

Fürwahr eine der größten Stellungen, die der Mensch auf Erden ergreifen kann, die eine ungeheure Verantwortlichkeit in sich schließt, eine unendliche Fähigkeit voraussetzt.

Das persönliche Selbst faßt sich auf als den Inbegriff der allgemeinen Interessen; das Ich wird der Staat. Ist es fähig die Aufgabe, die es sich setzt, zu erfüllen, die Persönlichkeit

[1] Ascanio Giustiniano Relatione. »E principalissima massima, che non sii illustrata la Francia d' altro splendore, che dal proprio volere. Egli è stabilito in qualità di solo monarca, ogn' altro ascritto nell' ordine d' una cieca obedienza, custodita con l'eccesso del premio e del castigo.«

dahin zu erweitern, daß der Gedanke des Staates in ihr aufgeht?

Und wenn sie, wie sie ist, durch sich selber herrscht, würde nicht zu ihrer absoluten Selbstbestimmung gehören, daß auch von außen her ihre Autonomie durch nichts eingeschränkt würde?

Viertes Capitel.

Politisches Verhältniß Ludwigs XIV. zu den europäischen Staaten. Devolutionskrieg.

Das Bleibende oder vielmehr ununterbrochen Fortgehende war das Leben am Hofe; unter den täglichen Vorfällen desselben erscheinen die Handlungen, die eine Beziehung zu den auswärtigen Mächten haben.

Das erste, was nach dem Sturze Fouquets wieder größeres Aufsehen erweckte, war ein Rangstreit zwischen dem französischen und dem spanischen Botschafter in London. Man sollte kaum glauben, daß der Gegensatz gewisser Ehrenansprüche historische Bedeutung haben könne. Aber Ludwig XIV. wollte, da er nicht Kaiser sein konnte, wenigstens unter den Königen die erste Stelle einnehmen; da ihm Spanien diesen Rang streitig machte, gab er seinem Gesandten, Grafen Estrades, den Auftrag, die Sache bei der nächsten Gelegenheit zur Entscheidung zu bringen. Diese bot der Einzug eines neuen schwedischen Botschafters dar. Estrades sammelte alles, was französisch war, um sich; er ließ selbst Bewaffnete über das Meer kommen, um seiner Carosse und ihrem Gefolge den Ehrenplatz hinter dem Einziehenden zu sichern. Aber der

ſpaniſche Geſandte, Baron Batteville, war nicht gemeint, zu weichen: außer den Spaniern, die ihn umgaben, ſammelte er eine Anzahl handfeſter Engländer um ſich; wie denn die Bevölkerung von London überhaupt mehr auf ſpaniſcher als auf franzöſiſcher Seite war. Durch deren Hülfe gelang es ihm, nicht ohne blutiges Handgemenge, an jenem Tage den Platz zu behaupten: er folgte triumphirend, allen andern voran, dem Einziehenden. Darüber aber gerieth nun der franzöſiſche Hof, vor allem Ludwig XIV. ſelbſt, in eine Aufregung, die zu einem Bruch des kaum geſchloſſenen Friedens führen zu wollen ſchien: ſchon ſah man die jüngere Königin von Frankreich in tiefer Niedergeſchlagenheit, weil ein Krieg zwiſchen den beiden Menſchen, die ſie am meiſten liebte, ihrem Vater und ihrem Gemahl, bevorſtehe. Der ſpaniſche Hof trug jedoch Bedenken, die Sache weiter gehen zu laſſen: Philipp IV. wollte mit ſeinem Schwiegerſohne nicht rechten: er rief Batteville ab und gab ſeinen Geſandten an den verſchiedenen Höfen den Befehl, ſich aller Concurrenz mit den franzöſiſchen zu enthalten. Am 2. März 1662 ließ er hierüber dem König Ludwig eine friedliche Erklärung machen. Ludwig XIV. legte ſie dahin aus, daß der König von Spanien der franzöſiſchen Krone überhaupt den Vorrang vor der ſeinen einräume. [1]

Ein ähnlicher Ehrenſtreit ſchien ſich mit England zu entſpinnen, als Carl II. einſt die Forderung aufſtellte, daß alle andern Flotten, wo ſie immer der engliſchen begegnen möchten, vor derſelben die Segel zu ſtreichen hätten, und die Weigerung der Franzoſen, ſich darein zu fügen, mit einer Art von Drohung erwiederte. Ludwig XIV. ſchrieb hierauf ſeinem Geſandten,

[1] Procès verbal, contenant la declaration que le Marquis del Fuente a fait a S. Mé. bei Dumont VI, II, 403.

man kenne ihn augenſcheinlich in England noch nicht, daß man in dieſem Tone mit ihm rede: es gebe keine Macht auf Erden, die ihm mit ſolchen Erklärungen etwas abgewinne: Unglück könne ihm begegnen, nichts in der Welt aber würde ihm Furcht einflößen. Aber der vor Kurzem in England reſtaurirte König fühlte ſich eben ſo wenig geneigt, wie der durch den Krieg erſchöpfte ſpaniſche, es zum Aeußerſten kommen zu laſſen. Was das Meer jenſeit des Kap Finisterre betraf, ſo gab Carl II. ſeinen Anſpruch in aller Form auf; und fürs Erſte war dieß den Franzoſen genug. Nicht als ob ſie den Vorzug Englands für die benachbarten Meere anerkannt hätten, aber ſie hielten nicht für nothwendig, ſich ſofort in Streitigkeiten darüber einzulaſſen.

Als Gegenleiſtung für ihre Nachgiebigkeit erwarteten die Engländer, daß Ludwig XIV. der Republik Holland, mit welcher er ſeine Verträge ſo eben erneuerte, das Recht des Fiſchfangs, das ſie derſelben in ihren Gewäſſern ſtreitig machten, nicht garantiren werde: aber er beachtete dieſen Wunſch nicht: er wollte ein Recht der Verfügung über die See den Engländern weder direkt noch indirekt zugeſtehen.

Die inneren Zuſtände von England waren weit davon entfernt, ihm Rückſichten gegen dieſe Macht aufzulegen, ſie dienten ihm vielmehr, einen Vortheil über ſie davonzutragen, auf den er mit Recht den größten Werth legte.

Bei dem erſten Anſchein der Möglichkeit einer Reſtauration in England hatte Mazarin den Gedanken gefaßt, die dabei unvermeidlichen Irrungen zu benutzen, um Dünkirchen, von dem wir wiſſen, wie ungern er es einſt dem Protektor überließ, für Frankreich zurück zu gewinnen.[1] Wie aber in

[1] Mazarin an Turenne 6. Sept. 1659.

andern Beziehungen, ſo blieb auch in dieſer die Ausführung des von dem Cardinal Beabſichtigten dem König vorbehalten. Man könnte nicht ſagen, daß es ihm viele Mühe gekoſtet hätte; die definitive Unterhandlung darüber iſt eigentlich von England, wo es zugleich eine Sache der innern Parteiung war, begonnen worden. Monk, der Admiral und der Schatzmeiſter waren dagegen, der Kanzler Clarendon und der Herzog von York waren dafür. Dieſe machten geltend, daß die Erhaltung der Garniſon und des Platzes ſelbſt einen Aufwand verurſache, der mit dem Vortheil, den derſelbe gewähre, nicht im Verhältniß ſtehe; ſchon müſſe man für die Summe, die er koſte, ſchwere Zinſen zahlen. Ihr vornehmſtes Motiv war jedoch, daß ſie das reſtaurirte Königthum durch die enge Verbindung mit Frankreich ſicher zu ſtellen meinten; ſie wünſchten das Geld zu haben, um einer möglichen Empörung Widerſtand leiſten zu können;[1] der Herzog von York bringt mit einem Eifer in den Marſchall Turenne, die Abkunft zu befürworten, als ſei das Heil beider Reiche daran geknüpft; er ſah darin die Grundlage ihrer fernern Union. Die vornehmſte Schwierigkeit lag in der Beſtimmung des Preiſes, der endlich auf 5 Millionen Livres fixirt wurde. Colbert fand es nicht ganz leicht, die Summe aufzubringen; er nahm dazu die Beihülfe der Provinzialſtände in Anſpruch, denen er unter anderem den Vortheil, welcher der Religion aus der Wiederherſtellung des Katholicismus an dieſem Orte erwachſen werde, zu Gemüth führte.[2] Dem König kam

[1] In der Continuation of the life of Clarendon II, 390 findet ſich dieß Motiv: »the king declaring that (the sum) should be preserved for some pressing accident as an insurrection or the like which was reasonably enough apprehended.« Eſtrades an Turenne 21. Aug. 1662.

[2] Schreiben an den Churfürſten von Mainz 9. Dec. 1662. »N'y aurais nul regret quand j'aurais payé le double de ce qu'il me coute.«

der Preis anfangs übertrieben vor, aber er änderte seine Meinung, als er im Jahr 1662 Dünkirchen selbst in Augenschein nahm; dann sprach er vielmehr seine Verwunderung aus, daß ihm ein so wichtiger Platz um jene Summe gelassen worden sei; er hätte noch zweimal so viel dafür zahlen können.

Diesem Uebergewicht, das sich in den ersten Berührungen des jungen Königs mit Spanien und England zeigte, war die Stellung analog, die er in den deutschen Angelegenheiten einnahm.

Durch den rheinischen Bund, der im Jahr 1658 geschlossen, 1660, 1663 erneuert wurde, besaß Ludwig einen Einfluß im deutschen Reiche, welcher der Autorität des Kaisers, wenigstens in den westlichen Kreisen, entweder gleichkam, oder sie vielleicht noch überwog. Der Bund hatte sich eine förmliche Verfassung gegeben; nicht allein aber der Bundesrath, sondern auch eine Reichsdeputation, welche wie dieser in Frankfurt tagte, waren in unzweifelhafter Abhängigkeit von dem König von Frankreich. Der Churfürst von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, war fast mehr der Kanzler des Königs als des Kaisers; er hat die Festungswerke von Mainz mit französischen Subsidien gebaut. Durch den Grafen Wilhelm Fürstenberg, dessen Habgier die Franzosen gleichsam aus Grundsatz benutzten,[1] beherrschten sie den Churfürsten von Cöln. Im Jahr 1661 schloß König Ludwig XIV. eine Allianz mit Trier, und ließ es nun sein vornehmstes Bestreben sein, auch den Churfürsten von der Pfalz zu gewinnen: dann würde er die Mehrheit im Churfürstenrath für sich gewonnen haben. Damit gelang es ihm nicht sogleich,

[1] »Comme je veux bien faire de la dépense aux choses dont je tire de l'avantage, je puis me prévaloir de son humeur.« Ludwig XIV. an Gravel 25. Aug. 1662.

aber um so sicherer rechnete er darauf, daß er bei dem Reichstag, der im Jahr 1663 wieder zusammentrat, die Reichsfürsten für sich haben werde. Er bemühte sich, jede Entzweiung, die zwischen seinen Freunden und Verbündeten zum Ausbruch zu kommen drohte, beizulegen, denn er wollte dem Hofe von Wien das Vergnügen eines solchen Schauspiels nicht machen. Er selbst vermied sorgfältig, die Differenz der Confessionen zu berücksichtigen; beiden Parteien wollte er verbunden sein. Merkwürdig, daß er einmal mit dem Gedanken hervortrat, den katholischen deutschen Clerus mit dem französischen zu gemeinschaftlichen Schritten gegen den römischen Stuhl, welcher die Rechte des einen wie des andern verletzte, zu vereinigen. Und wie mächtig erschien er auch sonst im Reiche. Im Jahr 1664 sah man ein kleines französisches Heer, zu Pferd und zu Fuß, mitten durch Deutschland gegen Erfurt ziehen, um, einer von dem Kaiser ausgesprochenen Achtserklärung gemäß, diese Stadt dem Churfürsten von Mainz zu unterwerfen. Churfürst Johann Georg I. von Sachsen, der das Schutzrecht über dieselbe ausübte, hätte wohl gegründeten Anlaß gehabt, sich eine Einmischung dieser Art zu verbitten. Aber er war von der Größe und Macht des Königs von Frankreich, den er vielmehr nachzuahmen dachte, als zu bekämpfen, verblendet; er schloß einen Vertrag mit dem Churfürsten von Mainz, um den seine Minister nichts wußten; seine Truppen dienten nur, die Unterwerfung der Stadt zu erleichtern.[1]

Die größte allgemein-europäische Angelegenheit jener Jahre

[1] Vgl. hierüber Pelisson, der sich bezieht auf »Mémoires. que j'ai tiré de l'Allemagne« 191. Man sieht jedoch, daß alle diese Momente der französischen Einwirkung auf Deutschland noch einer ganz andern Erörterung bedürfen.

lag in den erneuerten Angriffen der Osmanen auf die abendländischen Mächte, die Venezianer in Candia und das Haus Oesterreich in Ungarn. Nachdem der pyrenäische Frieden geschlossen worden, machte Papst Alexander VII. den Versuch, eine Ligue der wieder mit einander versöhnten christlichen Fürsten gegen die Türken zu Stande zu bringen. Auf wen aber hätten dann seine Blicke sich erwartungsvoller richten sollen, als auf den König von Frankreich, bei weitem den mächtigsten von allen. Auch wies Ludwig XIV. den Antrag mit nichten von sich, obgleich er, wie er sagte, dabei den commerciellen Vortheil seiner Nation im Orient und vielleicht auch die Sicherheit der dortigen katholischen Christen gefährde; vielmehr erbot er sich, im Verein mit seiner rheinischen Allianz, die dazu sehr willig war, ein ansehnliches Heer ins Feld zu stellen und nach Ungarn den Türken entgegenzuschicken. Eben die Bedeutung seines Erbietens aber erschreckte mehr als sie erfreute. Es war nicht im Sinne des Kaisers, eine so ungewöhnlich zahlreiche und starke Waffenmacht, aus seinen Gegnern zusammengesetzt, unter der Führung seines erklärten Nebenbuhlers im Reiche und in seinen eigenen Gebieten auftreten zu sehen. Auch der Papst empfing das Erbieten mit kaltem Schweigen. Die Franzosen meinten, ein anderer Papst würde dafür eine feierliche Danksagung in St. Peter veranstaltet, den König als den Beschützer des Glaubens gepriesen haben; Alexander VII. suchte die Nachricht eher zu verheimlichen. Endlich wurden Verhandlungen eröffnet, in denen aber zunächst von allen Seiten nur Schwierigkeiten zu Tage kamen. Unter anderem hatte sich der Kaiser in seiner Vollmacht als das Haupt des Volkes der Christen bezeichnet;[1]

[1] »Caput christiani populi.« Précis des négociations qui

der König von Frankreich proteſtirte laut gegen eine ſolche Bezeichnung, die ſowohl der Ehre des päpſtlichen Stuhles, als ſeiner eigenen widerſtreite. Der Herzog von Crequy, der als franzöſiſcher Geſandter nach Rom geſchickt wurde, bemerkte gleich in einem ſeiner erſten Berichte, daß die ganze Unterhandlung in Rauch aufgehen würde.

Aber es geſchah etwas noch Schlimmeres. Wie ſo oft unter Denen, die ſich zu einer orientaliſchen Unternehmung verbinden ſollten, ſo kam damals der zwiſchen dem franzöſiſchen und dem römiſchen Hofe lang angeſammelte alte Hader zu vollem Ausbruch.

Zwiſchen Papſt Alexander VII. und Cardinal Mazarin hatte eine Art von Monſignoreneiferſucht geherrſcht, die ſich zuweilen in anzüglichen Aeußerungen, welche dann auf beiden Seiten bekannt wurden, ergoß und alle Beziehungen der beiden Höfe mit gegenſeitiger Gereiztheit verſetzte. Die Franzoſen zeigten ſich anmaßend und wegwerfend, die Römer bitter und rachſüchtig. Auch zwiſchen dem Herzog von Crequy, deſſen bloßer Name die franzöſiſche Faction in Italien erweckte, und den Verwandten des Papſtes Alexander, die der entgegengeſetzten angehörten, gab es keinen Augenblick Frieden. Der Herzog verſäumte anfangs, den päpſtlichen Verwandten ſeinen Beſuch zu machen; der Papſt ließ dagegen dem König den Wunſch ausdrücken, daß er den Herzog abberufen möge. Bei dieſer gegenſeitigen Spannung, die ſich von oben her nach unten ausbreitete, geſchah es nun, daß aus einer Streitigkeit zwiſchen einigen Franzoſen und der corſiſchen Garde in Rom ein Tumult entſtand, in welchem mehrere Franzoſen umkamen,

eurent lieu à Rome en 1661 et 1662 bei Michaud: Histoire des croisades V, 449.

auf den Herzog ſelbſt, als er ſich auf dem Balkon zeigte, geſchoſſen, ſeine Gemahlin, die eben durch die Stadt fuhr, inſultirt wurde. Der Geſandte zweifelte nicht, daß dieſe Unbill ihm von den Verwandten des Papſtes ſelbſt angeſtiftet ſei, er verließ die Stadt; der König, der ſeine Meinung theilte, forderte für die dem franzöſiſchen Namen angethane Schmach glänzende Genugthuung, und beſchloß, ſie ſich zu erzwingen, wenn ſie ihm nicht freiwillig gegeben würde. Daß der damalige Governator der Stadt, Cardinal Imperiali, auf den Wunſch des Papſtes dieſen Poſten verließ, genügte ihm mit nichten, da derſelbe es freiwillig zu thun den Anſchein annahm, und bald darauf zum Legaten von Romagna erhoben wurde; der König ſah darin mehr eine Belohnung als eine Strafe. Auf eine Erklärung des Parlaments zu Air, daß Avignon zu den Domänen des Königs gehöre, die keiner ſeiner Vorfahren hätte aufgeben dürfen, wurde das päpſtliche Wappen in dieſer Stadt abgenommen und das königliche angeſchlagen. Um aber den Papſt noch näher zu berühren, nahm ſich der König der Herzöge von Parma und Modena in ihrem Streit mit dem römiſchen Stuhle an,[1] und ließ eine nicht unbedeutende Truppenſchaar über die Alpen ziehen, und in den befreundeten Staaten eine Stellung nehmen, welche Rom ſelbſt bedrohen konnte. Hierauf ſah ſich Alexander VII. genöthigt, die ihm geſetzten Bedingungen anzunehmen, ſo demüthigend ſie auch waren. Der König gab Avignon zurück; es ſchien ihm für ſein Anſehn in der Welt ein noch größerer Gewinn, daß er ſeinen Freunden den Werth ſeines Schutzes vor den Augen von Europa darthat. Denn das war die ausgeſprochene

[1] Schriftwechſel bei Desmarais: Histoire des demêlés de la cour de Rome avec la cour de France. Preuves 109 f.

Maxime der Miniſter, aus jedem widrigen Vorfalle einen Vortheil zu ziehen.[1] Im Auguſt 1664 erſchien der Cardinalnepot Fabio Chigi als Legat in Frankreich; er wurde mit allen ſeinem Range gebührenden Ehren empfangen, von den Prinzen von Geblüt, vom Clerus, der Stadt, vom Parlament und dem Volk; dann aber begab er ſich zu dem Könige, um demſelben perſönlich in den im Voraus feſtgeſetzten Formen ſeine Entſchuldigung über das Vorgefallene zu machen. Der Glanz ſeiner Erſcheinung diente nur, um den Glanz des Königs an ſeinem Hofe zu erhöhen.

Das ſtolze Selbſtgefühl Ludwigs drückte ſich darin aus, daß er auch ohne jene Ligue dem Kaiſer, der indeß durch die Osmanen in ſehr ernſtliche Bedrängniß gebracht war, auf ſeine Bitten eine Hülfsmacht nach Ungarn zuſendete. Die Franzoſen wünſchten ſich nichts beſſeres, und ſtellten ſich mit Freuden ein. Zu denen, die ihren Weg durch Deutſchland nahmen, ſtieß eine Abtheilung derjenigen Truppen, die ſo eben gegen den Papſt beſtimmt geweſen waren, aus Italien. Man weiß, wie viel ſie zu dem großen und rettenden Siege, den die Kaiſerlichen bei St. Gotthard erfochten, beigetragen haben.

Eine andere Unternehmung gegen die Macht der Ungläubigen, der Verſuch, auf der afrikaniſchen Küſte eine Anſiedlung zu gründen, war nicht glücklich; ein bereits gewonnener Platz mußte den energiſchen Angriffen der umwohnenden islamitiſchen Population gegenüber wieder aufgegeben werden. Doch gelang es dem Herzog von Beaufort, der die Flotte commandirte und an der Küſte kreuzte, ſich einen gefürchteten

[1] »Che consisti la prudenza nel sapere dalli mali accidenti cogliere vantaggi del proprio padrone.« (Grimani.)

Namen unter den Barbaresken zu machen und die Küste der Provence vor ihren Anfällen einigermaßen sicher zu stellen.

Ueberhaupt aber lag es nicht im Geiste Ludwigs XIV., wie seine ritterlichen Vorfahren die Sache der Christenheit im Orient zu führen; von dem Schwung der Hingebung und der Phantasie der mittleren Jahrhunderte war nichts in ihm; seine Streitkräfte, wie Leibnitz ihm einmal vorgeschlagen hat, etwa nach Aegypten zu wenden, hatte keinen Reiz für ihn; er schritt auf dem Wege der Machtentwicklung einher, welche der letzte große Minister angebahnt hatte: ohne Schwanken, noch auch bewußte Wahl; denn in diesen Bestrebungen war er erzogen und aufgewachsen. Durch die Festsetzungen des pyrenäischen Friedens waren sie mit nichten abgeschnitten, sondern erleichtert.

Das erste Land, das sie ernstlicher zu empfinden bekam, war das Herzogthum Lothringen.

Carl IV. von Lothringen hatte aus Besorgniß vor der anwachsenden Uebermacht Frankreichs nicht wenig dazu beigetragen, daß der große Krieg dieser Macht mit dem Hause Oesterreich zum Ausbruch kam; aber was er vermeiden wollte, war dadurch eben geschehen, sein Land war von den Franzosen eingenommen worden; nach tausend Wechselfällen der allgemeinen und persönlichen Begegnisse mußte er erleben, daß die Spanier in die Bestimmungen des pyrenäischen Friedens einwilligten, die ihm nur eine sehr unvollständige Herstellung seiner Besitzthümer gewährten. Ein Theil derselben, Barrois, wie wir wissen, sollte geradezu an Frankreich fallen, das eigentliche Lothringen ihm zwar zurückgegeben werden, aber doch nur sehr geschwächt und geschmälert.

Einer der ersten Fälle, in welchen die großen Mächte, der

europäiſchen Convenienz zu Liebe, definitiv über das Gebiet eines Dritten verfügte. Die Spanier ſchritten ſehr ungern dazu, denn ſie wußten recht wohl, wie viel ihnen an der Unabhängigkeit von Lothringen gelegen war; daß ſie einwilligten, war ein Beweis ihrer Niederlage und ihrer Schwäche. Herzog Carl war darüber empört, er erſchien noch ſelbſt bei den Conferenzen, machte dem ſpaniſchen Miniſter die bitterſten Vorwürfe über den ſchlechten Lohn, den er für ſeine Dienſte davon trage[1] und weigerte ſich, die ihn betreffenden Beſtimmungen des Friedens anzunehmen.

Stellt man ſich auf den Standpunkt jener Verhältniſſe, ſo konnte er nichts beſſeres thun, als ſich ruhig halten und für eine völlige Herſtellung eine andere Combination der Weltverhältniſſe erwarten. Aber er ſuchte ſein Heil bei Denen, deren natürliches Intereſſe es war, ihn zu Grunde zu richten.

Zuerſt wandte er ſich an Mazarin, der auch ſehr geneigt war, ihm Barrois, auf das er keinen Werth legte, zurückzugeben, dagegen aber einige neue Zugeſtändniſſe forderte. Der Herzog ließ ſich in der That dazu herbei; noch eine Menge nicht unbedeutender Abtretungen gab er nach: hauptſächlich aber, er räumte den Franzoſen eine große Militärſtraße ein, in der Breite einer halben Lieue, von Verdun nach Metz, von Metz nach dem Elſaß hin, mitten durch ſein Gebiet, mit vollem Eigenthumsrecht. Ein neuer großer Verluſt der lothringiſchen Selbſtſtändigkeit; der Herzog ließ ihn ſich gefallen, weil er damals, unter dem Einfluß ſeiner Schweſter von Orleans

[1] Mazarin an Le Tellier 6. Nov. 1659. »Don Louis me fit un grand recit des persecutions que le duc de Lorraine lui faisoit, qu'il ne lui avoit pas laissé un quart d'heure de repos.« Lettres 1745 II, 273.

und der Guiſen, den Gedanken hegte, ſich ganz und gar an Frankreich anzuſchließen. Zuerſt ſuchte er ſeinem Neffen und dereinſtigen Erben, Carl, die reichſte Prinzeſſin von Frankreich, Mademoiſelle de Montpenſier, zur Gemahlin zu verſchaffen, denn deren Beſitzthümer hätten der Familie wenigſtens zu einigem Erſatz für ihre Verluſte gereicht. Aber die Prinzeſſin dachte entweder ihren Neigungen zu folgen, oder ſich mit einem wahrhaft mächtigen Fürſten zu vermählen. Sie verſchmähte es, Herzogin von Lothringen in dem vertheidigungsloſen Zuſtande zu ſein, in welchem ſich dieß Land nunmehr befand.[1] In der einmal eingeſchlagenen Richtung bis zum Aeußerſten fortſchreitend, und überdieß mißvergnügt über die Regungen von Eigenmacht und Widerſtreben, die ſich unter ſeinem Adel zeigten, machte Herzog Carl hierauf den Vorſchlag, daß das geſammte Lothringen nach ſeinem Tode an Frankreich übergehen ſolle, wenn dagegen den Prinzen vom Haus Lothringen der Rang franzöſiſcher Prinzen von Geblüt unmittelbar nach denſelben, und zugleich die Ausſicht auf dereinſtige Nachfolge im Reiche zugeſtanden werde. Es war das alte Intereſſe des Hauſes Guiſe, das ſchon in dem ſechzehnten Jahrhundert verfolgt worden war: dieſes hätte an dem Range der regierenden Linie von Lothringen Theil genommen. Mit Vergnügen ging der König darauf ein, zumal da ihm dann unverweilt das Recht zufiel, in der einzigen Feſtung, die dem Herzog noch übrig war, Marſal, Garniſon einzulagern und

[1] »Qu'il m'auroit fallu,« ſagt ſie, »des bastions, que lorsque les ducs de Lorraine avoient epousé des filles de France, Nancy en avoit de très bons et qu'il n'en avoit (auroit?) bientôt plus parcequ'on les faisoit abattre.« Mémoires de Mlle. de Montpensier Pet. 43, 14.

einen Commandanten zu ſetzen.[1] Die Sache hatte die größten Schwierigkeiten. Die Prinzen von Geblüt, das Parlament, eigentlich die ganze Nation, die den Lothringern den Anſpruch, ſie dereinſt zu beherrſchen, nicht gönnte, vor allem die Herzöge und Pairs, welche durch dieſe Neuerung einen Schritt weiter vom Throne entfernt worden wären, ſprachen ſich lebhaft dagegen aus; der König, darum wenig bekümmert, ließ den Vertrag in einer Throngerichtsſitzung regiſtriren. Aber ſollten auf der andern Seite die nicht in Frankreich anſäſſigen lothringiſchen Prinzen in eine Abkunft willigen, die ſie des Rechtes, ſelbſtſtändige Fürſten zu ſein, beraubte, gegen einen Anſpruch, der bei der Blüthe des bourboniſchen Hauſes faſt chimäriſch war? Der nächſte Erbe, Neffe des Herzogs, zog es vor, Frankreich ſo raſch wie möglich zu verlaſſen. Im Lande ſelbſt zeigten ſich Edelleute und Gemeine mißvergnügt, weil ihre Treue zu dem angeſtammten Fürſtenhauſe ſo ſchlecht belohnt werde. Von ſo vielem Widerſpruch betroffen, erklärte der Herzog, mit der ihm angeborenen Beweglichkeit des Geiſtes, die ihn ohne eigentliche Falſchheit zu dem unzuverläſſigſten aller Menſchen machte, den Vertrag, in den allerdings eine Clauſel aufgenommen war, die er mißbilligte, für ungültig, ſeinen Neffen Carl für ſeinen unzweifelhaften Nachfolger, und nahm aufs neue die Hülfe von Kaiſer und Reich in Anſpruch. Damit aber zog er die Gewaltſamkeiten ſeines mächtigen Nachbars, dem die Verbindung Lothringens mit dem deutſchen Reiche eben das

[1] Peliſſon bezeichnet als den Geſichtspunkt des Königs: »d'entrer hardiment en un traité, où il ne hasardait rien, et qui peut être non executé ne faisoit que lui fournir de nouvelles armes contre l'esprit incertain et inconstant de ce prince.« 1, 84.

Widerwärtigſte war, über ſich herein. Auf jenen Artikel des nicht erfüllten Vertrages ſich ſtützend, machte ſich Ludwig XIV. in Perſon nach der lothringiſchen Grenze auf, und zwang den Herzog, ihm Marſal, wie geſagt die letzte ſeiner Feſtungen, einzuräumen.[1] Eine Medaille der Zeit ſtellt dar, wie der vielgeſtaltige Proteus endlich gefeſſelt worden ſei. Aber auch des verſchlagenen Ulyſſes, dem die Fabel dieſe Bändigung zuſchreibt, war die Art und Weiſe, wie die Franzoſen verfuhren, nicht eben unwürdig. Die erſte Zurückhaltung von Barrois mit dem Gedanken eines Austauſches, die bei der Ueberantwortung deſſelben dem Herzog auferlegten Pflichten, der Ceſſionsvertrag, welcher die Ueberlieferung von Marſal ſtipulirte, und da derſelbe nicht ausgeführt werden konnte, das Feſthalten dieſer Einen Bedingung, deren Erfüllung erzwungen wurde, zeigen eine merkwürdige Vereinigung von Liſt und Gewalt zur Erreichung eines beſtimmt gedachten Zweckes, bei allem Wechſel der Mittel. Das Haus Lothringen ward dadurch wieder auf die entgegengeſetzte Partei zurückgeworfen; es trat mit dem Haus Habsburg in die Verbindung, die ihm ein großartiges Geſchick eröffnete: eben jener damals flüchtige Erbe von Lothringen iſt der Stammvater des heutigen Hauſes Oeſterreich. Die militäriſche und politiſche Selbſtſtändigkeit des Landes Lothringen aber war ſo gut wie vernichtet: obwohl noch einige Verſuche, ſie zu erneuern, gemacht worden ſind.

Auch auf Spanien ſelbſt, — trotz des vor kurzem mit dieſer Macht geſchloſſenen Friedens, oder vielmehr auf denſelben geſtützt, — richtete Ludwig bereits damals ſeine ehrgeizigen

[1] Vgl. Histoire des traités passés par les rois Louis XIII et Louis XIV avec Charles duc de Lorraine, bei Dumont, Traités de paix, Anhang 184.

Entwürfe. Man erlaube mir, darüber ausführlicher zu sein, da alle folgenden Ereignisse, welche welthistorisch sind, davon abhangen.

Ludwigs Behauptung war, daß die von der Infantin, seiner Gemahlin, bei ihrer Vermählung ausgesprochene Verzichtleistung auf die Erbfolge in Spanien ihn und sie nicht binde, vielmehr in Form und Wesen ungültig sei: das eine, weil ja die Mitgift, durch deren Zahlung sie nach dem Wortlaute der Tractate erst Geltung bekommen hätte, niemals gezahlt worden war, das andere, weil der ganze Act dem altspanischen Herkommen widerspreche.[1]

In Spanien bestand in der That eine Rechtsansicht, welche diesen Anspruch anerkannte, ja ihn sogar besser begründete, als es in Frankreich geschah. Ein Wort Ferdinand des Katholischen ward in Erinnerung gebracht, nach welchem jeder Verzicht auf ein Majorat, also auch auf die Krone, welche ein Majorat sei, für ungültig erklärt wurde. Bei dem Zustand der Schwäche, in welchem sich der einzige überlebende männliche Sprößling der spanischen Linie des Hauses Oesterreich befand, war die Meinung sehr verbreitet, daß die Krone unfehlbar den Nachkommen seiner älteren Schwester, den Kindern oder Enkeln des Königs von Frankreich zufallen werde.

Viele hielten sogar dafür, daß die Voraussicht eines solchen Falles zu einem Motiv der Politik gemacht und der König von Frankreich aufgefordert werden sollte, die Monarchie, welche dereinst seinen Enkeln zufallen werde, unmittelbar auch selbst zu vertheidigen. Einer der angesehensten Staatsmänner

[1] L'archevêque d'Embrun à Louis XIV., bei Mignet II, 105. 112.

des Landes, der Herzog von Medina de las Torres, machte dieß zu ſeinem oberſten politiſchen Grundſatz.

Eben an dieſe Anſicht nun knüpften die Franzoſen, die es lieben, ſich an Verträge anzulehnen, und die Intereſſen des andern Theiles für ſich aufzurufen, ihre Entwürfe an.

Alle Anſtrengungen der ſpaniſchen Monarchie waren damals gegen Portugal gerichtet, deſſen Losreißung einſt den Beginn des Verfalles ihrer Macht bezeichnet hatte, ohne deſſen Unterwerfung die alte Größe ſich nicht wiederherſtellen ließ. Portugal ward aber unter der Hand gerade von Frankreich ſelbſt unterſtützt, welches dieſe offenbare Verletzung des pyrenäiſchen Friedens damit entſchuldigte, daß derſelbe auch auf der andern Seite nicht ausgeführt werde. Marſchall Turenne hauptſächlich hatte dieſe Angelegenheit in die Hand genommen. Carl II. von England, der ſich mit einer Prinzeſſin aus dem Hauſe Braganza vermählte, und dann die Sache von Portugal zu der ſeinen machte, wurde dazu von Frankreich her angeregt und in den Stand geſetzt.

Die Meinung der Spanier war nun, daß Ludwig XIV., deſſen Enkel dereinſt ja auch Portugal ſelbſt erben würde, wenn man es wieder unterwerfe, mit aller Kraft dazu mitwirken, und ſich nicht allein von England losſagen, ſondern ſich vielmehr mit Spanien gegen England und Portugal verbinden ſolle. König Ludwig wies das mit nichten von der Hand: er erklärte ſich geneigt, ſich von Carl II. zu trennen, ſeine Mitwirkung gegen Portugal zu gewähren, jedoch unter der Bedingung, daß man ihm dagegen ſeine Forderungen bewillige.

Dieſe waren zweifach. Vor allem ſollte die Ungültigkeit der Renunciation ſeiner Gemahlin von den Spaniern feierlich anerkannt werden, damit die Welt ſehe, daß er, indem er

zur Unterwerfung von Portugal beitrage, ein Recht seiner Nachkommen vertheidige. Doch war ihm dieß nicht die Hauptsache. Da das Interesse des französischen Reiches an und für sich die Aufrechterhaltung von Portugal verlange, so begehrte er, wenn er helfen solle es zu unterwerfen, nicht eine Anweisung auf die Zukunft, die doch immer unbestimmt sei, sondern eine unmittelbare Entschädigung: er trug darauf an, daß ihm dafür eine Gebietsabtretung an der östlichen Grenze von Frankreich bewilligt werde. Er nannte zunächst: Franche Comté, Cambrai, Hennegau, Luxemburg; doch auch andere Territorialausgleichungen werde er annehmen; er ließ, wenn sie ganz in seinem Sinne ausfielen, sogar erwarten, daß er dafür seinen Anspruch an die Erbfolge aufgeben, und die Verzichtleistung nach der Hand wieder als gültig anerkennen werde.

Wie kamen da, nicht lange nach dem Tode des Cardinals Mazarin, dessen eigenste Ideen über die Vergrößerung von Frankreich wieder zum Vorschein. Was Mazarin in den glücklichsten Momenten seiner Kriegführung und Politik ins Auge gefaßt hatte, eine Erwerbung der gesammten Niederlande, schien in diesem Augenblicke wieder möglich; der Gesandte bekam den Auftrag, die Sache in Vorschlag zu bringen. Der durch die Vermählung erworbene Anspruch und die Vertheidigung des ohne Zweifel größten Interesses, welches Spanien hatte, sollte mitten im Frieden zur Ausführung des alten Planes dienen.

Und ein großer politischer Gedanke war es ohne Zweifel, alle Ansprüche auf die Succession ernstlich fallen zu lassen, wenn dagegen die reichen und großen Provinzen der spanischen Niederlande erworben wurden. Ich denke, das spätere Frankreich würde sehr zufrieden damit gewesen sein. Auch die

pyrenäiſche Halbinſel hat ſich ſpäter oft nach der Vereinigung geſehnt, die damals noch einmal möglich ſchien.

Die Combination der Abſichten hat etwas Aehnliches von der Haltung, welche in einer folgenden Epoche Friedrich II. von Preußen einnahm, als er der Königin von Ungarn gegen die Anerkennung ſeiner Erbanſprüche auf einige ſchleſiſche Herzogthümer das Anerbieten machte, dafür die Vertheidigung ihrer Monarchie wider alle ihre Feinde zu übernehmen. Die kräftigen Nachbarn bieten ihre überlegene Kriegsmacht den herabgekommenen, im Augenblicke hülfloſen, von andern Seiten gefährdeten Monarchien an, wenn dieſe dagegen ihnen ihre Anſprüche gewähren wollen. Was da in der That das Rathſamſte für dieſe geweſen wäre, ob ſie nicht am weiſeſten gethan hätten, auf die Anerbietungen einzugehen, auf ihren Grund wenigſtens zu unterhandeln, darüber läßt ſich ſtreiten. Aber wer möchte ſich wundern, wenn ſie es nicht thaten? Ihr ganzes Selbſtgefühl war ſchon durch die Anmuthung beleidigt.

In Spanien iſt es vielleicht niemals zu einer Erörterung der Frage in ihrem ganzen Umfange gekommen.

Der damalige franzöſiſche Geſandte in Spanien, George d'Aubuſſon de la Feuillade, Erzbiſchof von Embrun, hielt für ſeine Aufgabe, vor allen Dingen zuerſt die Nichtigkeitserklärung der Renunciation der Königin, an die ſich alles andere knüpfen ſollte, zu Stande zu bringen. Er verlangte dieſelbe ſogar noch formeller als ſein König. Denn wenn die in Ausſicht geſtellte neue und ernſtliche Verzichtleiſtung Werth haben ſollte, ſo mußte die Ungültigkeit der früheren erſt anerkannt ſein. Philipp IV., für welchen der eigentlich politiſche Gedanke wenig Bedeutung hatte, und der ſeiner Monarchie mit caſtilianiſchem Stolze zutraute, daß ſie auch allein Portugal

überwältigen werde, legte die Frage über die Gültigkeit der Renunciation den Rathsverſammlungen ſeiner Beamten vor. Dieſen lag jede politiſche Rückſicht nun vollends fern. Eine Conſulta nach der andern ſprach ſich dahin aus, daß der von der Königin von Frankreich bei ihrer Vermählung geleiſtete Verzicht auf die ſpaniſche Krone verpflichtend ſei. Auf den König ſelbſt machte die Betrachtung Eindruck, daß die jüngere Infantin durch das Zurücktreten ihrer älteren Schweſter Rechte erworben habe, welche ihr ohne Ungerechtigkeit nicht geſchmälert werden dürften. Bereits im Sommer 1662 erklärte der ſpaniſche Hof dem franzöſiſchen, daß die Gültigkeit der von der allerchriſtlichſten Königin geleiſteten Renunciation keinem Zweifel unterliege.

Während dieſer Zeit war die Unterſtützung Portugals durch die Franzoſen ſehr geringfügig geweſen. Die Portugieſen beklagten ſich laut und bitter über die offenbare Vernachläſſigung ihrer Angelegenheiten, ſie meinten, es werde lediglich den Franzoſen zuzuſchreiben ſein, wenn ihr Land wieder in die Hand von Spanien zurückfalle.[1] Und in der That, wenn jene Unterhandlungen gelungen wären, ſo möchte man das in Frankreich zugelaſſen haben. Nach der letzten Erklärung des ſpaniſchen Hofes aber verſchwand die Möglichkeit der Vereinbarung einer ſo engen Allianz; ohne Verzug noch Bedenken nahmen ſich hierauf die Franzoſen Portugals wieder beſſer an. Schon wollte Schomberg,[2] der ziemlich auf eigene

[1] Lettre du Cte de Ponte, ambassadeur de Portugal en Angleterre 17. Août 1662. — J'ai reçu des lettres de LL. MM. »où je vois malgré moi, que la France manque a ses propres intérêts et avec son omission pousse notre ruine.« Lettres de Turenne I, 348.

[2] Er gehört der rheinländiſch-pfälziſchen Familie der Schönberge an, nicht der meißniſchen, wie die frühern Marſchälle dieſes Namens.

Hand nach Portugal gegangen war und insgeheim von Frankreich unterstützt gleichsam die Vermittelung der beiden Länder übernommen hatte, mißvergnügt über den Mangel an allem zum Kriege Erforderlichen, wieder nach Frankreich zurückkehren. Wir haben die Instruction Turenne's für den Bevollmächtigten übrig, durch den er ihn von diesem Vorhaben zurückzubringen suchte und zurückbrachte. Mancherlei persönliche Vortheile sichert er ihm zu, vor allen aber das, worauf es ankam, eine ausreichende und regelmäßige Beihülfe.[1] Für die Erwerbung von Dünkirchen war es ein Motiv, daß die dafür gezahlte Summe den König von England in den Stand setzen werde, sich Portugals anzunehmen. Genug: da die Spanier die Unterdrückung Portugals von den Franzosen nicht für den Preis der Niederlande erkaufen wollten, so traten diese den Portugiesen mit nachhaltiger Hülfe zur Seite, und hielten sie dadurch in der That aufrecht.

So wie die Republik Holland in dem sechzehnten Jahrhundert, so war Portugal im siebzehnten eine Schöpfung der französisch-englischen Politik. Doch konnte sich wohl Frankreich in beiderlei Hinsicht den größeren Antheil zuschreiben. Portugal hätte sich ohne die Einwirkung Richelieu's nie von der spanischen Monarchie getrennt, ohne die Hülfe Turenne's derselben wahrscheinlich wieder unterworfen.

Hatten aber die Spanier die Forderungen Ludwigs XIV. abgelehnt, so fühlte sich dieser um so mehr angetrieben, sie das Gewicht seiner Macht fühlen zu lassen, und was sie ihm versagten, ihnen auf einem andern Wege abzudringen.

[1] Instruction pour le sieur Fremont allant en Portugal 12. Janv. 1663. Er läßt ihm empfehlen: »regarder bien solidement aux moyens de faire que le pays résiste aux forces des Espagnols.« Lettres de Turenne I. 374.

Großes Aufſehen machte damals das Gerücht, Philipp IV. beabſichtige bei der Vermählung der jüngeren Infantin Margarethe mit dem Kaiſer Leopold dieſem Fürſten, in dem ſich alle Rechte der deutſchen Linie des Hauſes ohnehin vereinigten, zugleich die Niederlande zu überlaſſen. Man verknüpfte damit ſogar die Behauptung, der Kaiſer werde dann die Herrſchaftsrechte über die jetzt unter den Generalſtaaten republikaniſch conſtituirten Provinzen zurückfordern. In den ſpaniſchen Niederlanden regte ſich hierüber mancherlei Mißſtimmung; in einigen großen Städten kam man auf den ſchon öfter gehegten Gedanken zurück, auch den katholiſchen Provinzen unter dem Schutz von Holland und von Frankreich eine republikaniſche Verfaſſung zu geben. Der umſichtige Staatsmann, welcher damals die holländiſche Politik leitete, der Rathspenſionarius Johann de Witt, wies dieſen Gedanken mit nichten von der Hand; die Franzoſen — denn wie ſollte es ihnen, ſo ſagten ſie ſelbſt, nicht angenehm ſein, wenn Spanien ganz aus den Niederlanden weichen müſſe — gingen mit Vergnügen darauf ein. Sie kamen ſogleich auf ihr ſo eben bei dem ſpaniſchen Hofe geſcheitertes Verlangen zurück. Bemerkenswerth iſt eine Inſtruction Turenne's, in der er die Nothwendigkeit neuer Erwerbungen für Frankreich ausführt; denn ſo ungenügend ſeien die franzöſiſchen Grenzen gezogen, daß ein Feind bei der geringſten vorkommenden Unordnung binnen vier Tagen vor Paris erſcheinen könne.[1] Der König ſelbſt ſagte, er werde bei dieſer Gelegenheit daran denken, ſich der verſchiedenen Landſchaften

[1] Instruction pour le Cte d'Estrades, Dcbr. 1662. Lettres I, 371, »que le roi se ressouvient toujours, qu'aux moindres desordres de l'état on voit en quatre jours les ennemis aux portes de Paris.«

und Plätze zu bemächtigen, durch welche der Umfang von Frankreich an dieser Seite allzusehr eingeengt würde. Er führte den Holländern zu Gemüthe, daß ihm einst von den Spaniern ein gemeinschaftliches Unternehmen gegen sie, und alsdann eine Entschädigung an den Grenzen von Flandern versprochen worden sei. Auch diese Eröffnung wies der Rathspensionarius nicht von sich; es zeigte sich bald, daß er selbst nicht uneigennützig war. Wenn er einwilligte oder selbst vorschlug, daß so bedeutende Plätze, wie Aire, St. Omer, Cambray an Frankreich übergehen möchten, so knüpfte er doch daran die Bedingung, daß den Generalstaaten dagegen Ostende und Brügge zufallen solle und das übrige Gebiet der neu zu bildenden Republik überlassen werde. Auf das eifrigste verwendete er sich bei den einflußreichsten Männern im Lande für die Annahme dieser Bestimmungen. Es ist wirklich — bereits im October 1663 — in den Generalstaaten zu einem Beschluß in diesem Sinne gekommen.[1] Die Bedingungen werden darin festgesetzt, unter denen man die spanischen Provinzen zu einer Republik umzugestalten dachte. Als Rechtsgrund des Verfahrens sollten die Successionsansprüche des Königs von Frankreich dienen: die Republik sollte sie anerkennen, der König aber bei der Einrichtung der Republik für den Preis jener Schadloshaltung darauf Verzicht leisten. Witt brachte sogleich einen Vertragsentwurf zum Vorschein.

Bei alle dem waltete noch Eine große Meinungsverschiedenheit ob. In Holland verlegte man die Auseinandersetzung in entfernte Zeiten. In dem Beschluß ist ausdrücklich enthalten, daß Ludwig XIV. versprechen sollte, die spanische Monarchie weder unter dem jetzt regierenden König,

[1] Der Beschluß steht in Simons Johann de Witt I, 202.

noch auch bei Lebzeiten des folgenden anzugreifen, ſondern die Eröffnung ſeiner Succeſſion in Frieden abzuwarten. Darauf aber einzugehen hatten die Franzoſen nicht die Neigung. Es ſchien ihnen, als liege alsdann in dem ganzen Vertrage mehr eine Garantie der ſpaniſchen Niederlande als ein Vortheil für ſie ſelber. Der junge König, der ſeine Macht fühlte, wollte ſich die Hände nicht dergeſtalt auf unbeſtimmte Zeit hinaus binden laſſen. [1]

Und in dem bot ſich ihm ein neuer Gedanke dar, der unmittelbar zu dem vorgeſteckten Ziele führen zu können ſchien.

In einigen niederländiſchen Provinzen herrſchte die Rechtsgewohnheit, daß bei der Trennung einer Ehe durch den Tod der überlebende Gatte ſelbſt diejenigen Güter, die von ihm herrührten, nur noch als Nutznießer beſaß, das wahre Eigenthum aber den Kindern dieſer Ehe zufiel. [2] Die niederländiſchen Rechtsgelehrten führten Beiſpiele an, nach denen dieſer oder ein verwandter Gebrauch bei der Vererbung der großen Lehen ſelbſt in Anwendung gekommen ſei, woraus man denn folgerte, daß der älteren Schweſter, der Königin von Frankreich, ein näheres Recht auf die Erbfolge in den Niederlanden zuſtehe als ihrem jüngeren Bruder.

Dieſer Rechtsanſpruch war nicht etwa eine Erfindung der Franzoſen. Zuerſt wird deſſelben in einem Schreiben ihres Geſandten im Haag, des Grafen von Eſtrades, als einer

[1] Lyonne an Eſtrades 9. Nov. 1663, bei Mignet 1, 236.

[2] Wie es in dem Commentar zu den Rechtsgewohnheiten von Mecheln heißt: »Secundum antiquas Meklin. constitutiones et fere per universam Brabantiam superstes altero conjuge mortuo usufructuarius redditur suorum bonorum, eorum proprietate statim ad liberos proximos vel qui haeredes futuri sunt devoluta.«

Meinung, die ſich in Brüſſel ausbreite, gedacht:[1] dienſtbefliſſene juridiſche Gelehrſamkeit bot ihn dar.[2] Niemand wird behaupten, daß die Abſichten des franzöſiſchen Hofes aus demſelben entſprungen wären; ſie waren vielmehr vorlängſt gefaßt. Aber ſie empfingen jetzt unerwartet die Begründung, deren ſie noch entbehrten. Wie willkommen mußten Deductionen ſein, die eben das, was man wünſchte, als zu Recht begründet erſcheinen ließen! Beſonders Turenne ergriff die Sache mit dem ganzen Eifer ſeiner Application: einer ſeiner Secretäre, Duhan, brachte die erforderlichen Hülfsmittel zuſammen und arbeitete eine ausführliche Denkſchrift darüber aus.[3]

Im Anfang meinte der franzöſiſche Hof, auf den Grund dieſer Rechtsanſprüche ſelbſt noch ohne Anwendung der Waffen zu ſeinem Ziel gelangen zu können. Sollte nicht Holland abermals darauf denken, ſich auf dieſelben eingehend

[1] Lettres d'Estrades 23. Nov. I, 242.

[2] Auch die Flugſchrift: Deductio qua probatur etc. erwähnt consultationes cum juris consultis Belgii clam habitas. In dem Traité geſchieht einer ſolchen unter verſtecktem Namen im Jahre 1664 geſchehenen Conſultation Erwähnung. Stockmanns: de jure devolutionis 1668 entwickelt die ganze Doctrin, bleibt aber c. XXI, §. 7 bei der Behauptung ſtehen: »non posse duci argumentum a privatis feudis ad supremas potestates.«

[3] Es iſt der ſehr wohl geſchriebene Traité des droits de la reine très christienne sur divers estats de la monarchie d'Espagne, Paris 1667. Von Bourzeis, der ſelbſt gewöhnlich als der Verfaſſer genannt wird, ſtammt die lateiniſche Bearbeitung: Reginae christianissimae jura in ducatum Brabantiae et alios dotationis Hispanicae principatus, der jedoch keineswegs eine bloße Ueberſetzung iſt. Gleich von vorn heißt es z. B. im Franzöſiſchen; »(le roi) en voulut avoir le sentiment de toutes les fameuses universités de l'Europe.« Das Latein kommt der Wahrheit wenigſtens etwas näher: »eruditissimos doctores in celeberrimis totius Europae academiis consuluit.« (p. 10.)

den Frieden zu ſichern? Sollte nicht Spanien ſelbſt, beſonders wenn Holland darauf dringe, hülflos wie es ſei, ſich einer Anforderung fügen? Lyonne ſprach die Hoffnung aus, daß der König ohne Schwertſtreich, ohne gehäſſigen Angriff auf einen Unmündigen ſeine Abſichten erreichen werde.

In der That machte die Eröffnung des Planes auf Johann de Witt großen Eindruck. Er zog in Betracht, daß in der Lage des damaligen Europa Ludwig XIV. unüberwindlich ſei; Spanien zittere vor ihm, der größere Theil des deutſchen Reiches hänge von ihm ab, mit der Schweiz ſei er verbündet, England fürchte ihn. Er hielt für beſſer, daß man ihm die Zugeſtändniſſe, wie ſie ſchon für eine ſpätere Zukunft gemacht waren, ſofort bewillige, als einen allgemeinen Sturm veranlaſſe.

Es dauerte bis gegen das Ende der Tage Philipps IV., ehe ſich der franzöſiſche Hof entſchloß, einen Antrag dieſes Inhaltes in Spanien vorzubringen. Auch geſchah es dann nicht auf offiziellem Wege, ſondern durch die beiden Königinnen von Frankreich. Sie ſtellten vor, daß Ludwig XIV. von ſeinen Rechten durchdrungen ſei, und die Macht beſitze, dieſelben geltend zu machen. Wie viel beſſer für Spanien, wo man eine lange Minderjährigkeit erwarten müſſe, mit demſelben ein gütliches Abkommen zu treffen, durch welches man dem Unmündigen einen großen Freund und Beſchützer gewinnen werde. Philipp den IV., der ſo vieles Ungemach und Unglück erfahren, blieb es erſpart, von dieſer Anmuthung zu vernehmen: er ſtarb, ehe ſie an ihn gelangte. Aber der Tod des Fürſten, der doch immer eine gewiſſe Autorität über die Mitglieder ſeiner Familie beſeſſen hatte, machte eine Abkunft nur um ſo dringender, wenn man anders dem Ausbruche eines

Krieges zuvorkommen wollte. Ehe noch die beiden Königinnen ihre Thränen über den Tod ihres Bruders und ihres Vaters getrocknet hatten, brachten sie die Sache bei dem spanischen Gesandten in Paris in Anregung. In dem Beileidsschreiben, das die ältere, Anna von Oesterreich, an ihre Schwägerin, nunmehrige Königin-Regentin von Spanien, Maria Anna, Tochter des Kaisers Ferdinand, richtete, beschwur sie dieselbe bei der Liebe Gottes, um der Union beider Häuser, der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe willen, auf diese Vorschläge einzugehen. War die Angelegenheit aber dringender, so war sie auch durch den Todesfall um vieles schwieriger geworden. Dem alten geprüften König wäre es vielleicht möglich gewesen, Rathschläge dieser Art, obgleich er sie ohne Zweifel ebenfalls verworfen hätte, wenigstens in Erwägung zu ziehen. Wie hätte aber eine Regentin, eine Fremde, ihnen auch nur ihr Ohr leihen können? Maria Anna erwiederte: durch die testamentarische Anordnung ihres verstorbenen Gemahls sei sie verpflichtet, die Provinzen der Monarchie ungeschmälert beisammen zu halten, nicht ein Dorf könne und werde sie abtreten. Sie hielt es für ihre Pflicht, eben so gut wie einst die Königin von Frankreich selbst, die Monarchie wie sie war, ihrem Sohne, wenn er herangewachsen sei, zu überliefern. Dem entsprach die Gesinnung in der ganzen Monarchie, in allen Provinzen. In den Niederlanden wurde der Eid der Treue dem unmündigen Könige unverzüglich, ohne Rücksicht auf die Prätensionen von Frankreich geleistet; man traf selbst einige, wiewohl schwache Anstalten zur Vertheidigung.[1] Und indessen waren auch die

[1] De la Fuente an Philipp IV. 23. Aug. 1665. Der officiellen Schrift: Les droits de la reine ist es von Isola mit Heftigkeit zum Vorwurfe gemacht worden, daß sie die ersten Eröffnungen nach dem Tode

Bemühungen de Witts bei den Generalſtaaten vergeblich gewesen: die übrigen Mitglieder theilten dießmal mit nichten die Hinneigung ihres Führers zu neuen Conceſſionen.

Unter dieſen Umſtänden war es ein Ereigniß von Bedeutung, daß die Königin Mutter von Frankreich, Anna von Oeſterreich im Januar 1666 verſchied. Sie hielt den Frieden zwiſchen den beiden Monarchien, die Union der beiden Häuſer für ihr perſönliches Werk. Hätte ſie gelebt, ſo würde ſie alles verſucht haben, um daſſelbe aufrecht zu erhalten: ihr Tod entledigte den König auch dieſer Rückſicht.

Wie nun, wenn er ſeinen Anſpruch mit den Waffen durchzuſetzen unternahm, von der Drohung zur Ausführung derſelben fortging? Dieſer Schritt hat ſich als ein ſolcher erwieſen, von dem eine neue Epoche der Weltgeſchichte datirt werden darf; der König ſah ihn im Augenblick, daß er ihn that, für leicht und ungefährlich an. War nicht ſchon die Erwerbung von Dünkirchen eine Ueberſchreitung der ihm im pyrenäiſchen Frieden vorgezeichneten Grenzen geweſen? Wer hatte ihm widerſtanden, als er Truppen nach Italien ſchickte, um den Papſt zur Nachgiebigkeit zu zwingen? Europa hatte ruhig zugeſehen, wie er ſich der letzten Feſtungen von Lothringen bemeiſterte. Er durfte denken, daß er nicht mehr zu befürchten habe, wenn er jetzt zu Thätlichkeiten gegen Spanien ſchritt. Die Aufgabe ſchien ihm darin zu liegen, ſein Verhalten zu den europäiſchen Mächten ſo zu ordnen, daß er ihrer Meiſter blieb.

Zwei partielle Kriege beſchäftigten damals Europa, der portugieſiſch-ſpaniſche, der allmählich in Folge zwei großer

Philipps IV. anſetzt. Es waren nur die erſten, auf die eine Antwort erfolgte.

Schlachten ſich entſchieden zum Vortheil von Portugal wandte, und der Krieg zwiſchen Holland und England, der mehr aus gegenſeitiger Eiferſucht, als aus unverſöhnbaren Differenzen entſprungen, immer heftiger entbrannte. Ludwig entſchloß ſich endlich, den Verpflichtungen der Verträge gemäß, auf die Seite der Holländer zu treten. Nicht als hätte er denſelben das Uebergewicht über England zu verſchaffen vermeint; er wollte ſie nur nicht erdrücken laſſen. Ohnehin war es ja einleuchtend, daß die franzöſiſche Marine nur wenn das Gleichgewicht zwiſchen den beiden Seemächten erhalten wurde aufkommen konnte. Hauptſächlich unterſtützte er Holland gegen den kriegeriſchen Erzbiſchof von Münſter, der mit England verbündet war, er nöthigte denſelben die der Republik entriſſenen Plätze wieder herauszugeben.

England verſuchte damals den Frieden zwiſchen Spanien und Portugal zu Stande zu bringen. Man begreift es, daß Ludwig dieß Vorhaben zu hindern ſuchte, da er wünſchen mußte, Spanien, das er angreifen wollte, auf der pyrenäiſchen Halbinſel beſchäftigt zu ſehen. Aber ſehr anſtößig ſind doch die Mittel, die er anwandte. Nicht ohne Erſtaunen ſieht man aus der Correſpondenz ſeiner Miniſter, wie abſichtlich und bewußt ſie darauf ausgingen, Spanien zu täuſchen. Indem der König von Frankreich alles that, um die Kriegsluſt der Portugieſen anzufeuern, bot er den Spaniern ſeine Vermittelung ſtatt der engliſchen an. Dieſe ließen, aus Vorliebe für den Glaubensgenoſſen, ſich wirklich verleiten, die verſtellte Mediation der Franzoſen der ernſtlich gemeinten der Engländer vorzuziehen. In dem Briefwechſel erſcheinen die Königin Regentin und nicht allein etwa ihr Beichtvater, ſondern auch ihre weltlichen Räthe, der Graf Pennaranda, der Marquis Aytona

von der religiösen Außenseite der französischen Anerbietungen geradezu verblendet. Aber indem sie ihr Heil von Ludwig XIV. erwarten, tritt dieser mit ihrem Feinde, dem König von Portugal, den sie als Tyrannen bezeichnen, in den engsten Bund, verheißt ihm neue ansehnliche Hülfe, und gibt ihm eine französische Prinzessin zur Gemahlin.

So hielt er Spanien beschäftigt; Portugal und Holland in seinem Bund; wenn er sich mit England im Kriege befand, so gewährte ihm derselbe ein Mittel, auch diese Macht zu verpflichten.

Statt sich der Vortheile zu bedienen, die ihm eine Verbindung mit den Republikanern in England und mit den Katholiken in Irland hätte verschaffen können, oder wie er einmal im Sinne hatte, Jersey anzugreifen, bot Ludwig dem König von England an, ihm alles, was er im Laufe des Krieges in Amerika gewonnen hatte, vor allem St. Christoph, auf das dieser Fürst einen großen Werth legte, herauszugeben, und ihm zugleich einen annehmbaren Frieden mit Holland zu vermitteln, wenn er dagegen verspreche, Frankreich in seinen nächsten Unternehmungen nicht zu stören. Die Unterhandlung ward, um sie nicht etwa zur Kunde der Holländer kommen zu lassen, so viel wie möglich durch persönlichen Schriftwechsel der beiden Könige geführt. Ludwig XIV. bestand zuletzt sogar nicht einmal auf einer eigenhändigen Zusage des Königs von England: es genügte ihm, daß die Mutter desselben, Henriette, die damals in Chaillot wohnte, ihn derselben versicherte. Es war in einem Briefe an seine Mutter, daß der König von England sich anheischig machte, binnen eines Jahres keine Verbindung mit irgend einer Macht einzugehen, welche den Interessen von Frankreich entgegenlaufen könnte.[1] Dieser Brief

[1] »Que je n'ai pris jusqu'ici et ne prendrai d'une armée

wurde dem Miniſter Lyonne nicht einmal eingehändigt, ſondern nur vorgeleſen. Aber Ludwig XIV. trug kein Bedenken, hierauf ſein Erbieten in Bezug auf die amerikaniſchen Beſitzungen zu beſtätigen, und auch ſeinerſeits ein freundſchaftliches Verhalten gegen England auf ein Jahr lang zu geloben.

Eine große Umſicht erforderten die ſo vielfach verflochtenen deutſchen Intereſſen. Hätte der König den Schweden gewähren wollen, was ſie forderten, ſo würde er ſie allerdings gewonnen, aber die deutſchen Fürſten auf die Seite des Hauſes Oeſterreich getrieben haben. Er mußte jene feſthalten, ohne dieſe zu verletzen. Worauf alles ankam, es gelang ihm, die Fürſten, welche die Rheinübergänge in ihren Händen hatten, zu dem Verſprechen zu bewegen, daß ſie den Truppen des Kaiſers, wenn dieſer den Spaniern in Flandern zu Hülfe kommen wolle, den Uebergang über den Fluß nicht geſtatten würden.

Der Sinn des Königs war, die Landſchaft, die er ſich zur Beute auserſehen hatte, politiſch und militäriſch vollkommen zu iſoliren. Als er die erwähnte Zuſage Carls II. von England erlangte, konnte er ſeinen Plan als gelungen anſehen. Am 17. und 18. April 1667 wurden jene Verſicherungen gewechſelt, und man ſchritt nun mit allem Eifer zu den definitiven Rüſtungen.

Auch dieſe konnten, da der Krieg noch dauerte, ohne Aufſehen vollzogen werden. In der Picardie wurden Magazine errichtet, angeblich zum Gebrauch der verbündeten

entière aucune nouvelle liaison avec aucun roi prince ou potentat, qui soit ou puisse être contraire à la France ou par laquelle je puisse être engagé contre ses intérêts.« Bei Mignet II, 45. Vgl. Mémoires de Louis XIV., 289. Ein Excerpt aus ſeinen Dictaten bei Noailles II, 251.

holländiſchen Flotte, in der That aber zur Verproviantirung der Occupationsarmee. Denn zum ſtaatswirthſchaftlichen Syſteme Colberts gehörte es, die Truppen aus eigenen Magazinen zu verpflegen und den Verbrauch dem Landbau zu gute kommen zu laſſen. Unter dem Scheine, als wolle man die Marine-Anlagen verſtärken, wurden Kanonen gegoſſen, deren man ſich zu dem Feldzuge bedienen wollte.

Und mit derſelben allſeitigen Umſicht ward nun auch dieſer ſelbſt eingeleitet. Es ward nicht für unnütz geachtet, die Spanier auch noch von der Seite von Rouſſillon her zu bedrohen; auch auf Fuentarabia wurde ein Anſchlag gemacht; an der Moſel ſtellte ſich der Herzog von Crequi auf, um jede feindliche Bewegung oder Erhebung in dieſen Gegenden ſofort zu unterdrücken; man ſchickte Kundſchafter nach Franken, um zu erfahren, ob der Kaiſer nicht etwa in Böhmen oder Schleſien Truppen ſammle.[1] Der Angriff ſelbſt ſollte an dem linken Ufer der Lys von dem Marſchall d'Aumont, in der ganzen Breite der übrigen Grenzen von der großen Armee, die ſich unter Turenne bei Amiens ſammelte, erfolgen; bei dieſer erſchien der König am 19. Mai ſelbſt, um, wie er geſagt haben ſoll, unter dieſem Meiſter das Kriegshandwerk zu lernen.

Die erſten Unternehmungen waren unendlich leicht. Der Gouverneur der Niederlande, Marquis von Caſtelrodrigo, war ſo eben beſchäftigt, die Feſtungen zu ſchleifen, die er zu vertheidigen verzweifelte, ſo daß ſie den Franzoſen ſofort in die Hände fielen. Unter ihnen war auch Charleroi, wo die Arbeiten noch nicht hatten vollendet werden können; am 2. Juni ward es von Podewils, einem brandenburgiſchen

[1] Instruction par le Marquis de Créquy, redigée par le Vicomte de Turenne. Lettres et Mém. 1, 439.

Officier, der ſich unter Turenne gebildet hatte, in Beſitz genommen. Von der Wichtigkeit der Poſition durchdrungen, beſchloß man, den Platz ſofort aufs Neue zu befeſtigen: in vier Wochen ſollte er haltbar gemacht werden; die Herren des Hofes wendeten wetteifernd ihre eigenen Mittel an, um Arbeiter dabei anzuſtellen.[1]

Ich weiß jedoch nicht, ob dieſer Feldzug überhaupt für ſo glänzend und glorreich angeſehen werden darf, wie dieß zu geſchehen pflegt. Ludwig XIV. hätte am liebſten Brabant angegriffen, auf das ſeine dem Provinzialherkommen entnommenen Anſprüche ſich zunächſt bezogen. Auch rückte er bereits auf dem Wege gegen Brüſſel vor, als er vernahm, mit welchem Eifer man ſich daſelbſt gegen ihn rüſte; — die Wälle an der hohen Stadt waren aufs neue in Stand geſetzt, die Bürgerſchaft gemuſtert und unter die Waffen gebracht, zwei ſpaniſche Regimenter herangezogen; — die Betrachtung, daß dieſe Stadt dem noch nicht geübten und erprobten Heere, das er anführte, doch einen ſehr erfolgreichen und langwierigen Widerſtand entgegenſetzen könnte, bewog ihn am vierten Tag, nicht ohne Beſchwerlichkeiten für Transport und Zufuhr eine Richtung gegen Tournai einzuſchlagen.[2] Dieſen Platz zu erobern, hatte keinerlei Schwierigkeit, da er nur von einem Regiment Irländer vertheidigt und die Population ſehr geneigt war, ſich zu überliefern. So fielen gleich darauf auch Douai und Courtrai in die Hand der Franzoſen; aber große Thaten waren auch da nicht geſchehen; der König ſelbſt hielt es ſeiner

[1] »Y en ayant qui entretenoient par jour jusqu'à cent travailleurs.« Pelisson Histoire de Louis XIV. II, 155.

[2] Vgl. Pelisson Histoire II, 162. Denn daß Turenne nur den Angriff auf Tournai habe maskiren wollen, iſt lediglich Vermuthung.

für nicht würdig, in Perſon vor Courtrai zu erſcheinen, da es von allen Vertheidigungsmitteln entblößt war. Dagegen wäre ſein Ehrgeiz geweſen, ſich Dendermonde's zu bemächtigen, wodurch er eine feſte Poſition an der Schelde gewonnen, Brüſſel, Gent und Mecheln zugleich gefährdet haben würde. Gegen Ende Juli nahm er zur Seite Turenne's ſeinen Marſch dahin: auf dem Wege eroberte er Oudenarde und Aloſt; Dendermonde dagegen fand er wider Erwarten zu dem ernſtlichſten Widerſtande vorbereitet. Die Waſſerdämme waren durchſtochen, das niedere Land überſchwemmt, und die noch in den letzten Augenblicken verſtärkte Beſatzung der Stadt ziemlich zahlreich;[1] ihr auch nur die Zufuhr abzuſchneiden erſchien unmöglich. So ward auch dieſe Unternehmung aufgegeben. Wie von Brüſſel gegen Tournai, ſo wendete ſich jetzt der Eroberungseifer Ludwigs von Dendermonde gegen Lille zurück. Hier bedurfte es einer mehr methodiſchen Belagerung und vieler Anſtrengung; zwei Stürme wurden abgeſchlagen, der dritte gelang. Es erinnert noch einmal an die letzten Kriege, daß ein Franzoſe, alter Anhänger Condé's, Graf Marſin, an der Seite der Spanier focht; ihm wird es zugeſchrieben, daß Dendermonde noch zur rechten Zeit die unentbehrliche Verſtärkung empfing; er ſammelte darauf eine doch ſo anſehnliche Schaar, daß er es wagte im Felde zu erſcheinen, um Lille zu unterſtützen. Aber ſchon war die Stadt übergegangen (27. Auguſt); auf dem Rückzug erlitt er eine Niederlage von den nacheilenden Truppen des Königs. Wie ſehr hätte dieſer gewünſcht, da er den Gedanken der Verfolgung

[1] Nach den deutſchen Nachrichten (Diarium europäum XVII, 300) ward ein Sturm verſucht, aber abgeſchlagen. „Wie ſie aufbrachen, gaben ihnen die Belagerten noch einen tödtlichen Letze-Trunk."

gehabt hatte, auch ſelber dabei zu ſein und die feindlichen Mannſchaften zu vernichten. Er hätte gemeint, auf dieſe Weiſe noch Herr des ganzen Landes zu werden.

Es iſt charakteriſtiſch, wie ſehr das Kriegsweſen noch mit dem Hofhalt zuſammenhing. Bei den dem Aufbruch vorangegangenen Muſterungen veranſtaltete man große Bälle, zu welchem Zwecke das königliche Zelt nach dem Muſter eines Saales im Louvre eingerichtet ward. Die Königin hatte ſich auf dem Sammelplatze der Truppen in Amiens von dem König getrennt, aber kaum vierzehn Tage darauf traf ſie wieder in Avesnes mit ihm zuſammen. Sie begab ſich dann nach Compiegne, wo die drei Miniſter weilten, die in Einem Wagen, ſo vertraut waren ſie jetzt mit einander, von der Hauptſtadt nach dem Lager gegangen waren. Vornehme Herren des Hofes erwarteten in Paris die Kunde, daß bei der Armee etwas vorgehen werde, dann eilten ſie faſt ohne Gefolge nach dem Lager, begierig, ihren Kriegsmuth zu bewähren. Als Lille gefallen war, kehrte Alles zurück. Zuerſt traf Colbert in St. Germain ein; ſeinen erſten Beſuch machte er bei der La Valliere, für welche Sorge zu tragen ſein beſonderes Geſchäft war. Bald darauf erſchien auch der König. Den St. Hubertustag konnte man wieder in Verſailles begehen, wo die Damen in allem ihrem Schmuck erſchienen.

Ich finde nicht, daß man ſich des gemachten Feldzuges ſehr gerühmt hätte. Turenne ſchien nicht mehr der Mann zu ſein, der er früher geweſen war. Man gab ihm Schuld, daß er nicht ſo viel als in ſeinen Kräften geſtanden hätte, für die Truppen gethan, und dem Feinde nicht entſchloſſen genug zu Leibe gegangen ſei. Noch im October ward der Beſchluß gefaßt, Condé wieder ins Feld zu ſchicken, und dabei alle die

zu verwenden, die noch von den alten weimariſchen Truppen übrig ſein möchten, von jenen Roſe, Balthaſar und Taupadel, die früher die Welt mit dem Ruf ihrer Thaten erfüllt hatten.[1]

Indem aber den Franzoſen ihre Fortſchritte und Erwerbungen noch keineswegs genügten, gerieth Europa über dieſelben in allgemeine Aufregung.

In Spanien war man von Erſtaunen über das Ereigniß gefeſſelt. Die Regierung hatte den Generalgouverneur der Niederlande noch eben angewieſen, ſich um die Rüſtungen, Magazine, Artillerieanhäufungen des allerchriſtlichſten Königs, der ja eine Wittwe und ein Kind nicht angreifen werde, nicht zu kümmern, als dieſer ſeinen bevorſtehenden Anfall ſelber ankündigen ließ. Bei dem Vortrag des Geſandten ſagte die Regentin kein Wort, ſie hielt nur bei den entſcheidenden Worten den Fächer ſtille, mit dem ſie ſich Luft zuwehte; am Abend trat ſie mit dem Großinquiſitor und dem kaiſerlichen Geſandten zu einer Conferenz zuſammen. Der franzöſiſche Geſandte ſah ſich hierauf von ſeinen Bekannten aus der höhern Geſellſchaft vermieden; das Volk wich ihm aus und grüßte ihn mit zweifelhafter Hochachtung aus der Ferne.

In Larenburg, bei Wien, hatte man noch ſo eben in einer Geſellſchaft bei dem Fürſten Lobkowitz die Geſundheit des Königs von Frankreich getrunken, als deſſen Geſandter dem Kaiſer die ihm aufgetragene Erklärung machte. Kaiſer Leopold erblaßte und erwiederte wenige Worte: doch drückte er darin aus, er halte ſich für verpflichtet, ſeinem Hauſe beizuſtehen. Der franzöſiſche Geſandte ließ dagegen am Hofe

[1] So verſichert der brandenburgiſche Reſident Johann Beck, 1. October 1667. Der Beſchluß ſei in Anweſenheit Condé's gefaßt worden.

vernehmen, durch Unterſtützung der Niederlande würde der Kaiſer den Frieden von Münſter brechen.

Wie hätten es nicht die Generalſtaaten bitter empfinden ſollen, daß der König, der allezeit nichts Neues zu unternehmen verſprochen hatte, ehe er Rückſprache mit ihnen genommen habe, zu jenem Einfalle geſchritten war, ohne ſie im mindeſten in Kenntniß zu ſetzen. Die Anſprüche, die er machte, gingen aber überdieß ſo weit, daß ſie ihn leicht zu ihrem Nachbar bekommen konnten, was ihnen immer die größte Gefahr zu ſein ſchien.

In England erhob ſich die öffentliche Stimme laut zu Gunſten der Vergewaltigten. Wenn nicht in dem erſten, ſo werde Ludwig XIV. doch in dem zweiten Feldzug ſich der geſammten Niederlande bemächtigen, und alsdann auch Holland zu Allem, was er ſelber vorſchreibe, nöthigen; auf der andern Seite werde ſich das franzöſiſche Reich bis an den Rhein ausdehnen, und die vier rheiniſchen Bisthümer in Beſitz nehmen; was habe dann England zu erwarten, wenn Frankreich ſich durch ſo viele Länder vergrößere und zugleich ſeine maritimen Streitkräfte, wie es thue, verſtärke? [1]

Die allgemeinen Beſorgniſſe fanden ihren Ausdruck in der Schrift des kaiſerlichen Geſandten Iſola, „Beſchirmung von Staat und Recht," in welcher ſogar vor jeder Friedensverhandlung mit dem König von Frankreich gewarnt wurde. Denn deſſen Entſchluß ſei doch, ſo weit zu gehen als ſeine Waffen ihn führen würden. Wenn die Renunciation der Königin von Frankreich auf ihr Erbrecht an die ſpaniſche Krone keine Gültigkeit haben ſolle, ſo ſei der Friede ſo gebrechlich wie das Leben des ſchwachen Prinzen, der ſie trage.

[1] Lettres de Temple I, 152. Ruvigny an Lyonne bei Mignet II, 513.

Ob nun aber dieſe Beſorgniſſe und Gefühle zu Handlungen oder auch nur zu nachhaltigen Verbindungen führen würden, blieb doch lange ſehr zweifelhaft. Wohl nahmen die Friedensunterhandlungen, die zwiſchen England und Holland zu Breda gepflogen wurden, jetzt einen beſſern Fortgang. Früher waren ſie von Ludwig XIV. befördert worden; in dem letzten Augenblicke hätte er die Verzögerung des Abſchluſſes lieber geſehen. Lyonne wenigſtens bemerkte dem Geſandten einmal, ſo lange der Friede nicht geſchloſſen ſei, werde Frankreich von den beiden Mächten keinen Widerſtand zu erwarten haben, der ſonſt der gefährlichſte wäre.[1] Aber ſchon war es zu ſpät, um hemmend einzuwirken. Wahrſcheinlich daß die Betrachtung des franzöſiſchen Miniſters auch den Mächten nicht fremd blieb, und zu ihrer Pacification beitrug: Johann de Witt hat ſie ausdrücklich ausgeſprochen.[2]

Indem aber England und Holland ihren Frieden ſchloſſen (31. Juli), waren ſie doch noch weit entfernt gemeinſchaftliche Sache gegen Frankreich zu machen. König Carl II. verſicherte unaufhörlich, daß die Allianz mit Frankreich ihm lieber ſei als jede andere. Auch nach dem Sturze des Kanzlers Clarendon und der Bildung eines neuen im Anfang mit dem Parlament beſſer einverſtandenen Miniſterium war von einem Bündniß zwiſchen England und Frankreich wie zur Vertheidigung ſo zum Angriff ſehr ernſtlich die Rede. Die Engländer wünſchten den Krieg gegen Holland mit franzöſiſcher Hülfe zu erneuern; es wäre ihnen ganz recht geweſen, wenn Holland ſich für

[1] Lyonne an Eſtrades und Courtin 15. Juli. Lettres d'Estrades IV, 382. »S. M. doit être bien aise, que votre négociation traine encore.«

[2] De Guiches Mémoires.

Spanien erklärt hätte, dann würden ſie ſich mit Frankreich zu einem Angriff gegen dieſe Mächte verbunden haben. Aber Ludwig, der Liſt und ſelbſt Betrug gegen ſeine Feinde für erlaubt hielt, hatte ſich doch zum Geſetz gemacht, ſeinen Verpflichtungen gegen Verbündete auf das Strengſte nachzukommen: er erklärte, daß er die Defenſivallianz in der er mit Holland ſtehe, ſo lange beobachten werde, als die Republik ſie nicht ſelber breche.[1] Hierauf wendete ſich die engliſche Regierung, der die modificirten Vorſchläge Ludwigs nicht genügten, von demſelben ab: nun erſt, im December 1667, gab ſie der öffentlichen Stimme Gehör und dachte daran, ſich mit Holland über die dem König Ludwig gegenüber zu beobachtenden Maßregeln zu verſtändigen.

Im Angeſicht der allgemeinen Aufregung, die ſeine Invaſion und das Weitausſehende ſeiner Anſprüche hervorbrachten, ſchon Anfang Juli in dem Lager vor Douai, hatte Ludwig ſelbſt eine beſtimmte Aeußerung über ſeine Abſichten für rathſam gehalten. Er ſagt darin, er wolle die ſich regenden Beſorgniſſe über den Anwachs ſeiner Macht, möchten ſie nun begründet ſein oder nicht, zerſtreuen. Und ſo erklärte er, daß er alle ſeiner Gemahlin durch den Tod ihres Vaters zugefallenen Rechte aufgeben wolle, wenn ihm Spanien die Abtretungen mache, die er forderte. Er nannte Franche-Comté, Luxemburg, Cambray und einige niederländiſche Grenzplätze.[2]

In den Generalſtaaten fehlte es nicht an Leuten, welche jede Conceſſion an Frankreich verwarfen; aber die meiſten waren dafür, das Anerbieten des Königs, den man nicht werde bezwingen können, zur Grundlage einer Unterhandlung

[1] Louis XIV. an Ruvigny bei Mignet II, 544.

[2] Mémoire du roi pour le Sr. Estrades, 4. Juillet 1667.

zu machen. Man verständigte ſich endlich, daß, um den Frieden herzuſtellen, die Abtretung der von Frankreich gemachten Eroberungen oder ein Aequivalent dafür von Spanien gefordert werden ſollte.

Da war es nun ein großes Ereigniß, daß auch England auf dieſe pacificatoriſchen Abſichten einging. Sir William Temple, der ſchon vorläufig mit de Witt geſprochen, kehrte in den erſten Tagen des Jahrs 1668 nach dem Haag zurück, von ſeinem König bevollmächtigt, eine Verbindung zu dieſem Zwecke zu ſchließen. Er gewann den Geſandten von Schweden — welche Macht damals, in Beſitz der Herzogthümer Bremen und Verden, für die Sicherheit der Republik von der größten Bedeutung war — Grafen Dohna, ſo daß derſelbe wenigſtens vorläufig die Geneigtheit ſeines Königs, in dieſen Vertrag einzutreten, erklärte. Nach einer raſchen, in wenigen Tagen vollbrachten Unterhandlung, im Januar 1668, kam die Tripelallianz zwiſchen Schweden, Holland und England zu Stande, die, wiewohl oft zu hoch angeſchlagen, in der That ein Moment in der europäiſchen Geſchichte bildet. Es lag etwas darin, daß andere Mächte, als die unmittelbar betroffene, und zwar noch ohne Bund oder Verſtändniß mit derſelben, ſich den Fortſchritten eines Eroberers entgegenſetzten. Aber wir ſehen, wie ſehr Alles auf einer faſt zufälligen Umwandlung der engliſchen Politik beruhte, und nur mit der größten Vorſicht geſchah es.

Ich denke nicht, daß de Witt den König von Frankreich zu beleidigen meinte. Unter den geheimen Artikeln kommt allerdings einer vor, der ziemlich anzüglich lautet. Die Mächte verlangen darin von Ludwig, wenn ſeine Vorſchläge angenommen würden, das Verſprechen, keine weiteren Beſitzergreifungen

in den Niederlanden zu vollziehen; ſollte der König dieß verweigern, ſo wollen ſie ſich mit Spanien vereinigen, und alsdann den Zuſtand der Dinge, wie er im pyrenäiſchen Frieden feſtgeſetzt worden war, herzuſtellen ſuchen. Das mochte eine Beleidigung in der Form ſein, in der Sache ſelbſt hatte es wenig zu bedeuten, da ja im Uebrigen die Bedingungen feſtgehalten wurden, welche von Frankreich ſelbſt vorgeſchlagen waren.[1] Bei weitem mehr wurde Spanien von der Allianz der Mächte betroffen. Sie vereinigten ſich, der ſpaniſchen Regierung die von Frankreich aufgeſtellte Alternative vorzulegen, und dieſelbe zur Annahme des einen oder des andern Vorſchlags nicht allein aufzufordern, ſondern nöthigenfalls zu zwingen. Ueber die große Frage von der Gültigkeit der Verzichtleiſtung hüteten ſie ſich, eine Meinung auszuſprechen; darüber ſollte das Recht der beiden Theile weder verſtärkt noch vermindert werden: es kam ihnen nur auf den vorliegenden Fall an. Indem die Tripelallianz eine weitere Vergrößerung von Frankreich zu verhindern ſuchte, erkannte ſie doch die ſo eben geſchehene an; ſie forderte die Spanier auf, ſich in die Verluſte zu fügen, und dieſelben durch den Abſchluß eines neuen Friedens zu beſtätigen. Sollte dieſe darauf eingehen oder nicht?

Die ſpaniſche Regierung, über die Abſichten Ludwigs enttäuſcht und durch den Fortgang ſeiner Unternehmungen in Schrecken geſetzt, hatte ſich endlich zum Frieden mit Portugal, zur Anerkennung dieſer Krone entſchloſſen;[2] in der Abſicht,

[1] Peliſſon Histoire III, 42. »Le roi ne put voir, qu'avec chagrin, qu'on prétendit — le forcer à une paix qu'il avoit offerte, qu'il avoit proposée, — mais dont on ne vouloit pas lui laisser l'honneur.«

[2] Mémoires d'Ablancourt 347.

ihre niederländiſchen Streitkräfte mit den nun freigewordenen ſpaniſchen zu verſtärken. Man begreift es, wenn der Marquis von Caſtelrodrigo Bedenken trug, ſich über die ihm vorgelegten Forderungen auszuſprechen; von den Vorſchlägen, die man ihm machte, war ihm der eine nicht minder widerwärtig als der andere. Aber bald ward er inne, daß er ſich zu der bittern Wahl entſchließen müſſe.

Im Februar 1668 ſchritt Ludwig zu einer neuen Unternehmung, gegen welche die Verbündeten, kraft ihres Vertrages nichts einwenden konnten, gegen die Franche Comté. Er hatte dazu den Prinzen von Condé, der einſt ſelbſt dieß Land zu erwerben gedacht hatte, herbeigezogen, ſie ging über Erwarten glücklich. Er hatte anfangs nur an eine Beſetzung der kleineren Ortſchaften gedacht, und die größeren einer ſpäteren Jahreszeit vorbehalten wollen. Aber auch dieſe wurden ſofort erobert. Beſançon fiel, noch ehe der König anlangte; an der Eroberung von Dole hatte er ſelbſt Antheil; auch die übrigen Plätze wurden genommen. Durch dieſen neuen Erfolg in ſeinem Selbſtgefühl beſtärkt, ſetzte er ſich in Bereitſchaft, wenn der Friede nicht zu Stande komme, auch in die Niederlande wieder einzubrechen. Caſtelrodrigo, der im Haag um Hülfe hiegegen anſuchte, erhielt die Antwort, daß er auf eine ſolche nur dann rechnen könne, wenn er von jenen Vorſchlägen den einen annehme.[1]

Die Frage war, ob er nicht die Franche-Comté ſelbſt aufgeben wollte, dann würden die Niederlande eine einigermaßen

[1] »J'accepte et admets — pure et sincèrement, de traiter et conclure sur ce que la France at occupé.« Die Königin habe ihm dazu gegeben: »tout le pouvoir et l'autorité qu'elle même possède.« (Declaration im Diarium Europäum Bd. XIX, S. 274.)

haltbare Grenze behauptet haben; in dem Haag hätte man dieß gewünscht. Aber Caſtelrodrigo zog den andern Vorſchlag vor, nach welchem die freie Grafſchaft ſpaniſch bleiben, aber dagegen alle von den Franzoſen in den Niederlanden eroberten Orte ihnen überlaſſen werden ſollten. Sein Beweggrund war: er wollte die Franzoſen in eine der Republik ſo viel möglich unangenehme Stellung bringen: wenn er den Frieden für jetzt annehmen mußte, ſo hoffte er doch auf einen baldigen Bruch deſſelben.

In dieſem Augenblick erſchien es faſt wieder zweifelhaft, ob nun Ludwig XIV. bei dieſen Vorſchlägen ſtehen bleiben werde. Er hatte eine neue Eroberung gemacht, neue Verbindungen geſchloſſen, mit Piemont für Italien, mit Baiern für Deutſchland; ein wohlgerüſtetes, kampfbereites Heer ſtand im Felde: wer wollte demſelben widerſtehen? Die Einnahme der geſammten Niederlande ſchien unfehlbar, wenn man die militäriſchen Kräfte gegen einander abwog. Aber die drei Miniſter erklärten ſich dawider. Lyonne hatte während des letzten Feldzuges erleben müſſen, daß man wenig nach ihm gefragt hatte, Colbert war bei den Soldaten unbeliebt,[1] Tellier und deſſen Sohn Louvois fürchteten bereits das Uebergewicht Turenne's. Aber überdieß, die Verwaltung war bisher vor allem auf die Entwickelung der inneren Wohlfahrt gerichtet geweſen; die Miniſter wollten nicht zugeben, daß nun das Intereſſe des Krieges die Oberhand bekäme. Sie ſtellten dem Könige vor, daß die durch Sparſamkeit und Ordnung gewonnenen

[1] Giuſtiniano fügt hinzu: »Colbert, che era al campo, punto veniva ben spesso del maresciallo di Turenne.« Ihm zufolge waren es die drei Miniſter, welche den König antrieben ſich Condé's wieder zu bedienen; ſie wollten ein Gegengewicht gegen Turenne.

Finanzerträge zwar eben noch für Einen Feldzug hinreichen würden, aber nicht für mehrere; das geschlossene Bündniß sei noch klein, könne aber plötzlich wachsen, und einen langjährigen Kampf veranlassen, der den kaum gegründeten Staatshaushalt wieder in Unordnung bringe;[2] — wolle der König dem verwegenen Schweden, einem Wrangel, entgegengehen und sein Leben wagen in einer Zeit, wo seine Nachfolge noch nicht recht gesichert sei, und ein Unfall das Reich den Stürmen einer abermaligen Minderjährigkeit aussetzen würde.

In der That konnte der König die Bedingungen, die er selbst vorgeschlagen hatte, nicht verwerfen, ohne den Schein von Unzuverlässigkeit und Eroberungsgier auf sich zu laden. Aber er wünschte vielmehr bei seinen Nachbarn, namentlich den minder mächtigen, den Ruf der Mäßigung und Festigkeit zu behaupten. In den Verträgen war nichts, was den großen Ansprüchen seiner Gemahlin entgegengelaufen wäre; sie schienen vielmehr durch den Erfolg der letzten Unternehmung bestätigt zu werden. Wir werden darauf zurückkommen, welche große Allianz er in diesem Augenblick noch weiter dafür schloß. Und wer konnte wissen, bei dem gebrechlichen Zustand des Kindes auf dem spanischen Throne, wie bald derselbe erledigt werden würde. Bis dahin wollte er die Welt nicht noch mehr gegen sich aufreizen.

In der Mitte des April 1668 ward der Friede zwischen den französischen Ministern und den Bevollmächtigten von

[2] Giustiniano Relatione: »che non poteva la Maestà Sua vedendosi a fronte il Wranghel che doveva esser generale della legua, ritirarsi; che azzardandosi come haveva fatto correva rischio di lasciare il regno in una minorità con una guerra di tre gran potenze colli Spagnoli unite et tutto il mondo su le braccia.«

Holland und England zu St. Germain zu Stande gebracht; in Aachen, wo ein Congreß beisammen war, nach einer neuen mit Drohungen verbundenen Anmahnung am 2. Mai auch von dem spanischen Gesandten unterschrieben.

Ludwig XIV. durfte sich als Sieger betrachten. Nicht die ganze Prätension, die er in seinem Manifeste aufgestellt hatte, war durchgeführt, aber die vornehmste Absicht, welche dieser selbst voranging, erreicht worden. Französisch Flandern und die festen Plätze, auf die es ihm hauptsächlich ankam, Charleroi, Douai, Tournai, Courtrai, Lille, auch Oudenaarde, blieben in seinen Händen: die Grenzen seines Reiches waren dadurch wesentlich verstärkt.

Der große Successionsanspruch, den er sich nicht hatte entreißen lassen, und das Beispiel eines zweifelhaft motivirten, aber glücklich vollzogenen, gewaltsamen Angriffes schwebten drohend über den allgemeinen politischen Verhältnissen von Europa.

Fünftes Capitel.

Jansenistische Irrungen. Kirchenfriede.

Nach dem Abschluß des Friedens von Aachen wendete sich die öffentliche Aufmerksamkeit — und die unsere folgt ihr nach — von den auswärtigen Angelegenheiten auf die inneren, und zwar auf die kirchlichen, die seit einigen Jahren wieder, noch in Folge einer Anordnung des Cardinal Mazarin, die Gemüther in Spannung erhielten.

Die Angelegenheiten der Protestanten standen noch im

Hintergrunde: das franzöſiſche Publikum ward hauptſächlich von den janſeniſtiſchen Meinungen, die, verfolgt und verdammt, immer weiter um ſich griffen, beſchäftigt.

Eine gewiſſe Aehnlichkeit hatten dieſelben wohl in ſo fern mit den erſten Regungen des Proteſtantismus, wie ſie einſt in Frankreich erſchienen waren, als ſich mit beiden eine zugleich myſtiſche und praktiſche Tendenz verband. Mit jenem Biſchof von Meaux, Briçonnet, um welchen ſich die erſten Proteſtanten ſammelten, ließe ſich der janſeniſtiſch geſinnte Biſchof von Alet, Nicolas Pavillon, vergleichen, der eben ſo wie jener ein wahrer Biſchof im vollſten Sinne des Wortes ſein wollte. Er erhielt ſeine Geiſtlichen durch Synoden, die Gemeinden des Sprengels durch regelmäßige Viſitationen in religiöſem Eifer, und handhabte eine ſtrenge Kirchenzucht.[1] Wie durch einfache Lebensweiſe, guten Haushalt, und dadurch möglich werdende Freigebigkeit in Zeiten der Bedrängniß, ſo auch in nicht unmittelbar geiſtlicher Beziehung, z. B. durch ſcharfſinnige Entlarvung verſchmitzter Betrüger verſchaffte er ſich ein Anſehen in ſeiner Diöceſe, das ſich über ganz Frankreich verbreitete.

Nicht in der königlichen Familie ſelbſt, wie einſt der anfangende Proteſtantismus, aber in ihrer unmittelbarſten Nähe, den Familien der Prinzen von Geblüt und anderer Großen des Hofes fand der Janſenismus durch die Anregung tieferer Frömmigkeit, die er gewährte, Eingang und Aufnahme.

Der Prinz von Conti ward durch das Auftreten des

[1] Wer eine ſolche Thätigkeit näher kennen lernen wollte, müßte die Mittheilung anſehen, die er im Juli 1663 an Hardouin de Perefixe machte: Lettre de Mgr. l'Evêque d'Alet, die damals als Flugſchrift erſchienen iſt.

Biſchofs von Alet unter den Ständen von Languedoc, ſeine Art zu ſein, ſeine Predigten, zur Buße vermocht, und dann von einem der Anhänger deſſelben, nach ſeiner Anweiſung, auf dieſem Wege weiter geführt; er zog ſeine Gemahlin mit ſich fort. Die Herzogin von Longueville wendete ſich, noch in Bourdeaux, wie von der Sache, die ſie damals verfocht, ſo von dem weltlichen Treiben und den unſittlichen Verbindungen, in die ſie verſtrickt war, mit einer Art von Abſcheu vor ſich ſelber ab,[1] und vertraute ſich bald darauf der Führung des Beichtvaters von Portroyal, des ſtrengen Singlin. Sie lebte auch dann noch als die große Dame, die ſie war. Wenn ſie einmal von den Geſandten der Eidgenoſſenſchaft als ſouveräne Fürſtin von Neufchatel begrüßt wurde, ſo war in ihrem Palaſt alle die Pracht, die für ihren hohen Rang gehörte, ausgebreitet. Die Veränderung ihrer Geſinnung zeigte ſich in einer moraliſch tadelloſen Lebensweiſe, Wiedererſtattung der von ihr früher veranlaßten Verluſte, Sorge für ihre Angehörigen, wohlberechneter Wohlthätigkeit. Sie ließe ſich an Eifer und Hingebung, ſo wie an Bildung wohl mit der Königin von Navarra vergleichen. Auch die Herzogin von Liancourt hielt ſich in allem ihrem Thun und Laſſen an die Rathſchläge von Portroyal, ſie erklärte ſich für die Oekonomin der Armen. Recht altproteſtantiſch lautet das Wort, mit dem ſie ſich auf den Tod vorbereitet hat: auf die Gerechtigkeit Chriſti hin gehe ſie dieſen Weg.

Der Unterſchied iſt, daß die Janſeniſten ſich auf dem Boden des reſtaurirten Katholicismus hielten, allen ſeinen

[1] In einem Schreiben noch von Bourdeaux ſpricht ſie von »l'horreur, que j'ai pour le siècle.« Villefore, la veritable Vie d'Anne Geneviève de Bourbon, Duchesse de Longueville 1, 241.

Dienſten und Dogmen mit einer einzigen Abweichung anhingen, das Kloſterleben nicht allein nicht verwarfen, ſondern eigen entwickelten; ſie bildeten eine pietiſtiſch-aſcetiſche Partei innerhalb der katholiſchen und franzöſiſchen Welt.

Mit der Regierung waren ſie von Anfang an, darauf mit der Corporation des Clerus, wiewohl dieſer ſie einſt als ſeine Verbündeten begrüßt hatte, zerfallen, endlich auch von Rom verdammt worden. Der Gegenſatz, in welchem ſich die Schriften der Partei mit dem Anſpruch des Römiſchen Stuhles, eine unbedingte Entſcheidung in Glaubensſachen zu geben, befanden, während die Anfragen des franzöſiſchen Hofes und Clerus die tiefſte Ergebenheit athmeten, trug vielleicht mehr als ein anderes Moment dazu bei, die Verdammung zu bewirken. An der Ausführung dieſer Sentenz nahm aber offenbar die franzöſiſche Geiſtlichkeit und Regierung größeren Antheil, als der römiſche Hof. Als nach der Verdammung der fünf Sätze über Gnade und Prädeſtination die Anhänger Janſens die Behauptung aufſtellten, ihr Meiſter habe dieſelben gar nicht ausgeſprochen, — ſo daß ſie ſeiner Auffaſſung treu bleiben und doch auch die Verdammung gelten laſſen könnten, — ſo ließ man es in den ſtreng katholiſchen Niederlanden, wo Janſen ebenfalls eine zahlreiche Schule gegründet hatte, dabei bewenden, aber der franzöſiſche Clerus erhob den ernſtlichſten Widerſpruch. Er faßte die Erklärung ab, die fünf Sätze ſeien in demſelben Sinne von Janſen gelehrt worden, in welchem ſie der Papſt verdammt habe;[1] und ſetzte durch, daß die römiſche Curie dieſe Erklärung, die ihr anfangs als

[1] Propositiones ex libro Corn. Jansenii, cui titulus Augustinus excerptas, ac in sensu ab eodem Cornelio intento damnatas fuisse. Proc. Verb. IV, App. 69.

eine Anmaßung erschienen war, in feierlicher Bulle bestätigte. Dadurch in seiner Feindseligkeit bestärkt, stellte der Clerus bereits im Jahre 1657 ein Formular auf, in welchem er die Identität der von Jansen gelehrten und von dem Papst verdammten Sätze behauptete, das von allen geistlichen Personen unterschrieben werden sollte. Die Regierung war vollkommen damit einverstanden. In einer königlichen Sitzung ward das Parlament vermocht, den Beschlüssen Gesetzeskraft zu geben.

So war in Frankreich ein legaler Standpunkt gewonnen, um die Jansenisten zu verfolgen; doch traf man lange keine ernstliche Anstalt, dieß zu thun. Erst nach dem pyrenäischen Frieden dachte Mazarin daran, nicht aus geistlichem Eifer, der ihm fern lag, sondern aus ganz andern Rücksichten.

In mannigfaltiger Verbindung standen, wie wir wissen, die Jansenisten mit dem Cardinal Retz, in dem sie den rechtmäßigen Erzbischof von Paris sahen. Die Gründe, die derselbe für sein unverlierbares Recht anführte, stimmten mit ihrer eigenen hierarchischen Doctrin zusammen. Bei seinem Generalvicar hatten sie gegen die Anmuthungen der clericalen Corporation Schutz und Rückhalt gefunden. Der große jansenistische Seelsorger Singlin war eben von dem Cardinal Retz zur Aufsicht über das Kloster Portroyal bestellt worden mit dem Rechte, den Nonnen Beichtväter nach seinem Gutdünken zu geben. Portroyal aber galt als die Citadelle des Jansenismus, sowohl seiner geistlichen als literarischen Thätigkeit. Wie schon öfter, so erschienen im Sommer 1660 einige neue Schriften unter dem Namen von Retz, höchst anzüglichen Inhalts gegen Mazarin und die Regierung, deren Abfassung man der jansenistischen Schule zuschrieb.

Ueberhaupt regte sich damals Retz auf mannigfache Weise

und erſchien noch einmal gefährlich. Von manchen feurigen Anhängern iſt er aufgefordert worden, ſich ſeiner geiſtlichen Anſprüche und der natürlichen Autorität, die ihm aus derſelben erwachſe, beſſer als bisher zu bedienen. Retz hatte nicht allein Rom, er hatte auch Spanien, und beſonders den eben wiederhergeſtellten König Carl II., der ſein perſönlicher Gönner war, für ſich. Auffallend, wie weit ſich die combinirende Intrigue noch erſtreckte. Man meinte unter andern, daß Retz eine Vermählung zwiſchen Mademoiſelle de Montpenſier und Carl II. zu Stande bringen ſollte, ſchon darum, um die Ehe dieſes Königs mit einer portugieſiſchen Prinzeſſin zu verhindern. In Spanien legte man den größten Werth auf dieſen Einfluß. Die Freunde des Verbannten in Frankreich bildeten ſich ein, durch die junge Königin zum Nachtheile Mazarins wirken zu können.

Deſſen Autorität war viel zu gut begründet, um hiedurch gefährdet zu werden: aber man begreift es, wenn er den Freunden und Anhängern ſeines Nebenbuhlers grollte, und wenn auf ſeinen Antrieb, noch in ſeinen letzten Lebenstagen, die Geiſtlichkeit von Frankreich aufgefordert wurde, die ſchon längſt getroffenen Beſtimmungen definitiv zur Ausführung zu bringen. Der König ſelbſt mahnte, im Beiſein des Cardinals, die Verſammlung des Clerus dazu an; er hob das Motiv hervor, daß bei einer Spaltung dieſer Art Störungen des öffentlichen Friedens im Reiche durch empöreriſche Geiſter und Mißvergnügte nicht ausbleiben könnten. Die Verſammlung, die ſich durch die in Paris eben anweſenden Prälaten verſtärkte, in der Meinung, daß ihr das mehr das Anſehen eines Provinzialconcils gebe, zögerte nicht, dieſem Verlangen Folge zu geben. Im Februar 1661 erneuerte ſie die Publication

des vor vier Jahren abgefaßten Formulars und forderte die Unterschrift desselben auf das dringendste, in weitester Ausdehnung. Der König autorisirte die Bischöfe und die Erzbischöfe des Reiches seinerseits nicht allein, sondern er ermahnte sie, dazu die Hand zu bieten; in bestimmter Zeit sollten sie über den Erfolg ihrer Bemühungen Bericht erstatten.

Nun aber fand ein solches Beginnen nothwendig auch Widerspruch. Die jansenistisch gesinnten Bischöfe machten der Versammlung das Recht streitig, in Dingen dieser Art Satzungen zu erlassen, — denn nicht dazu seien die Deputirten gewählt worden, — überhaupt aber verwarfen sie den Versuch, diejenigen als Ketzer zu bezeichnen, von denen nur in Bezug auf eine Thatsache, welche nicht offenbar sei, der Glaube verweigert werde. Und in Wahrheit, welcher Anspruch der kirchlichen Gewalt könnte größer sein, als wenn sie die Behauptung, daß in einem Buche, das gewisse Sätze nicht förmlich enthält, auch deren Sinn nicht enthalten sei, zum Zeichen des Irrglaubens stempelte. Die Vicare des Erzbisthums von Paris hielten von vorn herein nicht für gut, das Formular zur Unterschrift vorzulegen: in Bezug auf die darin ausgesprochene Thatsache forderten sie nur ehrfurchtsvolles Schweigen, so daß Niemand gegen dieselbe spreche oder schreibe.[1] Als sie aber endlich, hauptsächlich von Rom her, wo man ihnen schismatische Tendenzen Schuld gab, dazu genöthigt, den Nonnen von Portroyal jenes Formular vorlegten, setzten sich ihnen diese auf das nachdrücklichste und standhafteste entgegen. Den Mann, in dessen Lehren sie die Nahrung religiöser Gemüther sahen, von

[1] »Tous demeurant dans le respect entier et sincère qui est dû aux dites constitutions sans prêcher, écrire et disputer en contraire.«

dem in der That eine Erneuerung des geiſtlichen Lebens ausgegangen war, nach deſſen Namen man ſie nannte, den ſie in ihren Träumen erblickten, wollten ſie nicht als einen Irrlehrer anerkennen; ſie waren überzeugt, daß ſie, obwohl ihm folgend, vollkommen gute katholiſche Chriſtinnen ſeien; ſie meinten, Feſthalten in dieſer Sache ſei eben ihr Beruf: ſie würden die Troßbuben des Fürſten Ahab ſein, welche die Schlacht beginnen müßten. Bittere Gewaltſamkeiten wurden über ſie verhängt, aber ſie ließen ſich durch keine Drohung ſchrecken, durch keine Mißhandlung beugen. Die Combination der äußeren kirchlichen Ordnung mit politiſcher Feindſeligkeit, auf der die Verfolgung beruhte, rief hier einen Widerſtand des Geiſtes und der Religion hervor, der vielleicht zu Parteizwecken gemißbraucht werden konnte, aber doch in ſeinen tieferen Antrieben von keiner Politik wußte.

Zu ihrem Glück trat alsdann ein Ereigniß ein, welches der Verfolgung das vornehmſte Motiv entriß.

Der Cardinal Retz ließ ſich, da er endlich erkannte, daß er keine Hoffnung habe, zur Verwaltung ſeines Erzbisthums jemals zugelaſſen zu werden, zur Verzichtleiſtung auf daſſelbe bewegen. Er that dieß nicht ohne bedeutende Gegenbewilligungen. Er mußte für den Verluſt des bisherigen Einkommens entſchädigt, ein anderes ſehr anſehnliches mußte ihm für die Zukunft geſichert, ſeinen Anhängern die Rückkehr nach Paris geſtattet werden. Er nahm ſeinen Aufenthalt in Commercy und zeigte ſeitdem den entgegengeſetzten Ehrgeiz, ſich dem Könige zu nähern, ihm Dienſte zu leiſten.

Hatte aber Retz ſich unterworfen, welchen Sinn hätte es dann noch gehabt, diejenigen zu verfolgen, denen der Zuſammenhang mit ihm zum Verbrechen gemacht worden war. Die

Verfolgung der Janseniſten hielt ein: man ließ ſie wieder aufathmen.

Bald aber kam ihnen noch ein anderes in den ewig gährenden Gegenſätzen der Meinung und Doctrin hervortretendes Moment zu Statten.

Trotz der engen Verbindung der Krone und des Papſtthums in der janſeniſtiſchen Angelegenheit waren doch übrigens ihre alten principiellen Differenzen unvergeſſen.[1]

Die kirchliche Stellung des franzöſiſchen Königthums erkennt man unter anderm, wenn man die Forderungen, welche die Stände von Artois aufſtellten, als ſie in den Verband des franzöſiſchen Reiches gezogen wurden, und die Antworten, die ihnen der König darauf ertheilte, ins Auge faßt. Die Forderungen waren: Ausſchließung der Proteſtanten aus der Provinz; Befolgung der tridentiniſchen Beſchlüſſe; Anerkennung des Rechtes der Präſentation der geiſtlichen Corporationen zu den vacanten Stellen. Der König bewilligte das erſte, aber weder das zweite noch vollends das dritte, da es dem Concordat von Franz I. und der in Sachen des Concils noch immer widerſtrebenden Haltung, welche die franzöſiſche Krone behauptet hatte, entgegenlaufen würde. Für die Proteſtanten empfand Ludwig XIV. keine Sympathie, aber in Bezug auf die Beſetzung der kirchlichen Stellen, ſo wie auf die in Frankreich, nicht wie in andern katholiſchen Ländern angenommenen kirchlichen Satzungen ſuchte er ferner die exceptionelle Stellung, welche ſeine Vorfahren erworben, feſtzuhalten. Ultramontan war der König und ſein Conſeil mit nichten geſinnt.

Da geſchah nun, daß im Jahre 1661 im Jeſuitencollegium

[1] Requête des états d'Artois au roi avec ses réponses. Depping I, 508, Nr. 9.

zu Paris die Theſis aufgeſtellt und vertheidigt wurde, eben in engſtem Bezug auf die obſchwebenden Streitigkeiten, daß der Papſt auch in Fragen über Thatſachen unfehlbar ſei, ſo gut wie in andern, denn von dem göttlichen Stifter der Religion ſei die ihm eingeborene Unfehlbarkeit auf den heiligen Petrus und deſſen Nachfolger übertragen worden: der religiöſe Glaube ſelbſt rechtfertige daher die Annahme, daß die verdammten Propoſitionen von Janſenius in der That behauptet worden ſeien. Schon früher waren in einer zu Metz erſchienenen Streitſchrift die höchſten Vorſtellungen von der dem römiſchen Stuhle zukommenden Autorität erneuert worden. Der Sohn Gottes, ward darin gelehrt, habe dem heiligen Petrus und deſſen Nachfolgern die Gewalt, die ihm mit ſeinem ewigen Vater gemein ſei, mitgetheilt; der Papſt täuſche Niemand, er werde auch von Niemand getäuſcht; er ſei die Regel des Glaubens, in allen Glaubensſtreitigkeiten der unbedingte, einzige Richter: nur ein Ketzer könne behaupten, daß der Papſt an ein Concilium gebunden ſei.[1] In dieſer Zeit der aufblühenden Naturwiſſenſchaft hatte der über Galilei ergangene verurtheilende Richterſpruch einen unermeßlichen Eindruck gemacht und die Geiſter in Aufregung geſetzt. Kraft der Unfehlbarkeit auch in thatſächlichen Fragen erſchien derſelbe den jeſuitiſchen Schulen vollkommen gerechtfertigt. In dem Collegium von Clermont ward im Jahre 1662 eine Theſis verfochten, in welcher dieſes Urtel gerühmt und die Autorität der Inquiſition in ausſchweifenden Ausdrücken geprieſen ward. Den Blitzen des Vatican ward eine von den Lehren der Schrift beinahe unabhängige Gewalt zugeſchrieben.[2]

[1] Vernant: La defense de l'autorité de N. S. P. le Pape, Metz 1658.

[2] Thesis Claremontana: cujus censurae autoritas ut nulla sit

Wenn dieſe Behauptungen ſchon an ſich großen Anſtoß gaben, wie ſie denn von den Janſeniſten als eine neue Ketzerei bezeichnet wurden; ſo mußten ſie verdoppelte Bewegung in einer Zeit erregen, wo in der Irrung über die Corſen der offene Ausbruch eines politiſchen Habers zwiſchen dem König und der Gewalt, deren Autorität ſo über alle und jede Beſchränkung erhoben ward, hinzugekommen war. Man bemerkte, daß dieſe Grundſätze leicht auch zu einer Ausdehnung der päpſtlichen Gewalt über die Staaten benutzt werden könnten, in gewiſſen Fällen werde der Papſt das Verfahren der Fürſten vor ſein Gericht ziehen dürfen.[1] Das ſeien eben die Lehren, durch welche die Monarchie ſo oft erſchüttert worden, ſie ſeien im Widerſpruch eben ſo wohl mit den Ausſprüchen der heiligen Schrift, als mit den Fundamentalgeſetzen von Frankreich. Alles fühlte ſich beleidigt: das Parlament, dem man die Inquiſition zur Seite ſetzen zu wollen ſchien, der Clerus, deſſen Recht, in Glaubensſtreitigkeiten zu richten, in Zweifel gezogen ward, die Sorbonne ſelbſt, in ſo fern man die alte Theorie von der Superiorität der Concilien über das Papſtthum als einen ihr eigenthümlichen Lehrſatz anſah; vor allem die Krone. Ludwig XIV. war weit entfernt davon, einer Manifeſtation der gallicaniſchen Grundſätze in den Weg zu treten, wie einſt Maria Medici; er begünſtigte ſie vielmehr. Gerade deßhalb, um bei ihm nicht in den Verdacht abweichender Geſinnungen zu gerathen, faßte die Sorbonne dieſelben in ſechs Sätze zuſammen, die ſie feierlich annahm. Sie erklärte darin, wie es immer ihre Lehre geweſen, daß der allerchriſtlichſte König

apud audaciores aliquot mathematicos quam religiosiores, magni tamen ponderis est etc. Argentré III, 93.

[1] Avis de Mss. les gens du roi. Argentré III, 115.

außer Gott in weltlichen Dingen Niemand über ſich erkenne, ſo halte ſie daran unverbrüchlich feſt; dem Papſt ſtehe in dieſem Bezug auch nicht einmal eine indirecte Autorität zu; die Unterthanen von dem Gehorſam gegen den König loszuſprechen ſei unter keinem Vorwand erlaubt, auch den Freiheiten der gallicaniſchen Kirche dürfe der Papſt nicht zu nahe treten, z. B. die Biſchöfe derſelben eigenmächtig abſetzen, er ſtehe nicht über dem Concilium, ohne die Beiſtimmung der Kirche ſei er nicht unfehlbar. Das Parlament empfing die Abgeordneten, die ihm dieſe Erklärung überbrachten, mit lebhafter Beiſtimmung, trug dieſelbe in ihre Bücher ein, und verbot die entgegengeſetzten Behauptungen in dem ganzen Bezirk ſeiner Gerichtsbarkeit. Es wünſchte der Facultät Glück, daß ſie, einer mächtigen hauptſächlich aus Mönchen beſtehenden Cabale zum Trotz, den Weg Gerſons und der erleuchteten Alten einhalte. Der König ſelbſt überſah jede Schwankung, die etwa im Schooße der Facultät vorgekommen war, und ſtellte ihr das Zeugniß aus, daß ſie zu allen Zeiten die beſte Stütze der Religion und der geſunden Lehre geweſen ſei; er verordnete die Bekanntmachung ihrer neueſten Declaration und das Verbot aller derſelben entgegenlaufenden Lehren auch in den Bezirken der übrigen Parlamente, denn er wolle, daß die Meinungen ſeiner Unterthanen in jenen Punkten vollkommen gleichförmig ſeien.[1] So bildete ſich auf dem Boden

[1] Declaration du roi, qui ordonne que les six articles de la faculté de theologie de Paris touchant la souveraineté des rois et le pouvoir des évêques soient lûs, publiéz et enregistrés dans tous les parlemens justices jurisdictions et universitéz du royaume avec defenses de lire, dire, ou enseigner rien qui y soit contraire. Du 4. Aout 1663. Argentré III, 93.

der alten Grundsätze der gallicanischen Kirche eine sehr lebendige Vereinigung der constituirten Gewalten des Königreiches gegen die hierarchischen Doctrinen. Seit dem Concordat waren sie niemals so vollkommen einverstanden gewesen. Die ultramontanen Meinungen wurden von allgemeiner Ungunst betroffen. An der Universität verloren die Jesuiten den Einfluß, den sie sich während der letzten Streitigkeiten verschafft hatten, wieder; ihre casuistische Moral ward durch förmlichen Beschluß der Sorbonne getadelt; ihre Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes als eben so gefährlich für die Kirche wie für den Staat bezeichnet; denn gerade durch Uebertreib ng der Idee von der päpstlichen Gewalt sei der Abfall der Protestanten veranlaßt worden, stärkere Uebertreibungen derselben aber habe es nie gegeben; durch eine Art von Sacrilegium werde ein Mensch der Gottheit gleich gestellt.[1] Ungefähr dasselbe, was von Anfang an gegen die Jesuiten gesagt worden war, wurde diesen jetzt von einer Seite her, mit der sie bisher in Verbindung gestanden hatten, zum Vorwurf gemacht.

Schon diese Wendung der Dinge mußte nun wohl den Jansenisten zu einem gewissen Vortheil gereichen.

Das Parlament selbst macht die Bemerkung, der Partei, welche die fünf jansenistischen Sätze vertheidige, werde nichts mehr Beifall verschaffen als die Meinung, daß das über sie ausgesprochene Anathem die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes bestätigen würde, die dem Ansehen der Concilien und der Kirche entgegenlaufe.[2]

[1] Les pernicieuses consequences de la nouvelle heresie des Jesuites contre le roy et contre l'estat: par un avocat en Parlement. Flugschrift von 1664, geschrieben 1662.

[2] Rien ne leur concilieroit tant de protection que l'opinion,

Wenn man dennoch dabei blieb die Unterſchrift des Formulars zu fordern, ſo geſchah es nicht deßhalb, weil ſich der unfehlbare Papſt darüber ausgeſprochen, ſondern weil die franzöſiſche Kirche ihm beigeſtimmt habe. War doch in dieſem Falle das Urtheil des Papſtes wirklich erſt von den gallicaniſchen Biſchöfen provocirt worden.

Endlich aber ward der Friede zwiſchen König und Papſt wieder hergeſtellt, auch die Schwierigkeiten, die einer regelmäßigen Verwaltung des Erzbisthums Paris im Wege geſtanden hatten, beſeitigt; der frühere Lehrer des Königs, Hardouin de Perefire, den man aus einer wohlgeſchriebenen Biographie Heinrichs IV. kennt, konnte nun das ihm von ſeinem Zögling übertragene Erzbisthum antreten; im April 1664 empfing er ſeine Beſtätigungsbulle. Der gewandte, chevaleréske, dem Hofe ſo eng verbundene Erzbiſchof machte es gleichſam zur Ehrenſache, die Ordnung und Einheit in ſeiner Diöceſe vollkommen herzuſtellen, namentlich den janſeniſtiſchen Streit, der in derſelben ſeinen vornehmſten Sitz hatte, zu Ende zu bringen, beſonders die Nonnen von Portroyal zunächſt in der Stadt zur Unterſchrift zu vermögen. Er meinte den Widerſtrebenden auf halbem Wege entgegenzukommen, wenn er nicht ihre Unterwerfung aus einem eigentlich religiöſen, göttlichen, ſondern nur ihr Einverſtändniß aus menſchlichem Glauben forderte. Alle jene weitausſehenden Folgerungen, die man aus der Unfehlbarkeit ableitete, wurden damit abgeſchnitten. Der Erzbiſchof betrachtete die Sache nur aus dem

— que l'anatheme prononcé contre eux put rendre le pape infaillible et lui attribueroit une nouvelle puissance à la diminution de celles des conciles et de l'église universelle. Avis de Mss. les gens du roi. Argentré III, 124.

Gesichtspunkt des Gehorsams, den seine Diöcesanen in Dingen dieser Art ihm schuldig seien. [1]

Gar Manche fanden sich durch diese Erläuterungen bewogen, das Formular zu unterschreiben; bei den Nonnen von Portroyal, auf die es dem Erzbischof vor Allem ankam, fand aber seine Forderung auch dann noch energischen Widerstand. Die Nonnen antworteten, es sei ihnen unmöglich zu beurtheilen, ob gewisse Ketzereien in der lateinischen Schrift eines katholischen Bischofs enthalten seien; durch eine Unterzeichnung des Formulars würden sie Zeugniß in einer Sache abgeben, welche streitig sei, ihr Gewissen würde dadurch beschwert werden.

Der Erzbischof sah darin einen Act weniger der Ueberzeugung als der Halsstarrigkeit, er traute sich zu, dieselbe durch persönliches Eingreifen beugen zu können; da er sich darin getäuscht sah, schritt er zu Zwangsmaßregeln; er schloß die Nonnen vom Genuß des Sacramentes aus; ihrer zwölf, von welchen die Andern verleitet würden, ließ er aus dem Kloster in der Stadt entfernen, und führte eine andere Oberin ein, aber es war alles vergebens; die Verbannten und die Zurückgebliebenen wetteiferten in standhaftem Bezeigen. Da der Erzbischof eine spirituelle Grausamkeit an den Tag legte, die nicht gerechtfertigt erschien, so wandte sich die öffentliche Theilnahme um so mehr den von ihm Verfolgten zu.

Man zog sogar in Zweifel, ob sein Verfahren rechtmäßig sei. Denn nicht die Kirche mache die Distinction, welche er vorbringe, sondern sie sei seine eigene Erfindung. Wolle aber jeder Bischof auf seine eigene Hand verfahren, was sollte aus der Kirche überhaupt werden? Sie würde in unabhängige

[1] Que l'église n'exigeoit à l'égard du fait de Jansenius qu'un acquiescement de foi humaine. Gerberon III, 96.

Genoſſenſchaften zerfallen, wie die Congregationen der Independenten.

Andere gingen zu der Behauptung fort, daß nicht allein der Papſt, ſondern auch die verſammelte Kirche das Recht nicht habe, über Thatſachen ein unfehlbares Urtheil zu fällen; nur auf die Lehren der Offenbarung erſtrecke ſich die der Kirche zugetheilte Unfehlbarkeit, ihr Ausſpruch über andere Thatſachen könne zu keinem innerlichen Glauben verpflichten, nicht mehr habe ſie da zu fordern als ein ehrerbietiges Stillſchweigen. In dieſem Sinne drückte ſich der Biſchof von Alet mit großem Nachdruck aus;[1] ſeine alte Autorität trug dazu bei, ſeiner Erklärung Anſehen und Nachfolge zu verſchaffen, drei ſeiner Amtsbrüder geſellten ſich ihm unumwunden bei: Caulet von Pamiers, Arnauld von Angers, Choart von Beauvais; viele andere verriethen ähnliche Meinungen.

Papſt Alexander VII., von ſeinem Recht überzeugt und in der Erwartung daß König und Clerus ſich in dieſer Sache nicht von ihm trennen könnten, ernannte eine Commiſſion von neun Biſchöfen, nicht etwa um die Widerſtrebenden vor Gericht zu ſtellen, denn deſſen ſchien es in einer offenbaren Sache nicht zu bedürfen, ſondern um ſie zu einfacher Annahme des Formulars, im Nothfall ſelbſt durch Zwangsmaßregeln zu nöthigen. Er ſchien mit der franzöſiſchen Kirche verfahren zu wollen wie der Erzbiſchof Pereſire mit ſeiner Diöceſe.

Aber ſelbſt auf die von ihm ernannte Commiſſion konnte er hiebei nicht mit Sicherheit zählen. Die Zeiten einer unbedingten Unterwürfigkeit, wo der Papſt bei den Biſchöfen und die Biſchöfe bei ihren Diöceſanen keinen Widerſpruch mehr finden, waren auch in der Mitte des ſiebzehnten

[1] Mandement de Nicolas évêque d'Alet, 1. Juni 1665.

Jahrhunderts noch nicht gekommen; das religiöse Leben selbst, das sich in freien Richtungen bewegte, machte ein solches System des stummen Gehorsams unmöglich.

Der Bischof von Alet säumte nicht der Corporation des französischen Clerus die Gefahren vorzustellen, welche ein so eigenmächtiges, dem Herkommen in Frankreich widersprechendes Verfahren über alle und über einen jeden bringen könne. Seine Anmahnung traf eben einen Punkt, für den sie sehr empfindlich waren.[1]

Denn auch nach jenem Frieden zwischen Papst und König war der Hader zwischen dem römischen Hofe und den gallicanischen kirchlichen Gewalten fortgegangen. In einer Bulle, die gegen die Manifestationen der Sorbonne gerichtet war, hatte der Papst den Bischöfen verboten dieselben zu billigen, ja auch nur zu citiren, und sich das Urtheil über die darin berührten Fragen ausschließend vorbehalten: die Bischöfe beklagten sich, daß er, allem canonischen Recht zuwider, ihnen auch nicht einmal die erste Instanz in Sachen des Glaubens und der Moral lassen wolle.[2] So lebendig wie jemals wurde der Anspruch, den der Charakter des Bisthums den Trägern desselben verleihe, in der Versammlung des Clerus von 1665 und 1666 hervorgehoben. Von Anfang an, sagte sie, habe der heilige Geist die Kirche durch die Concilien, vor allem die Bischöfe regiert, und die Einheit des Glaubens erhalten; kehre man zu diesem Institut zurück, so werde sich auch die Gnade, welche auf dem bischöflichen Charakter ruhe, erneuern. Das wiedererwachte Studium der

[1] Auszug aus dem procès verbal, 13. August 1668. (Coll. de Pr. V. IV. 913.)

[2] Rede des Bischofs von Amiens 12. Januar 1666 (ib. 973).

alten Kirchengeſchichte, wo von keiner Monarchie der Päpſte die Rede iſt, gab ihnen neue Argumente für ihre unabhängige Würde an die Hand. Von dem König forderten ſie zunächſt die Wiederherſtellung von Provinzialconcilien; der Clerus, ſagten ſie ihm, ſei wie die freieſte Körperſchaft in ſeinem Reiche, ſo auch die ihm am meiſten ergebene, ſie bringe ihm die reichſten Geſchenke dar; aber er werde dagegen auch ihre Vorrechte beſchützen, und ſeinem Sinne in allen Dingen gemäß ihre rechtmäßige Autorität erneuern. [1]

Dieß Gefühl der Selbſtſtändigkeit regte nun der Biſchof von Alet an; Jedermann ſtimmte ihm bei, obwohl er nach und nach entſchieden für den Janſenismus Partei ergriffen hatte. Aber waren nicht die Lehren St. Cyrans von Anfang an darauf berechnet geweſen, das Bisthum wieder zu einem Bewußtſein ſeiner urſprünglichen Bedeutung zurückzuführen? Der Janſenismus kehrte auf das Moment zurück von dem er ausgegangen war.

Auch die Krone aber hatte von dieſer Richtung des Geiſtes nichts mehr zu beſorgen; da ſie auf die Ergebenheit der Biſchöfe zählen konnte. Dieſe beiden Gewalten, die königliche und die biſchöfliche, verfolgten wie durch geheimes Einverſtändniß ein gemeinſchaftliches Ziel. Wie ſie die letzten Aeußerungen der päpſtlichen Infallibilität hervorgerufen, ſo wieſen ſie dieſelben nun, da ſie ihnen beſchwerlich wurden, durch gemeinſame Reaction zurück. Nach der Wendung, welche die Dinge genommen hatten, fühlten ſie ſich eher den Janſeniſten, die in einer ihrer urſprünglichen Beſtrebungen ihnen zu Hülfe kamen, verbunden, als dem Papſtthum.

Man hörte den König ſelbſt vom Biſchof von Alet mit

[1] Remontrance du clergé. Mém. de Cosnac II, 260.

vieler Hochachtung reden.[1] Er duldete, daß in seiner Umgebung Mitgliedern der höhern Geistlichkeit, die mit den Jansenisten in literarischer Feindseligkeit waren, ohne ihnen in Gelehrsamkeit gewachsen zu sein, Anzüglichkeiten gesagt wurden. Mit der Einwirkung ihrer Moral und Ascetik auf einige Damen der königlichen Familie war er höchlich zufrieden: er sprach seine Billigung über die Haltung und Frömmigkeit der Herzogin von Longueville und der Prinzessin von Conti aus; er selbst hatte Momente frommer Anwandlung, in denen er einen Seelenzustand, wie der ihre war, beinahe beneidete. „Ich wollte," so hörte man ihn sagen, „ich wäre bekehrt, ich wollte einen meiner Arme darum geben."

Für Frankreich bedurfte es unter diesen Umständen nur einer Form, um den weniger durch die jansenistischen Meinungen selbst als durch die Verdammungen derselben gestörten Kirchenfrieden wieder herzustellen.

Nach dem Tode Alexanders VII. (Mai 1667) zeigte sich eine Gelegenheit, dieß auch mit Einwilligung des römischen Stuhles zu erreichen. Der Nachfolger Alexanders, Clemens IX., Rospigliosi, war ein Mann von Mäßigung, Friedensliebe und Milde. Wie er damit begann den Frieden zwischen Portugal und Spanien zu vermitteln, vor allem um die portugiesischen Bisthümer regelmäßig besetzen zu können, wie er sich dann bei der Pacification zwischen Frankreich und Spanien Gehör und vielleicht Einfluß verschaffte, so erwartete man auch in dieser vorzugsweise kirchlichen Angelegenheit alles Entgegenkommen von ihm. Die Herzogin von Longueville schrieb ihm unmittelbar nach seiner Erhebung zu Gunsten der zerstreuten und mißhandelten Nonnen von Portroyal, deren ganzes Verbrechen

[1] Des Lyons bei Reuchlin II, 327.

in ihrer zarten Gewiſſenhaftigkeit beſtehe, „in der Scheu," wie eine ihrer Freundinnen ſich ausdrückte, „von einem Buche, das in einer fremden Sprache geſchrieben und ihnen unverſtändlich ſei, nicht behaupten zu wollen, daß es gewiſſe Lehrſätze enthalte." In den Ausdrücken feurigſter katholiſcher Hingebung, im Namen deſſen, den er auf Erden darſtelle, beſchwur die Herzogin den Papſt, ſein väterliches Mitleiden den Verfolgten zuzuwenden.[1]

Aus der Mitte der Biſchöfe erhob ſich eine Stimme, welche die Behauptung ihrer vier verurtheilten Mitbrüder, daß die Kirche die menſchlichen Thatſachen nicht mit voller Gewißheit beſtimme, für die Lehre der ganzen Kirche erklärte. Neunzehn Biſchöfe unterzeichneten ein Schreiben an den Papſt in dieſem Sinne; dem Könige ſelbſt ſtellten ſie vor, daß es für den Dienſt ſeiner Vorfahren oft erſprießlich geweſen ſei, dem Hofe zu Rom keinen blinden Gehorſam zu leiſten.

In Rom erkannte man den ernſten Charakter dieſer Angelegenheit. Man wollte bei funfzig Mitglieder des Clerus zählen, welchen die Sache der vier Biſchöfe als ihre eigene erſcheine: mehrere Mönchsorden ſeien ihrer Meinung, der größte Theil der Doctoren, die Mitglieder des Parlamentes;[2] der Schutz einiger Prinzeſſinnen und die Hochachtung, welche die Miniſter des Königs für ſie empfinden, mache ſie ſtark. Auch der Nachtheil ward in Betracht gezogen, welchen die in dieſer Angelegenheit ungezügelte Preſſe der päpſtlichen Autorität

[1] Auszug bei Villefore II, 99.

[2] Relatione di diversi negozi trattati di Msgr. P. Bargellini Bolognese nella sua nunciatura. (Britt. Museum) I 4 vescovi tirarono nei loro sensi la maggior parte dei dottori della sorbonna, dei parlamenti del regno et degli stessi regolari.

zufüge.[1] Der Papſt beſchloß, die Sache nicht weiter gehen zu laſſen, und ſandte einen friedfertig geſinnten, verſöhnlichen Mann, Pietro Bargellini als Nuntius nach Frankreich.

Von den franzöſiſchen Prälaten waren es der Erzbiſchof Gondrin von Sens, der zu Zeiten zurückgeſetzte, jetzt wieder hervorgeogene alte Verfechter der biſchöflichen Autonomie, der Biſchof von Laon, Ceſar von Eſtrées, der Sohn des Marſchalls dieſes Namens, der in ähnlichen Zerwürfniſſen öfter die Sache von Frankreich geführt hatte, und der Biſchof Vialart von Chalons, welche mit dem Nuntius in Unterhandlung traten. Dieſer ſchreibt dem Biſchof von Laon den größten Antheil zu, denn auf den habe der Papſt ſein beſonderes Vertrauen geſetzt. Vialart ſtand durch den religiöſen Eifer, mit dem er ſeine Diöceſe verwaltete, den vier Biſchöfen beſonders nahe; er hatte jenes vertheidigende Schreiben an den Papſt abgefaßt. Und wie früher ſo oft, auch dieſe Sache ward nicht ohne Mitwirkung der Damen geführt. Wir hören, daß die vermittelnden Prälaten ſich in dem Hauſe der Herzogin von Longueville, welche einigen verfolgten janſeniſtiſchen Lehrern eine Zuflucht bei ſich gewährt hatte, mit dieſen zuſammenfanden; die Herzogin und ihre Freundin, Marquiſe von Sablé, erwarben ſich das Verdienſt, den zuweilen aufflammenden Gegenſatz der Gelehrten zu mäßigen und namentlich Arnaulds Feder im Zaum zu halten.[2]

Die Aufgabe war, dem religiöſen Gewiſſen genugzuthun

[1] Nel tempo in cui versavano le accennate risolutioni fu data alle stampe una quantità grandissima di libri et altre scritture piene di propositioni heretiche et ingiuriose alla santa sede, e molto particolarmente all' autorità pontificia (ibid.).

[2] Couſin, La Marquise de Sablé. Revue des deux mondes 1854, Avril, 18.

und doch die päpſtliche Ehre zu retten. Die Vermittler vereinigten ſich endlich zu der Auskunft, daß die Biſchöfe das Formular von den Geiſtlichen ihrer Diöceſen unterzeichnen laſſen, aber zugleich erklären ſollten, nur in Bezug auf das Dogma ſeien ſie gemeint, Glauben von ihnen zu fordern, in Beziehung auf die Thatſachen dagegen lediglich ehrerbietige und ſtillſchweigende Unterwerfung. Der Erzbiſchof und der Nuntius vereinbarten einen Brief, welchen die vier Biſchöfe alsdann an den Papſt erlaſſen ſollten.

Es koſtete einige Mühe, — namentlich waren Sendungen nach Alet an Pavillon erforderlich, — um die vier Biſchöfe zur Annahme dieſer Auskunft und dann des Briefes zu vermögen. Indem ſie einwilligten, ſetzten ſie noch die Bedingung feſt, daß der Friede nicht allein den Geiſtlichen, ſondern auch den Gelehrten und den Nonnen zu Gute kommen ſolle. Der Nuntius war zu Allem bereit, überzeugt, daß der König eine Verdammung der vier Biſchöfe ſehr ungern geſehen haben würde;[1] durch ſeine Darſtellung der Sachlage wirkte er auf die Beſchlüſſe von Rom weſentlich ein; man trug in Rom kein Bedenken, zur Ausſöhnung die Hand zu bieten. Der Papſt bezeigte den Biſchöfen ſeine Zufriedenheit mit ihrem Schreiben. Das Breve, worin er das ausſprach, iſt vom 28. September 1668; es iſt der Act, durch welchen man den Frieden für wiederhergeſtellt anſehen konnte.

Die fünf Sätze waren und blieben verdammt; niemand hätte wagen dürfen ihren Wortlaut gegen den römiſchen Stuhl

[1] Relatione: il vero desiderio di S. M. fu che non si venisse alla condannatione de, 4 vescovi. Bei Villefore wird der Inhalt einer Depeſche des Nuntius angegeben, welcher wahrſcheinlich iſt, doch iſt unſere Relation authentiſcher.

zu verfechten, aber ob damit der Sinn der janſeniſtiſchen Haupturkunde, des Buches Auguſtinus, und die Anſicht der Anhänger deſſelben getroffen ſei, blieb unentſchieden. Die Lehre von der wirkſamen Gnade hielten ſie nach wie vor feſt, die Richtung, welche ihre Askeſe und ihre Theologie genommen, verfolgten ſie auch ferner; der Friede beſtand darin, daß ſie dieß durften, ohne mit der Kirche zu zerfallen.

Irre ich nicht, ſo iſt dieſe Abkunft ein überaus bedeutendes Ereigniß in der Geſchichte der katholiſchen Kirche. Der Anſpruch der päpſtlichen Gewalt, über die Dinge, welche den Glauben nicht unmittelbar berührten, mit abſoluter Autorität zu entſcheiden, ward durch den Widerſtand einiger armen in einem beſtimmten Fall in ihrem Gewiſſen geängſtigten Nonnen, ein paar Doctoren und Biſchöfe, welche nicht ohne perſönliche Gefahr zu widerſtreben den Muth hatten, noch einmal zurückgewieſen. Seit mehreren Jahrhunderten war es die Tendenz der Kirche, den Kreis der Rechtgläubigkeit immer enger zu ziehen; dießmal behauptete ſich eine divergirende Anſicht auch nach ſchon geſchehener Entſcheidung, ohne daß ſie der Ketzerei geziehen werden durfte. Das unbedingte Gebot, das bisher jeden Widerſpruch mit eiſerner Hartnäckigkeit vernichtet hatte, ward einmal in ſeinem engern Kreiſe nicht vollkommen Meiſter.

Zunächſt kam das nun den bisher Verfolgten zu Statten. Anton Arnauld ward nicht allein von dem Nuntius, ſondern ſogar von dem König mit Güte empfangen. Bargellini ſagte ihm einiges Schmeichelhafte über ſeine ſchriftſtelleriſchen Talente, ſeine goldene Feder. Der König wollte keine Entſchuldigung wegen des Vergangenen annehmen, denn davon ſollte man nicht mehr reden noch ſchreiben. Er hatte jetzt kein Bedenken mehr, Pomponne in den wichtigſten Sendungen zu

brauchen; nach dem Tode Lyonne's übertrug er ihm die Leitung der auswärtigen Geschäfte.

Der Erzbischof von Paris fügte sich als gewandter Weltmann in das Geschehene. Er bat selbst den König, dem Neffen Arnaulds, Sacy, Schüler St. Cyrans, der seit ein paar Jahren in der Bastille schmachtete, seine Freiheit zurückzugeben. Indem er sich mit einer Erklärung, wie sie die Nonnen von Portroyal mit ihrem Gewissen vereinbar fanden, begnügte, bewirkte er ihre vollkommene Unterwerfung; das Kloster auf dem Lande ward ihnen zurückgegeben.

In der katholischen Welt ward es der Schule von Portroyal zu besonderem Ruhme angerechnet, daß sich der Marschall Turenne durch eine ihrer Schriften bewogen fühlte, wozu ihn freilich manche Gründe ganz anderer Art drängten, die protestantische Kirchengemeinschaft zu verlassen und der katholischen wieder beizutreten.

Ueberhaupt gereichte weder diese Erneuerung des Friedens zwischen den beiden Parteien, von denen sie wetteifernd angegriffen wurden, noch vollends die immer engere Verbindung zwischen Clerus und Königthum den Protestanten zum Vortheil; aber auch sie erlangten doch im Jahre 1669 einige Zugeständnisse, die ihnen noch möglich machten in Frankreich auf ihre Weise zu leben.

Es war noch ein Moment gekommen, der, frei von eigentlicher Verfolgung allen Parteien eine eigenthümliche Entwickelung gestattete: das geistige Leben der Nation bewegte sich bei aller Tendenz zur Einheit in einer gewissen Mannichfaltigkeit und Freiheit. Es ist wohl hier der Platz, wo wir seiner größten Hervorbringung: der Literatur des siebzehnten Jahrhunderts, gedenken mögen.

Sechstes Capitel.

Ansicht der Literatur.

Die Meister der classischen Studien, welche das siebzehnte Jahrhundert erlebten, fürchteten deren Untergang von dem unaufhaltsamen Emporkommen der Jesuiten in Frankreich, das sie vor Augen sahen. Den Correspondenzen von Scaliger und Casaubonus gibt diese Besorgniß einen dunkeln Hintergrund. Wir berührten, aus welchen Rücksichten der inneren Politik Cardinal Richelieu die Jesuiten nicht vollkommen Herren des Unterrichts werden ließ, aber die Sorbonne, die er neben ihnen aufrecht erhielt, war den freien classischen Studien um nichts günstiger: sie hat dieselben immer von aller officiellen Berechtigung auszuschließen gewußt. Wie Scaliger schon früher, so verließ Casaubonus nach dem Tode Heinrichs IV. Frankreich. Für die Studien, wie sie dieselben verstanden, war kein Boden mehr daselbst.

Als ihr vornehmster Nachfolger und Fortsetzer angesehen zu werden hat Niemand größeres Recht, als Claude Saumaise, Abkömmling einer parlamentarischen Familie der Bourgogne, von dem seine Freunde rühmen, er habe alles gelesen, wisse alles, lehre alles; aber da er ein Protestant war, konnte er in Frankreich kein Fortkommen, wie er es wünschte, finden: Marillac versagte ihm die Anwartschaft auf die Stelle seines Vaters im Parlament von Dijon. Er wandte sich nach Holland, wo damals die universale Gelehrsamkeit, die von dem Begriff des Alterthums aus alle Gebiete des Wissens zu umfassen strebte, ihren Sitz aufgeschlagen hatte. Mit philologischen Arbeiten über alte Historiker, Geographen, Epigrammatiker,

bei denen es ihm jedoch mehr auf Eröffnung neuer Gebiete, als auf Form und Genauigkeit ankam, verband er andere, die einzelne schwebende Fragen, wie die Zulässigkeit von Darlehen zugleich auf Pfand und Zinsen, öfter aber die großen Controversen der Zeit betrafen: den ursprünglichen Umfang der päpstlichen Gewalt, die Wiedervereinigung der getrennten Confessionen, den Proceß und die Hinrichtung Carls I. Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts behauptete er, wie manches man auch an ihm tadeln mochte, das Principat der Gelehrsamkeit in der europäischen Welt und nahm es mit unverhohlenem Selbstgefühl in Anspruch. Nach Frankreich zurückzukehren, dazu riethen ihm, trotz glänzender Anerbietungen, die ihm geschahen, selbst seine Freunde nicht, denn an dem königlichen Hofe würde er, da der König seinen Beichtvater aus dem Orden der Jesuiten nahm, immer einen Gegner haben.

Wie das anerkannteste Talent für allgemeine Gelehrsamkeit, so brachte Frankreich auch den originellsten philosophischen Geist des Jahrhunderts hervor: René Descartes; aber auch dieser, wiewohl Katholik, fand doch den Aufenthalt in Frankreich nicht rathsam.

Descartes soll gesagt haben, die Luft von Paris verhindere das abstracte Denken: ihn wenigstens würde die dortige Geselligkeit in die er mannichfach verflochten war, daran gehindert haben; er zog Amsterdam mit allem seinem kaufmännischen Lärmen vor, weil sich da Niemand um ihn kümmerte.

Es hat wohl keinen Philosophen gegeben, dem man mehr Benutzung fremder Lehrmeinungen nachgewiesen und der dabei, nicht mit Unrecht, mehr auf seine Originalität bestanden hätte, als Descartes. Es war die Zeit, in welcher neben den Lehren des Aristoteles, über die unter den Aristotelikern selbst

verſchiedene Auffaſſungen ſich hervorthaten, auch andere Syſteme des Alterthums erneuert worden waren, wie denn in England die platoniſchen, in Italien die parmenideiſchen Ideen, in den ſpaniſchen Niederlanden die Doctrinen der Stoa, in Frankreich die Anſichten der Skeptiker herrſchten. In Deutſchland fanden ſich Gelehrte, die ihren eigenen Weg ſuchten. Von alle dem war nun Descartes, wie man bis ins Einzelne nachweiſen kann, berührt und angeregt, aber er fand doch keine Befriedigung, als wenn er von allem abſtrahirte. Dazu eben gehörte für ihn vollkommene Ungeſtörtheit, welche ſich zu erhalten er einen beſonderen Scharfſinn aufwandte; die Fremde war ihm dazu dienlicher als das eigene Land. Zurückgezogen, ja verborgen und mit ſich ſelbſt umgehend, bildete er ſich ein eigenes Syſtem aus, in welchem das, was er von Andern in ſich aufnahm, vor der Macht ſeiner Aneignung verſchwand. Sein Grundgedanke: ich denke, darum bin ich, mag aus Auguſtinus ſtammen, aber bei ihm ward er das Princip eines großen und neuen Syſtems. Descartes war der Erſte, der die Wahrheit aus dem Selbſtbewußtſein des ſubjectiven Geiſtes ableitete. Er bildete eine Lehre aus, welche durch ihren Gegenſatz gegen die damals verbreitetſten Anſichten der philoſophiſchen Schulen, die Doctrinen über die verborgenen Qualitäten, die Endurſachen, das Leere, durch den Scharfſinn ihrer Ausführung und ihre rationaliſtiſche Tendenz ein ſehr wirkſames Ferment der geiſtigen Bewegung der neueren Jahrhunderte geworden iſt. Ich glaube nicht, daß Descartes, wäre er in Paris dazu gekommen ſein Syſtem aufzuſtellen, bei dem ſcharfen Wächter der Rechtgläubigkeit, Pater Joſeph, mehr Gnade gefunden hätte, als St. Cyran. Richelieu wünſchte ihn ſo gut wie Saumaiſe, ihres Ruhmes wegen, in Paris zu ſehen, aber auch Descartes

hätte ſich da ſchwerlich behaupten können. Der allgemeine Zweifel, von dem er ausgeht, die Behauptung, daß der Philoſoph vor keiner Conſequenz ſeiner Anſichten zurückſchrecken dürfe, daß man die bisherigen Beweiſe vom Daſein Gottes nicht anzuerkennen habe, erſchienen ſofort als eben ſo viele Gottloſigkeiten. Später hat König Ludwig XIV. ein förmliches Verbot der carteſianiſchen Lehre ausgeſprochen: der Erzbiſchof von Paris überbrachte es der Sorbonne, die es mit Freuden empfing.

Nicht aus einer freien Theilnahme an den Fragen, welche den europäiſchen Geiſt beſchäftigten, ging die Entwicklung der franzöſiſchen Literatur im ſiebzehnten Jahrhundert hervor: ſie erhob ſich auf dem in der Kirche, dem Staat und der Geſellſchaft gelegten Grunde.

Ihr Charakter manifeſtirt ſich vor Allem in ihren großen Hervorbringungen auf dem Gebiete der Poeſie.

Im ſechzehnten Jahrhundert war der franzöſiſche Genius von der Mannigfaltigkeit der antiken oder antikiſirenden Formen gleichſam überwältigt worden; das ſiebzehnte begann mit einem Mann, der alles Fremde grundſätzlich vermied, ſelbſt das Vorbild der italieniſchen Meiſter, die bisher ſo viel Eingang gefunden hatten. Franz Malherbe, denn der iſt es von dem wir reden, beſaß vor allem ein angebornes Gefühl für den eigenthümlichen franzöſiſchen Rhythmus, ein feines Ohr für das Muſikaliſche des Versbaues. Nachahmung hätte ihn ſtören und die Wirkung, die er hervorbringen wollte, ſchwächen müſſen. Nur Eins nahm er von den Alten an, er lernte von ihnen die Correctheit des Ausdrucks. Denn auch für die Wahl der Worte wohnte ihm ein ſicherer Tact inne; alles Provincielle vermied er; auf den öffentlichen Plätzen von Paris

lernte er, an dem Hofe Heinrichs IV. übte er sein Französisch. Er war, wie man gesagt hat, ein Tyrann der Sylben: die Verbindung grammatischer Schärfe und rhythmischen Gefühls machte ihn zu dem, was er ist, dem Begründer des eigenthümlich französisch-classischen Styles in der Poesie.

In mancherlei Weisen hat sich Malherbe versucht: zuweilen, wie in den Paraphrasen der Psalmen, schlägt er den ernstesten religiösen Ton an, ein andermal redet er auch wieder zügelloser Leidenschaft das Wort. Den eigenthümlichen Inhalt seiner Gedichte aber schöpft er aus der Weltstellung der emporkommenden Monarchie und den Handlungen Heinrichs IV.

Er begrüßt ihn zuerst, wie er „die letzten Köpfe der liguistischen Hydra abschlägt," Marseille in sein Nichts zurückstürzt, und ermahnt ihn, sich selbst den Frieden zu gönnen. In der Vermählung Heinrichs mit Maria Medicis, die er mit aller Farbenpracht, deren sein Talent fähig ist, schildert, erblickt er eine Gewähr des Königthums der Lilien, vor welcher die Gesichte unheilweissagender Propheten erbleichen und die Hoffnungen räuberischer Rebellen zu Schanden werden. Von dem Verdienst, das in der Herstellung der öffentlichen Ordnung und der inneren Ruhe lag, hatte er den lebendigsten Begriff: er sieht in Heinrich das Wunder der Könige, der eine Stelle in den Tempeln von Frankreich verdiene: er begleitet ihn auf seinen Unternehmungen gegen die Widersetzlichkeiten in Limousin, in Sedan; wo er der mörderischen Attentate gegen seinen Fürsten gedenkt, erhebt er sich in die Regionen ächter Poesie, denn auch die Politik schließt von dieser nicht aus: ein edler Zorn und stolzer Ehrgeiz erfüllt seine patriotische Seele. Hat er aber Heinrich IV. anfangs zum Frieden gerathen, so fordert er ihn später auf, dem Landesfeind, der

das Glück von Frankreich zu zerstören trachte, mit offenem Visir entgegenzutreten: das hohe Gebirg werde sich vor ihm beugen, Tessin und Arno erwarte ihn. Malherbe, in dem noch einmal die größte Vorstellung von der Bestimmung seiner Nation in ihren alten Richtungen gegen das südliche Europa und die östliche Welt lebendig ist, verkündigt seinem Fürsten, er selbst werde Italien und Spanien, sein Sohn dermaleinst den Orient bezwingen. Aber indem er noch alles hofft, geschieht das Unerwartete, Entsetzliche. Den König, dessen Triumph er durch die Muse unsterblich zu machen versprochen hat, muß er in dem gräßlichen Zustand erblicken, in welchen ihn der Streich des Mörders versetzt hat: es bleibt dann nichts ihm übrig, als die entflohene große Seele um Beistand für seine Nachkommen anzuflehen.

Das allgemein Wirksamste in Malherbe war die Correctheit seiner Diction, für welche so eben ein schärferes Gefühl in der guten Gesellschaft zu Paris erwachte. Es gab Gelehrte, die sich bei ihren Zusammenkünften zum Gesetz machten, sorgfältig und gewählt zu sprechen. In dem Hotel der Marquise Rambouillet, die eine Art von literarischem Hof um sich bildete, hätte sich Niemand Provincialismen zu Schulden kommen lassen dürfen: hier fanden dann die poetischen Productionen der Zeit Mitgefühl, Würdigung und Kritik.[1] Es war das Bestreben, aus dem die französische Academie hervorgegangen ist.

Nur da wollte lange keine ähnliche Tendenz sich zeigen,

[1] Von der Tochter der Marquise, Julie, später Ducheſſe de Montausier, sagt Flechier: »Elle penetroit dès son enfance les défauts les plus cachés des ouvrages d'esprit et en discernoit les traits les plus délicats.« Recueil des oraisons funèbres de Fléchier 33.

wo ſie am nöthigſten geweſen wäre, auf der Bühne. An dem Publikum, welches das Theater füllte und erhielt, waren alle antikiſirenden Verſuche Ronſards und ſeiner Freunde geſcheitert. Damals war es von Hardy beherrſcht, der einen rohen Geſchmack mit abenteuerlichen und anſtößigen Erfindungen, die er in regelloſer Scenerie und incorrecter Sprache vorführte, zu befriedigen ſein einziges Beſtreben ſein ließ.[1] Es war zweifelhaft geworden und ein Gegenſtand der Controverſe unter ſtrebenden Freunden, ob es möglich ſei, das Theater der Regel zu unterwerfen, es dem Muſter der Alten einigermaßen zu nähern.

Da erſchien Pierre Corneille, eine zugleich beſcheidene und hochſtrebende, durch beſchränkte Verhältniſſe auf eine gewiſſe Fügſamkeit angewieſene, aber in ſich ſelbſt auf das Ideale gerichtete Natur.

Das erſte Werk, in welchem Corneille es wagte, auf eine verlaſſene Bahn wieder einzulenken, war ſeine Medea, eigentlich nur eine Ueberarbeitung eines Stückes von Seneca. Es iſt der Mühe werth, zu beobachten, wie er dabei dem Sinne ſeines Publikums, indem er demſelben entgegentrat, doch gerecht zu werden ſuchte. Die dem alten Theater eigenthümlichen Formen, wie den Chor, ließ er von vorn herein fallen, denn er würde dadurch die Meiſten, wo nicht Alle zurückgeſtoßen haben. Aber auch den Inhalt ſeines Vorbildes wagte er nicht in deſſen Originalität herüber zu nehmen. Der grandioſe Hintergrund von Sonne und Unterwelt, dem Meer, über das die fremde Zauberin kommt, der Luft, durch welche ſie fährt, die Fluthung von Liebe und Rachſucht und

[1] Guizot ſchreibt ihm zu: »dureté incorrection impropriété trivialité, aber doch décence relative donnée au ton de ses personnages.«

den Kampf widerſtreitender Gefühle, mit denen ſie ihre Kinder ermordet — eine der prächtigſten und großartigſten Darſtellungen in dem geſammten Umkreis der römiſchen Poeſie — verſchwindet bei Corneille entweder ganz, oder wird in ihren Tönen ſehr herabgeſtimmt. Das Gedrungene, bis zur Schroffheit Eigenthümliche ſeines Muſters läßt er fallen; nur die dem Leben näher ſtehenden Scenen, wofür ſein Talent durch ſeine bisherigen Arbeiten — hauptſächlich Comödien — vorbereitet war, führt er aus und ergänzt ſie, oft weniger wie ein wetteifernder Dichter, als wie ein umſchreibender Commentator. In hoher Poeſie erreicht er Seneca mit nichten: in der Entwicklung einzelner Scenen iſt er ihm ohne Zweifel gleich zu ſtellen; überall macht er ihn faßlicher, verſtändlicher.

Und da es ihm hiemit gelungen war, ſo wandte er ein ähnliches Verfahren bei einem Stoffe ganz anderen Urſprungs und Inhalts an. Jedermann weiß, Corneille ſelbſt hat es keinen Augenblick verheimlicht, daß ſein Cid die Ueberarbeitung eines ſpaniſchen Stückes iſt. Einige Scenen, eine ganze Anzahl von Verſen, ſind faſt mehr Ueberſetzung als Nachahmung. Dabei aber zugleich welche Aenderungen! Alle Ungeheuerlichkeiten der dramatiſirten Begebenheit, die Kampfesſcene zwiſchen Mauren und Chriſten, die ſonderbaren Muthesproben, die der Held in dem Original ablegen muß, das blutige Schnupftuch, mit deſſen Anblick dort die Heldin die Rache für ihren Vater herausfordert, und wie viele andere Erfindungen, welche der Freund der ſpaniſchen Poeſie ungern vermißt, ſind weggefallen: Corneille folgte der Lehre der Alten, daß die Nebenſachen nicht auf die Bühne gebracht werden müſſen, um das Gemüth nicht zu zerſtreuen. Ihm kam es nur darauf an, die großen Motive, welche die Begebenheit

innerlich beleben, den Kampf zwiſchen Liebe und Ehre, hervorzuheben; dieſe großen Geſtalten der alten Romantik, mit deren Ausdichtung ſich manches frühere Jahrhundert beſchäftigt hatte, auf eine dem Sinne ſeiner Zeit gemäße Weiſe zu vergegenwärtigen. Er berührte damit eine Lebensader ſeiner Zeit; er befriedigte nicht minder das ſtoffartige Intereſſe, welches in das Theater zu führen pflegt, als das Bedürfniß einer gebildeten Form, das ſich damals in der Geſellſchaft geltend machte.

Dieſe iſt es doch zuletzt immer, welche den Neuerungen ihre Regel vorſchreibt. Die damalige hätte weder das Gedrungene der Antike, noch das Abenteuerliche der Romantik vertragen: ſie ſuchte nach einer ihrem Geiſt entſprechenden Form: Corneille bot ihr dieſelbe dar.

Die Kritik, welche die ſo eben geſtiftete Academie über den Cid ausſprach, mag nicht durchaus gerecht ſein: aber ſie war eine ſolche, durch welche Derjenige, den ſie betrifft, am meiſten gefördert wird. Sie ſetzte dem Poeten nichts ſeinem Streben Widerſprechendes entgegen; die Ausſtellungen ſind demſelben vielmehr homogen: ſie konnten nichts anderes bewirken, als Corneille nur noch ſtrenger gegen ſich ſelbſt zu machen.

Ueberhaupt waren die Umſtände ſeiner Entwickelung vortheilhaft. In der Geſchichte des Theaters der neueren Zeit iſt es ein Ereigniß, daß Cardinal Richelieu ſich ſo viel mit der Bühne beſchäftigte; er errichtete in ſeinem Palaſt ein Theater und verſammelte daſelbſt ein ausgewähltes Publikum; die Dichter, die er meiſtens beſoldete, laſen ihm ihre Stücke vor und wägten, wie Corneille ſagt, den Werth derſelben nach dem Beifall ab, mit dem er die eine oder die andere Stelle begleitete. Es iſt ohne Zweifel eine aus Beſcheidenheit ſtammende Uebertreibung, wenn Corneille ſagt, das Beſte, was er

leiſte, verdanke er dieſem Verhältniß, den hohen Ideen, mit denen der Cardinal ihn inſpirire, der Sicherheit ſeines Urtheils; aber das iſt unläugbar, daß die Veränderung des Publikums zugleich eine Veränderung der Kunſt hervorbrachte, die Production über die Forderungen der großen Menge erhob, und daß die Verbindung mit dem hochgeſinnten Miniſter und ſeiner Geſellſchaft dem Dichter einen geiſtigen Geſichtskreis eröffnete, in dem ſein Talent ſich erſt vollkommen entfalten konnte.

Nach den erſten glücklichen Verſuchen wagte ſich Corneille an Aufgaben, bei denen er keinem dramatiſchen Vorbild folgte: hauptſächlich entnahm er ſeine Stoffe aus den verſchiedenen Epochen der römiſchen Geſchichte. Schwerlich wird man das Lob noch heutzutage wiederholen, das ihm damals ſo häufig geſpendet wurde, daß niemals ein Anderer es ſo gut verſtanden habe, die Römer als Römer zu ſchildern. Das Weſentliche iſt vielmehr, wenn wir nicht irren, daß er ſich Begebenheiten und Helden der römiſchen Geſchichte wählte, in denen einige große Ideen und Empfindungen hervortraten, welche allen Jahrhunderten angehören, und für die das ſeine beſonders empfänglich war; dieſe brachte er zur Darſtellung.

In Horace iſt es die Hingebung für das Vaterland, vor welcher jedes perſönliche und individuelle Verhältniß verſchwindet, die Freudigkeit des Kampfes für daſſelbe, auch wenn man dabei gegen ſeine Familie, ſein anderes Ich ſtreiten müßte. Denn der von dem Göttlichen erfüllte Geiſt ſieht ſein Glück nur im öffentlichen Heile.

Im Polyeukt ſtellt Corneille die ſiegreiche Macht und die Wahrheit der chriſtlichen Ideen vor Augen. Es ſind nicht die ſpecifiſch römiſch-katholiſchen, ſondern die allgemeinen, welche allen Bekenntniſſen zu Grunde liegen. Die wirkſamſten

Stellen berühren die eben damals in das öffentliche Gespräch gekommenen Streitigkeiten über Gnade, Vorherbestimmung und Freiheit.

Im Cinna erscheinen die republikanischen Stürme und Zwistigkeiten, aus denen gehässige Leidenschaften und blutige Ereignisse entspringen,[1] im Gegensatz mit der Monarchie, die, nachdem sie einmal begründet ist, keiner Gewaltsamkeiten zur Sicherung ihrer Zukunft bedarf und nur nach Verdienst belohnt und bestraft; die Fabel des Stücks beruht auf dem Widerstreite der Rachsucht, welche die Nachkommen der Besiegten erfüllt, und der Milde, mit welcher der Fürst sie entwaffnet.

Denn von den Ideen über Königthum und höchste Gewalt, welche durch Richelieu emporgekommen waren, zeigt sich Corneille lebhaft ergriffen. Der Gedanke des Vaterlandes, das sich in dem Fürsten repräsentirt, und die ritterliche Treue der Zeiten des Mittelalters verschmelzen sich bei ihm; wie er im Horace sagt: dem König gehöre das Blut eines Jeden; wer sein Blut auf eine Weise vergieße, die der Fürst mißbillige, entziehe ihm etwas von seinem Rechte. Es kommen Stellen vor, in denen die Autorität, welche Richelieu zur Seite des Königs besaß, gebilligt und sogar sein Anspruch, über die Gesetze erhaben zu sein, gut geheißen wird.[2]

Die weltgeschichtliche Begebenheit, mit der sich Corneille fast am meisten beschäftigt, ist der Kampf zwischen der fortschreitenden Weltherrschaft der Römer und den Völkern, deren

[1] Envieux l'un de l'autre ils mènent tous par brigues
Que leur ambition tourne en sanglantes ligues.

[2] Et l'art et le pouvoir d'affermir des couronnes,
Sont des dons que le ciel fait à peu de personnes. —
De pareils serviteurs sont les forces des rois
Et de pareils aussi sont au dessus des loix.

Unabhängigkeit ihnen unterlag. Mehr als einmal beweist er uns, daß er für die Gegner der römischen Größe nicht weniger Sinn hat, als für diese selbst: vor allem im Nicomede. Dieses Stück beruht auf der Idee, daß die Nationalfreiheit, das oberste aller Güter, von dem Fürsten um jeden Preis vertheidigt werden müsse; der Held ist von dem Geiste Hannibals durchdrungen: wie er dem Thron als Vertheidiger zur Seite steht, so würde Condé dem französischen haben zur Seite stehen können. Im Pompejus dagegen tritt die schwache und verrätherische Gewalt eines kleinen Fürsten und seiner Minister, welche ihr Verfahren mit empörenden Grundsätzen beschönigen, um so verächtlicher auf. Nichts ist erhabener, als ihnen gegenüber die Gestalt der Cornelia, welche Cäsar von dem äußersten Verderben rettet, obwohl sie in Leben und Staat seine Gegnerin ist. Man mag in der Rachbegierde, welche sie ausspricht, einen Fehler finden: worauf es dem Dichter ankommt, ist, daß sie, diesem Gefühl zum Trotz, den verhaßten Feind dennoch warnt.

Eigenthümliche Schöpfungen sind überhaupt die Frauen Corneille's. Sie zeigen die Mischung ehrgeiziger Theilnahme an den öffentlichen Dingen und persönlicher Leidenschaft, Liebe oder Rachsucht, wodurch seine Landsmänninnen nicht selten in die Geschichte eingegriffen haben. Aemilia im Cinna ist von einem der ersten Leser als heilig und der Anbetung werth, aber als eine Furie bezeichnet worden; im Nicomede bekennt sich Arsinoë unumwunden zu dem Grundsatz, daß der Erfolg das Verbrechen rechtfertige. Wer in der Rodogune eine regelmäßige Tragödie oder auch nur eine Ausarbeitung der tragischen Momente, die in der zu Grunde liegenden Erzählung vorhanden sind, suchen wollte, würde sich getäuscht finden: das Lebendige

iſt die Leidenſchaft, welche den Zweck des Lebens in dem Beſitz der Gewalt erblickt, alle durch die Sitte gebotene Zurückhaltung ſprengt, aller Verhüllung entſagt und das innerſte Weſen hervorkehrt; bis auch endlich die, mit der ſie ſtreitet, „ſich das Herz faßt, zu lieben und zu haſſen", und dem Sohne Rache gegen ſeine Mutter zum Preiſe ihrer Liebe ſetzt. Es entſtehen Situationen, welche zu den gräßlichſten gehören, die jemals auf der Bühne vorgekommen ſind, aber eine Ader in dem nationalen Charakter und ſelbſt in den Stimmungen der Zeit berühren. War nicht die Meinung, daß der Beſitz der höchſten Macht das oberſte aller Güter ſei, damals recht an der Tagesordnung? ſollte es dem Dichter nicht erlaubt ſein, Tendenzen ſeiner Zeitgenoſſen, denen die Verhältniſſe des Lebens allerdings Schranken ziehen, dennoch in der gräßlichſten Geſtalt, deren ſie an ſich fähig ſind, zur Anſchauung zu bringen? Zuweilen erſcheinen die Frauen bei Corneille auch als Vertheidigerinnen der Nationalität. Im Viriathe greift der Stolz der Fürſtin, nur den Ruhmwürdigſten, abgeſehen von anderen Eigenſchaften, zu lieben, mit einer großartigen nationalen Idee zuſammen. Sophonisbe iſt ein weiblicher Nicomede; indem ſie ſich vermählt, behält ſie den Haß gegen Rom ſich vor.

Immer beſchäftigen dieſen Dichter die großen politiſchen Verhältniſſe. Und zwar liebt er vor allem, den Widerſtreit hervorzukehren, in welchen das individuelle Leben durch den Antheil an den öffentlichen Dingen leicht mit ſich ſelber geräth. Meiſtens iſt es der Heldenmuth der Pflicht, zuweilen aber auch das zum Heroismus der Kraft entwickelte Laſter, was er vorſtellt; eine Welt voll großartig angeregter und energiſcher Naturen rollt er vor uns auf; ſein Sinn

war, nicht allein durch Schrecken und Mitleid, ſondern auch durch Bewunderung den ethiſchen Zweck der Tragödie, die Reinigung der Leidenſchaften, zu erreichen. Zuweilen miſcht er Bewunderung und Entſetzen.

In ſeinen letzten Jahren ſah Corneille zu ſeiner Seite ein anderes Talent emporkommen, welches den größten Theil des Publikums, wie es nunmehr war, noch vollſtändiger befriedigte, als es ihm ſelbſt damals gelang.

Will man den Unterſchied zwiſchen Corneille und Racine kennen lernen, ſo mag man ſich die Art und Weiſe vergegenwärtigen, in der ſie zu derſelben Zeit denſelben Stoff behandelt haben, die Geſchichte der Berenice, den ihnen die Herzogin von Orleans angab. Der Gegenſtand iſt die Reſignation eines großen Fürſten, des Kaiſers Titus, auf eine leidenſchaftliche Zuneigung, die er hegt. Corneille nun legt den Nachdruck auf die politiſchen Motive; bei ihm weiß der Herrſcher, daß er, auch im Beſitze der höchſten Gewalt, der Welt, die ihn umgibt, verantwortlich iſt; er zieht in Betracht, daß das römiſche Volk ſo wenig von einer Königin wiſſen will, wie von einem König, und die religiöſe Abweichung, welcher dieſe anhängen würde, verabſcheut. Racine faßt den inneren Streit, den er mit nichten verkennt, doch mehr als Gegenſatz zwiſchen Vernunft und Pflicht, wie ihn auch Andere in anderen Lebensſtellungen, wenigſtens auf ähnliche Weiſe, zu beſtehen haben könnten; das vornehmſte Gewicht legt er auf die Bewegungen und Stürme der Seele, namentlich der weiblichen, bei der Nothwendigkeit einer Trennung; er ſucht nicht ſo ſehr mit gründlich, gleichſam hiſtoriſch eingehendem Sinne die Momente ans Licht zu ziehen, durch welche ſie unvermeidlich wird, als die Gefühle darzuſtellen, welche ſie hervorruft.

Ueberhaupt ist Racine's Absicht weniger, das Object in seiner Energie und Farbe zur Anschauung zu bringen, als zu belehren, einen guten Eindruck zu machen. Er wählt sich Helden und Heldinnen, um welche Tugend und Laster streiten; unvergleichlich weiß er den hin- und herfluthenden Wechsel unwillkürlicher Stimmungen eines weiblichen Herzens zu vergegenwärtigen; aber dabei gibt er etwas darauf, daß er schon den Gedanken des Verbrechens als Verbrechen erscheinen, den geringsten Fehler seine Strafe finden läßt. Und nicht ohne großartige Wirkung ist seine moralische Tendenz geblieben: sein Britannicus hat spätere Könige erziehen helfen. Ueber Athalie schwebt ein Gefühl von Religion, das noch heut die Gemüther ergreift.

Der harmonischen Zusammensetzung seiner Stücke, worin er seines Gleichen nicht hatte, entspricht sein Ausdruck, welcher in seinem gleichmäßigen Flusse, rein und durchsichtig, und überall treffend, vielleicht als die beste Hervorbringung des modern-classischen Bestrebens in französischer Sprache betrachtet werden kann.

Denn indeß bildete sich auch die Sprache zu einer neuen Stufe der Entwickelung fort. Auf das Hotel von Rambouillet folgte die Schule von Portroyal: eine Vereinigung gebildeter Männer, die in Bezug auf schriftstellerisches Verdienst ohne Neid mit einander wetteiferten, und zugleich eine Schule in aller Form, welche Logik und Grammatik, das Classische und das Französische umfaßte. Racine war ein Zögling dieser Schule, von Zeit zu Zeit ein Mitglied dieser Gesellschaft.

Dann trat Boileau auf, der Lehrmeister des französischen Parnasses, durch welchen Horaz erst wahrhaft der Gesetzgeber für die Poesie des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts geworden ist: was er lehrte, davon stellte er in seinen Werken

Beiſpiele oder Muſter auf; jede Schwäche und Abweichung in Anderen ward mit vernichtendem Spott verfolgt.

Indem Boileau das Moderne dem Geſetz des Claſſiſchen unterwarf, gab La Fontaine überlieferten fremden Stoffen, die wenigſtens zum Theil aus der älteſten Welt ſtammen, durch leichte und anmuthende Behandlung, naturnachahmende Mannichfaltigkeit des Ausdrucks und Muſik der Verſe ein durchaus galliſches Gepräge.

Auch die Reform der komiſchen Bühne durch Moliere ward nicht ohne Nachahmung der claſſiſchen Vorbilder vollbracht; aber wie könnte man bei ihm daran noch denken? Da trägt Alles die Farbe der Originalität: der durch und durch franzöſiſche Dialog; die Art und Weiſe der Verbildungen und Laſter, die zur Darſtellung kommen, und die hauptſächlich aus der Heuchelei und dem falſchen Enthuſiasmus der modernen Geſellſchaft hervorgehen; der ſcharfe Umriß der Geſtalten, von denen jede beſonders gedacht und bis auf den Grund ihres Daſeins verſtändlich iſt; endlich das novellenartige Aufeinandertreffen ihrer Gegenſätze, in welchen oft das Komiſche wie ein plötzliches Wetterleuchten erſcheint.

Wenn das ſechzehnte Jahrhundert die Anſchauungen, Stoffe, poetiſchen Gattungen des Alterthums geradezu herübernahm, ſo hielt ſich das ſiebzehnte mehr an die aus den Vorbildern hervorgehende allgemeine Regel. Aber das Ideal der Form erfuhr durch die Gewohnheiten und Forderungen des franzöſiſchen Lebens, welche nun immer berückſichtigt werden mußten, eine ſehr merkliche Beſchränkung. Haben doch die Meiſter von Portroyal bei ihren Ueberſetzungen die conventionelle Umgangsſprache angewendet. Racine weicht dem Prägnanten des Alterthums noch ſorgfältiger aus als Corneille; er

wird dadurch zuweilen — mich deucht ſelbſt bei dem Tode des Britannicus — minder poetiſch als der Hiſtoriker, den er zu Grunde legte. Boileau, der die Nachahmung der Alten mehr zur Schau trägt, hütet ſich doch, ſelbſt wo er ihnen im Einzelnen nachgeht, mit den vorherrſchenden Elementen des Hofes und der Stadt in Widerſpruch zu gerathen. Denn nach deren Beifall hauptſächlich trachtet er; ſie waren etwas an und für ſich, der König ſelbſt mußte Verzicht darauf leiſten, ſie von Grund aus umzugeſtalten; kein Autor konnte wagen, die Fäden ihres inneren Lebens unangenehm zu berühren. In dieſem Verhältniß liegt die Stärke ſowohl als die ſchwache Seite der Literatur des Jahrhunderts. Ein unbedingtes, rückſichtsloſes Ergreifen und Wiedergeben des Gegenſtandes wurde nur da recht durchführbar, wo das geſellſchaftliche Leben ſelbſt denſelben bildete. Daher ragt auch der Komiker faſt als das größte Talent der Zeit hervor: das Conventionelle, was die Andern beſchränkt, entſpringt bei ihm aus der Natur der Sache.

Ueberhaupt ſind es ja nicht die claſſiſchen Gattungen allein, in denen die lebensfähige Literatur ſich entwickelt. Was iſt die Form anders, als die dargeſtellte Wahrheit des Objectes, ohne Zuſatz der Willkür oder des Zufalls? Selbſt das Fragmentariſche kann genügen, wenn nur das Fragment in ſeinem Ausdruck vollkommen iſt.

Die kurzen Sätze, in denen La Rochefaucould die Moral ſeiner Zeit zuſammenfaßte, Maximen, die nicht ſowohl Reſultate des allgemeinen Denkens als der damaligen Sitte ſind, werden die Aufmerkſamkeit immer feſſeln.

Eine unendliche Anziehungskraft bewährt durch Stoff und Form der gar nicht einmal für die Oeffentlichkeit beſtimmte

Briefwechsel der Marquise von Sevigné. Frau von Sevigné hat Sympathie für Alles, was sie berührt, das Größte wie das Kleinste: für die Zerstreuung der Stadt, die Einsamkeit des Landlebens, die Festlichkeiten des Hofes, wie für die Foliobände theologischer Controversen; sie ist reizbar, den Dingen hingegeben, und doch dabei voll von Nachdenken, etwas für sich selbst; wie wäre ihr auch sonst die Ausdrucksweise möglich geworden, in der sie nicht allein was sich begab, sondern zugleich die gesellschaftliche Bildung der Epoche mit unnachahmlicher Leichtigkeit darstellt.

In den Schilderungen der Persönlichkeiten, welche die Memoiren enthalten, findet sich eine Schärfe der Umrisse, eine Feinheit der Ausführung, wie sie sonst in der Literatur kaum jemals wieder erreicht wurden. Denn die Persönlichkeit galt etwas: die Menschen waren aufmerksam auf einander.

Was von jeder Epoche mehr oder minder zu sagen ist, gilt doch im höchsten Grade von dieser: hauptsächlich mit sich selbst ging sie um, das Fremdartige stieß sie, unverstanden, von sich aus. Geschichte, welche das Vergangene wie ein ewig Gegenwärtiges vor Augen legt, konnte sie nicht haben: — aber sie hatte historische Studien, große Gelehrte. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts glänzte der Chronolog Petavius, der einem Werke Scaligers, auf das er allenthalben fußt, sich doch auch allenthalben entgegensetzt, und besonders in der Kunde des Technischen ohne Zweifel überlegen ist: da lebte Hemicus Valesius, nach dessen Feststellung wir den Text des Eusebius noch heute lesen; Jacob Sirmond, der manche Legenden zuerst erschüttert, und eine große Anzahl ächter Documente an das Licht gezogen hat. Da der Clerus sich so mächtig erhob, so blühten die kirchenhistorischen Studien auf; vielleicht gab es keine Zeit,

wo man ſich mit den Vätern beſonders der lateiniſchen Kirche eifriger und mit lebendigerer Aneignung beſchäftigt hätte. Denn eben aus jenen entfernten Zeiten ſchöpfte das episcopale Syſtem ſeine Grundſätze. Andere ſtiegen tiefer in die Jahrhunderte des Mittelalters hinab, wie Mabillon, der die diplomatiſche Wiſſenſchaft, wenn nicht geſchaffen, doch feſt begründet hat, — unmittelbar aus dem Dienſt der großen Abteien ging er hervor —; der Vater der franzöſiſchen Geſchichte, der die erſte ſyſtematiſche Sammlung der alten Hiſtoriker lieferte, Du Chesne; der Begründer der mittelalterlichen Gelehrſamkeit, Du Cange, von dem wir alle noch heute lernen; der unermüdliche Baluze, der ſich immer auf den Confinien der Geſchichte der Kirche und des Staates, des Streites zwiſchen Kaiſern und Päpſten bewegt. Wie weit aber blieb nun die hiſtoriſche Darſtellung hinter den Ausſichten zurück, die dieſe Studien eröffneten. Der geleſenſte Hiſtoriker war Mezeray, der ſeinen Ruf der Oppoſition in altem Sinne, an dem er feſthielt, verdankte. Er hat den Geiſt der Fronde, der er ſelbſt einſt durch mancherlei Flugſchriften gedient hat, dadurch in die franzöſiſche Geſchichte eingeführt, und demſelben, da ſein Werk die Grundlage faſt aller ſpäteren geworden iſt, ſo weit ſie auch in der Anſicht von ihm abweichen mochten, einen nicht geringen Einfluß auf die hiſtoriſchen Meinungen der ſpäteren Zeit verſchafft. Das bedeutendſte hiſtoriſche Werk der Epoche iſt die Conſtruction der Univerſalgeſchichte, welche Boſſuet verſuchte. Eigentlich auf das Studium der Kirchenväter iſt es gegründet; Boſſuet war ſtolz darauf, daß er manches ſah, was dieſen entgangen ſei; ſeine Intention ging auf einen hiſtoriſchen Beweis der Wahrheit der Offenbarung. Niemand aber wird behaupten, daß eine auf durchgreifende hiſtoriſche Studien gegründete und

von Vorurtheil freie Auffaſſung der Vergangenheit und ihrer Zuſtände von dem einen oder dem andern dieſer Autoren auch nur verſucht worden ſei. Der eine ward durch oppoſitionelle, der andere, mit dem Streben des Jahrhunderts im beſſern Einklang, durch geiſtlich-royaliſtiſche Tendenzen beherrſcht.

Für die literariſche Entwickelung von Frankreich war es entſcheidend, daß die durch Descartes angeregte rationaliſtiſche Richtung doch nicht zur Herrſchaft gelangte. Verbote allein möchten das auf die Dauer nicht ausgerichtet haben; eine innere Gegenwirkung entſprang daher, daß ein durch und durch wiſſenſchaftlicher, der philoſophiſchen Bildung ſeiner und der früheren Zeit mächtiger Geiſt, und der zugleich die Gabe der Sprache in hoher Vollendung beſaß, ſich ihr entgegenſetzte. Es war jener Janſeniſt, der im Streite mit den Jeſuiten das Beſte gethan hatte, Blaiſe Pascal. Wäre es zu viel geſagt, wenn man behauptete, daß unter den flüchtigen, auf den Streit des Augenblicks berechneten Hervorbringungen der neueren Zeiten den Provincialbriefen Pascals[1] in Bezug auf Form der Preis gebühre? Nur eine oder zwei andere könnten ſich darin mit ihnen meſſen.

Pascal hatte eine Zeitlang, wie andere Menſchen, nach hohem Rang, Reichthum und Genuß geſtrebt; man hatte ihn in prächtigen Caroſſen daher fahren ſehen; plötzlich von einem geiſtlichen Impuls ergriffen, der in ſeiner Familie nicht neu war, hat er ſeitdem mit allem ſeinen Talent, ſeiner Wiſſenſchaft und Bildung nichts weiter ſein wollen, als ein Apoſtel der tieferen Religion. Ihm zufolge ſind nur zwei Philoſophien

[1] Die erſten Drucke finden ſich zuweilen in Quart mitten unter andern Flugſchriften der Zeit; der übrigen hat man niemals mehr gedacht, dieſe aber unzähligemal gedruckt.

möglich; die eine des Zweifels, welche von Gott entfernt; die andere, welche in den Menſchen die Kraft vorausſetzt, zu wiſſen, ſich zu Gott zu erheben. Er findet, daß dieſe beiden Syſteme einander ewig bekämpfen, einander zerreiben, zerſtören, eben dadurch aber die Religion hervorrufen und dem Evangelium Platz machen. Manches Einzelne nimmt Pascal von Descartes an, in der Hauptſache beſtreitet er ihn. Er ſpottet der Natur, die ſich durch die ihr einmal mitgetheilte Summe von Kraft bewegen ſoll; die Vereinzelung des intellectuellen Lebens ſtieß ihn zurück, denn nicht allein in Geiſt und Vernunft ſei das Immaterielle begriffen: von dem metaphyſiſchen Beweiſe des Daſeins Gottes urtheilte er, daß derſelbe einen Augenblick überzeuge, bald aber wieder vergeſſen werde: denn der Menſch bedürfe einen anderen als den bloß ſpeculativen Gott, einen Gott, der zugleich Herz und Seele erfülle. In der geoffenbarten Religion erblickte er die einzig haltbare Philoſophie, in dem Geheimniß erſchien ihm die Wahrheit.

Bei Pascal ſieht man recht, welche Fortſchritte die religiöſe Idee ſeit der deutſchen Reformation in den Gemüthern gemacht hatte. Bei ihm iſt nicht von den ſpecifiſchen Lehren der hierarchiſchen Jahrhunderte und den Dienſten, welche ſich an ſie angeſchloſſen hatten, noch von der verfolgenden Rechtgläubigkeit, der er ſich zu opponiren eher Grund gehabt hätte, die Rede; wenn er ſich von der philoſophirenden Vernunft zu der Offenbarung abwendet, ſo begegnen wir den Grundüberzeugungen Luthers wieder. Bei Pascal ſo wenig wie bei Luther ſchließt der einfache Glaube ein tiefes Verſtändniß oder die Ahnung des myſtiſchen Grundes aus. Die Freunde Pascals, welche ſeine religiöſen Gedanken veröffentlichten, entfernten dabei, denn ſie waren ſo eben durch den Kirchenfrieden

mit der Krone und den Bischöfen in ein gutes Verhältniß getreten, absichtlich Alles, wodurch dasselbe hätte gestört werden können.

Nur auf dem in Staat und Kirche gelegten Grunde hat sich die modern-classische Ausbildung der französischen Literatur vollzogen.

Wem ist es nicht aufgefallen, wie sehr sich die Koryphäen der Literatur an Ludwig XIV. persönlich anschlossen, in dem sie das Ideal eines Mannes und eines Fürsten zu sehen meinten. Boileau hat die friedlichen Verdienste, die der König sich erwarb, einmal auf eine Weise gepriesen, daß dieser selbst sich davon überrascht fühlte. Dagegen gewährte Ludwig der literarischen Richtung, welche Boileau, Racine und Moliere verfolgten, seinen Schutz, denn für Stil und correcten Ausdruck hatte er einen angeborenen Sinn; er trug zu dem Siege, den sie über die ältere Schule und Manier errangen, nicht wenig bei. Der Beifall, den er den Stücken Moliere's bewies, brachte die Gegner desselben zur Besinnung oder zum Schweigen. Nach dem Tode des Kanzlers Seguier übernahm nun aber Ludwig XIV. selbst das Protectorat der französischen Academie; er räumte ihr einen Platz im Louvre ein und gab ihr Vorrechte, die sie andern Corporationen gleichstellte. Den namhaftesten Mitgliedern wies er Pensionen an, was sie der Nothwendigkeit, in der sich manche noch befanden, sich einem oder dem andern Großen anzuschließen, überhob; von ihm hauptsächlich schreibt sich die würdige Stellung her, welche die Häupter und Repräsentanten der Literatur neben dem Adel der Robe in der französischen Hauptstadt einnahmen.

Wie Colbert sich angelegen sein ließ, den Arbeiten der Gelehrsamkeit durch mannichfaltige Unterstützung förderlich zu

werden,[1] ſo fand er auch die Mittel, hauptſächlich in den Erſparniſſen, die er im Anfang machte, eine Akademie der Wiſſenſchaften ins Leben zu rufen. Die Grundlage bildete auch dießmal eine bereits beſtehende Privatverbindung; erſt durch die Beihülfe des Staates wurden wiſſenſchaftliche Unternehmungen von größerem Umfange möglich. Ein chemiſches Laboratorium mit allen nöthigen Vorrichtungen ward im Gebäude der Bibliothek eingerichtet; das Obſervatorium erhob ſich auf einem ſorgfältig ausgeſuchten Platz: fremde Gelehrte vom erſten Rang wurden in die Geſellſchaft gezogen. Da traf der Entdecker der Rotation der Planeten, Caſſini, mit dem Theoretiker der Dynamik, Huyghens, und mit Römer, der die Geſchwindigkeit des Lichtes meſſen lehrte, zuſammen. Auf Caſſini's Rath ward jene Expedition nach Cayenne geſchickt, durch welche die Kenntniß der Polarabplattung der Erde und ihrer ſphäroidiſchen Geſtalt gefördert worden iſt. Die Autorität und die Geldmittel eines mächtigen Fürſten, zu deſſen Ehrgeiz es gehörte, etwas für die Wiſſenſchaften zu thun, kamen dieſen in der That zu Gute.

Eine andere Akademie, die der Inſchriften, welche ſpäter manche neue gelehrte Forſchung angebahnt hat, war im Anfang auf das engſte an den Hof geknüpft. Colbert beſtimmte ſie urſprünglich, bei den Monumenten des Ruhmes, die er dem König aufzurichten gedachte, gelehrte Dienſte zu leiſten.

[1] Vgl. die Vorrede von Du Cange Hist. Byzantin. an Colbert: opus numismatibus cum Regio ex Archeio, tum ex suo praesertim expromptis adornavimus. — M. Colbert invita plusieurs savans assemblés chez lui à conférer en sa présence sur les moyens de perfectionner le projet d'André du Chesne. Bouquet, Recueil des Historiens des Gaules et de la France. Préf.

Wie ſeine mediceiſche Großmutter und dann die beiden Cardinäle, ſo zeigte auch Ludwig XIV. Vorliebe und Sinn für die Kunſt. Denn nur von Großem und Würdigem wollte er umgeben ſein. Er hatte das Glück, eine ganze Anzahl der herrlichſten Werke der italieniſchen Kunſt zu erwerben; die franzöſiſche nahm erſt unter ihm ihren Charakter an: und zwar einen ſolchen, der eben ſeinem Sinne vollkommen entſprach. Lebrun drückte denſelben in ſeinen Gemälden vielleicht treffender aus, als irgend ein Schriftſteller es vermocht hätte. Ludwig XIV. nahm auch die Akademie der Malerei und Sculptur in den Louvre auf: durch ſeine mannichfaltigen und großartigen Bauunternehmungen gewährte er aller Kunſtübung willkommene Beſchäftigung. Er hatte in der Mitte der künſtleriſch-literariſchen Beſtrebungen eine ähnliche Stellung inne, wie in ſeinem Staate überhaupt.

Nicht als hätte er das Neue und Große aus dem Nichts hervorgerufen. Die Talente, welche ſeiner Epoche Glanz verleihen, waren meiſtens entwickelt, als er zur Regierung kam. Wie ſie ſich der Richtung anſchloſſen, die in Staat und Kirche unter ſeinen Auſpicien die Oberhand behielt, ſo nahm er ſie in ſeinen Schutz und förderte ſie. Alles Andere trat in den Hintergrund.

Das ganze franzöſiſche Gemeinweſen gelangte dadurch noch vollkommener zu einem Gefühl der unbedingten Geltung der Principien, auf denen es beruhte, und wurde zu neuen Unternehmungen angetrieben. Es meinte dem Begriff, von dem es belebt ward, die Herrſchaft der Welt verſchaffen zu können.

Dreizehntes Buch.

Ludwig XIV. auf der Höhe seiner Macht. 1672—1686.

Digitized by Google

Wenn man ohne ausdrücklich bezeugte Aeußerungen, nur nach dem Inhalt der Thatsachen und nach der Richtung der Thätigkeit und der Unterhandlungen es wagen sollte, das Ideal zu bezeichnen, welches dem König Ludwig XIV. in dieser Fülle und diesem Glanze der Macht vorschwebte, was würde sich mit Wahrscheinlichkeit sagen lassen?

Die Ausbildung der innern Autorität war so weit gediehen, daß es dafür nur noch hauptsächlich auf die kirchlichen Momente ankam. Bei der großen Bedeutung, welche der Clerus für den Staat Ludwigs XIV. hatte, war es in der That nicht gleichgültig, daß der römische Hof, welcher sich doch seit langer Zeit zu der antifranzösischen Partei in Europa hielt, — auch von dem Papst Clemens IX., der im Jahr 1670 den römischen Stuhl bestieg, war dieß unzweifelhaft — einen so durchgreifenden Einfluß auf diese Körperschaft ausübte. Von den ungünstigen Rückwirkungen, die daher entspringen konnten, mußte der König sich auf eine oder die andere Weise zu befreien suchen. Aber nicht minder widerwärtig erschien ihm der religiöse Gegensatz, in dem seine Regierung mit seinen protestantischen Unterthanen stand, die direkte oder indirekte Verbindung, welche diese mit ihren

Glaubensgenoſſen in andern Ländern in Zuſammenhang hielt, die Rückſicht, welche auf die Sympathien, die ſie z. B. in England fanden, genommen werden mußte. Die Ereigniſſe zeigen, wie ſehr es dem König am Herzen lag, dieſen alten Streitigkeiten zwiſchen Staat und Kirche, ſo wie zwiſchen den Religionsparteien ein Ende zu machen. Das große Intereſſe der Staatsgemeinſchaft ſollte ſie beide beherrſchen. Wie dann, wenn es ihm möglich wurde, die Pläne der Reunion, welche Richelieu einſt gehegt, nicht allein aufzunehmen wie er verſuchte, ſondern auch durchzuführen? Die confeſſionelle Frage wäre zu Gunſten des Katholicismus, der jedoch einige Zugeſtändniſſe hätte machen müſſen, der Streit zwiſchen Kirche und Staat zu Gunſten des Staates entſchieden worden. Das Königthum, auf der einen Seite von einem ergebenen Clerus, auf der andern von reunirten Proteſtanten umgeben, hätte die Summe auch der geiſtlichen Gewalt in ſich dargeſtellt.

Nach Außen gewendet hegte Ludwig XIV. vor allem die Abſicht, wie er auch ſchon unumwunden angekündigt hatte, die Grenzen ſeines Reiches beſonders im Norden, da wo ſie der Hauptſtadt zu nahe waren, auf eine Weiſe zu befeſtigen, daß eine Gefährdung derſelben ſo leicht von keinem Angriff zu beſorgen war. Frankreich ſollte wie das gehorſamſte und uniformſte, das gewerbfleißigſte, geldreichſte, gebildetſte, ſo auch das militäriſch am beſten gerüſtete und befeſtigte Land der Welt ſein. Ob er dann eine beſtimmte Idee von den Eroberungen in ſich trug, die er zu machen habe? Wir bemerkten ſchon, daß er nichts von allem aufgab, was Mazarin je beabſichtigt hatte. Die Bundesgenoſſen, an denen es ihm nicht fehlen konnte, ſo lange er Subſidien zu zahlen die Mittel beſaß: die Anſprüche, welche aus ſeiner ſpaniſchen Vermählung

einen oder den andern Tag erwachsen mußten, eröffneten ihm dazu alle Aussicht. Selbst die römische Königskrone verlor er nicht aus den Augen. Mochte er sie aber erwerben oder nicht, so meinte er immer als das Haupt der Fürsten von Europa zu erscheinen, wie übrigens, so selbst den Osmanen gegenüber. In seiner Umgebung und in Frankreich überhaupt nahm man an dem Krieg in Candia, wohin er den Venetianern einige Hülfstruppen schickte, die dann freilich zuletzt die Insel nicht behaupten konnten, den lebendigsten Antheil.[1] Ohne sich einer principiellen Feindseligkeit gegen die Türken hinzugeben, liebte er es doch, sie seine Macht empfinden zu lassen: warum sollten nicht auch sie zu abhängigen Bundesgenossen werden können, wie so viele Andere. Indessen dachte er ein neues Frankreich jenseit des Oceans auf dem festen Lande und auf den Inseln zu gründen; Colonien und Handelsverbindungen verbreiteten seinen Namen und seinen Ruhm in den entferntesten Orient.

Alle diese Möglichkeiten, in mehr oder minder bestimmten Umrissen, schwebten ihm vor: Ideen der Civilisation, des Glaubens, des Ehrgeizes, und der Vaterlandsliebe vereinigten sich darin.

Einer der namhaftesten Staatsmänner der Zeit, Sir William Temple, sagt:[2] „der König von Frankreich sei nun einmal der mächtigste Fürst von Europa: er sei einem guten

[1] Von einer aus Candia eingegangenen günstigen Nachricht bemerkt der brandenburgische Resident (Aug. 1669): „es sei nicht zu glauben, wie lieb und angenehm sie allhie bei Hofe gewesen und wie man deswegen gejauchzet und gefrohlockt hat. Nur durch die französischen Truppen seien die Türken so weit gebracht worden" u. s. w.

[2] The constitutions and interests of the empire etc. Works of Temple II, 225.

Schwimmer zu vergleichen, der ſich mit voller Kraft und Luſt ins Waſſer werfe, ſo daß Niemand ſagen könne, wie weit er vorwärts kommen werde: eine ſtarke Strömung oder die Erſchöpfung der Kräfte oder ein Zufall werde ihn endlich wieder zurücktreiben."

Aber der König war nicht etwa allein in dieſer Stimmung. Die Organiſation, die er um ſich her gebildet hatte, aus Edelleuten, Beamten und Soldaten, lebenskräftig wie ſie war, von denſelben Idealen, die ja auch die Literatur feierte, ergriffen, und ihre Ueberlegenheit in der Welt fühlend, ſuchte Bewegung und Thätigkeit, und ließ es darauf ankommen, wo ſie Widerſtand finden, wer ihr denſelben leiſten würde.

So weit gingen in dem Augenblick, bei dem wir angekommen ſind, die Franzoſen noch nicht, ſich einzubilden, daß ſie allein ſtark genug ſein würden, es mit den Kräften des vereinigten Europa aufzunehmen, aber eben darin beſtand ein Theil ihrer damaligen Größe, daß ſie Bundesgenoſſen hatten, die zu ihrem Dienſt bereit waren, und ſchwerlich einen Gegner, welcher fähig geweſen wäre, ihnen zu widerſtreben.

Der politiſche Geſichtskreis jener Tage ward von der Ausſicht der ſpaniſchen Erbfolge beherrſcht. So entfernt der Fall auch noch war, ſo wollte Frankreich doch keine Verbindung dulden, die ſich, wenn derſelbe eintrat, ſeinen Abſichten widerſetzen konnte. Die erſte Macht, welche eine ſolche zu ſchließen ſuchte, war auch die erſte, welche die Ueberlegenheit Frankreichs zu empfinden bekam. Um die ganze Situation zu faſſen, kommen wir in Gedanken noch einmal auf den Moment zurück, wo die Tripelallianz geſchloſſen wurde.

Erſtes Capitel.

Invaſion von Holland.

Wir erinnern uns, daß eben beim Eintritt des Jahres 1668 in England der Gedanke, mit dem bisher feindſeligen Holland ein Schutz- und Trutzbündniß gegen die wachſende Uebermacht von Frankreich zu ſchließen, gefaßt und im Haag ſofort zur Ausführung deſſelben geſchritten wurde. Wie ſonderbar treffen doch zuweilen, in Ort oder Zeit, die ſchroffſten Gegenſätze auf einander! In den nämlichen Tagen ward an einer andern Stelle ein ganz entgegengeſetztes Verſtändniß, zwiſchen Frankreich und Oeſterreich, angeknüpft. Am 31. Dec. 1667, Abends, begab ſich der franzöſiſche Geſandte in Wien, Ritter Gremonville, nachdem er ſeinen Wagen in einiger Entfernung hatte ſtehen laſſen, ohne alles Gefolge, in einen großen Mantel gehüllt, zu dem erſten Miniſter des Kaiſers, Fürſten von Auerſperg, um ihm von einer politiſchen Abſicht ſeines Königs, die Niemand erwartet hatte, Mittheilung zu machen. Denn in unverſöhnlichem Widerſpruch mit allen Intereſſen des Hauſes Oeſterreich ſtanden doch die Anſprüche des Königs an die ſpaniſche Erbſchaft. Der König nun ließ eine Verſtändigung über die beiderſeitigen Rechte in Vorſchlag bringen. Wie er mit der ältern, ſo war Kaiſer Leopold mit der jüngern Schweſter des Königs von Spanien, an deſſen Lebensfähigkeit man noch immer zweifelte, verheirathet. Aber mußte man nicht fürchten, daß wenn ſie beide über den Beſitz der Erbſchaft ſich entzweien würden, mancher Dritte ſich einen Antheil daran zuzueignen verſucht ſein könnte; etwa ein unächter Sprößling des ſpaniſchen Hauſes, wie Don Johann,

oder einer und der andere der Großen, wie es ja in Portugal geſchehen war, die Selbſtſtändigkeit ſeiner Provinz verfechtend, oder daß die Colonien den Seemächten zur Beute würden. Von dem Miniſter nicht zurückgewieſen, hatte Gremonville am Neujahrstag 1668 eine Audienz bei dem Kaiſer Leopold: der dann von ſeinem Stuhl aufſtehend mit angeborner Gravität ſich bereit erklärte, auf den Vorſchlag einzugehen. In verhältnißmäßig kurzer Unterhandlung, die, obwohl manche perſönliche Verhältniſſe darauf einwirkten, doch auch in ſich etwas hatte was ſie rechtfertigte, ward ein eventueller Theilungsvertrag der ſpaniſchen Monarchie zwiſchen den beiden Mächten verabredet. Der Kaiſer beſtand weder auf ſeinem ausſchließenden Rechte als Agnat, noch drang er auf die Gültigkeit der Verzichtleiſtung der Schweſter ſeiner Gemahlin. Der König ſeinerſeits war bereit, die Landſchaften, welche den Hauptkörper der Monarchie bildeten, an Oeſterreich übergehen zu laſſen: Caſtilien und Aragon, die ſüdamerikaniſchen Beſitzungen, überdieß Mailand, auf das der Kaiſer den größten Werth legte, und Sardinien. Dagegen ſollte Navarra, das alte Stammland der bourboniſchen Könige, und Roſas, Neapel mit Sicilien, um das in frühern Jahrhunderten ſo oft gekämpft worden, Franche-Comté und die geſammten ſpaniſchen Niederlande, wegen derer ſo eben der Krieg entbrannt war, in den Beſitz der franzöſiſchen Krone übergehen. Für deren aufkommende maritime Beſtrebungen war es von Bedeutung, daß ihm auch die afrikaniſchen Küſtenplätze und in der Ferne die philippiniſchen Inſeln zugeſprochen wurden. Man ſieht da recht eigen, welche Ausdehnung Ludwig XIV. ſeiner Monarchie nach allen Seiten hin zu geben beabſichtigte. Mit demſelben Geheimniß, mit welchem die Unterhandlungen eröffnet worden, wurden ſie

gepflogen und zu Ende geführt; erst nach anderthalb Jahrhunderten ist das Dunkel, das darüber lag, aus den französischen Papieren gehoben worden.[1]

Es ist kein Zweifel, daß dieser Traktat den Abschluß des Aachener Friedens wesentlich erleichtert hat: in ihm allein hat es seinen Grund, daß der Kaiser denen nicht beitrat, welche die Rechte seines Hauses zu verfechten übernahmen, was der ganzen Sache eine andere Gestalt gegeben hätte; auch der König war zufrieden, da der Ungültigkeit der Renunciation keine weitere Erwähnung geschah.

Ueberhaupt hatte er fürs erste keinen gegründeten Anlaß, sich zu beklagen oder die Nachhaltigkeit der gegen ihn geschlossenen Verbindung zu fürchten. Hat doch ungehindert von derselben der Rathspensionarius de Witt eine Verbindung gegen die Ansprüche ausschließender Seeherrschaft von Seiten Englands mit der französischen Regierung in Antrag gebracht.

Allmählich aber trat die Feindseligkeit des Gedankens, von dem die Tripelallianz ausgegangen war, deutlicher hervor. Die Welt sah darin eine Garantie der dem spanischen Hofe durch den Frieden gesicherten Landschaften gegen Frankreich: erst dadurch schien sie recht fest zu werden, daß Spanien nach langen Bedenken sich entschloß, die Zahlung von Subsidien zu übernehmen, welche Holland und England dem König von Schweden versprochen hatten. Bei den Unterhandlungen in Wien ist bemerkt worden, daß die Ausführung der Theilung, welche man vorbereitete, durch die Tripelallianz vielleicht nicht gehindert, aber doch erschwert werden dürfte. In welchem

[1] Zuerst in einem von Seiten der Archive dem General Grimoard für die Oeuvres de Louis XIV. gelieferten Aufsatz, dann aus den Aktenstücken selbst mit befriedigender Ausführlichkeit bei Mignet.

Licht ſie überhaupt in Europa erſchien, ſieht man aus der Antwort, welche der Herzog von Lothringen auf die Forderung, daß er entwaffnen ſolle, gab. Er ließ vernehmen, es gebe wieder ein Bündniß in Europa, das ihn gegen Frankreich in Schutz nehmen werde.[1]

Nicht gerade die Abſicht, ſeine Eroberungen in den ſpaniſchen Niederlanden ſofort zu erweitern, vielmehr vor allen Dingen die Wirkung, welche die Tripelallianz, die allenthalben um Verbündete warb, für den Augenblick hatte, und für die Zukunft beſorgen ließ, erweckte in Ludwig XIV. den Wunſch, ihr ein Ende zu machen. Ueber die ſpaniſche Erbſchaft auch mit andern Mächten zu unterhandeln, war er an ſich nicht abgeneigt, vorausgeſetzt, daß er dadurch mit den zu Wien vereinbarten Stipulationen, — von denen jedoch diejenigen ſelbſt, welche mit Unterhandlungen dieſer Art beauftragt wurden, keine Kunde erhielten, geſchweige, daß ſie fremden Regierungen mitgetheilt worden wären, — nicht in Widerſpruch gerieth. Wie hätte ihm nicht daran liegen ſollen, auch mit den Generalſtaaten ein eventuelles Abkommen zu treffen? Im Jahr 1669 ſchickte Ludwig XIV. zu dieſem Zwecke einen ſeiner gewandteſten Diplomaten, den Sohn Arnauld-Andilly's, Pomponne, nach dem Haag, um eine Unterhandlung darüber anzubieten; aber ſelbſt für die Eröffnung der Unterhandlung ſetzte er die vorläufige Bedingung feſt, daß Holland wieder in

[1] Inſtruktion Pomponne's bei Flaſſan III, 372. Il devait demander, »quel avantage présent S. M. pourrait retirer, en convenant dès ce moment desdites mesures (sur le cas de la mort du roi d'Espagne) parceque si cela — n'obligeait pas les états a changer beaucoup de choses à la conduite qu'ils tenaient', S. M. peutêtre ne croirait pas devoir se soucier d'entendre à une pareille négociation.«

ein vertrauliches Verhältniß zu Frankreich trete und von allen die Tripelallianz betreffenden Negociationen abstehen müsse.

Das hatte jedoch größere Schwierigkeiten, als er meinte. Hätte jene ruhmredige Schaumünze, in der sich ein holländischer Gesandte als den Josua bezeichnet haben soll, welcher der Sonne — dem Sinnbild des Königs — Stillstand gebot, jemals existirt, so hätte sie doch nicht die Stimmung der Staatsmänner der Republik ausgedrückt,[1] diese war mehr besorgt als triumphirend. Jener Gesandte selbst, van Beuninghen, machte bei seiner Rückkehr auf die Gefahr aufmerksam, in welche der Ehrgeiz und die Macht Ludwigs alle seine Nachbarn setze. Die Meinung, daß die Besitznahme der katholischen Provinzen durch den König von Frankreich für diesen nur der erste Schritt sein werde, um sich auch die Republik zu unterwerfen, war allgemein geworden. In seinen Verhandlungen mit Pomponne stellte de Witt weder die Verdienste, die sich Frankreich um die Republik erworben, noch das Mißtrauen, das diese auch ihren neuen Alliirten gegenüber fühlen müsse, in Abrede, aber er blieb dabei, ihre gegenwärtige Gefahr komme ihr von Frankreich. Pomponne erwiederte, wenn er ein Holländer wäre, so würde er sich in die Fügungen des Himmels finden, und lieber einem alten bewährten Freunde vertrauen, als sich unter den frühern Feinden Verbündete suchen, die immer unzuverlässig sein würden. Argumente mehr religiöser und moralischer als politischer

[1] Bei Basnage II, 361 findet sich ein Brief Beuninghens, worin er diese Beschuldigung als eine »Fiction toute pure, inventée en France« zurückweist. Eine ähnliche Schaumünze existirt allerdings: mit der Umschrift: Stabat sol, man behauptet aber, sie sei später und zwar in Deutschland geschlagen. Klotz historia nummorum contumeliosorum 181.

Natur, welche nicht viel wirken konnten. Die Negociation erreichte überhaupt nicht die volle Höhe der obschwebenden Fragen. Man gedachte dabei nicht einmal der Ablehnung jenes von England angebotenen Offensivbündnisses gegen Holland, durch welche sich Ludwig ein großes Verdienst um die Republik erworben hatte. War dann aber blos von den letzten Irrungen die Rede, so konnte Frankreich auf das Vertrauen der Republik, die so eben von ihm getäuscht worden war, nicht rechnen. Weder der eine noch der andere der Unterhandelnden ahnte etwas von dem zwischen dem König und dem Kaiser verabredeten Theilungsvertrag. De Witt meinte vielmehr, daß die Generalstaaten die Schlichtung der zwischen beiden Mächten zu erwartenden Streitigkeiten in die Hand nehmen sollten, und bot dieß an;[1] mehr als einmal kam er auf seinen alten Vorschlag, in den spanischen Niederlanden eine katholische Republik einzurichten, zurück. Indem er aber, weit entfernt von der Tripelallianz abzustehen, von dem politischen Standpunkt aus, auf dem er sich befand, auch die Frage von der eventuellen Theilung selbst zu regeln unternahm, erweckte er die Empfindlichkeit des französischen Hofes. Lyonne machte ihm den Vorwurf, daß er die Garantie des Aachner Friedens über die ursprüngliche Absicht der dabei Betheiligten, und über das Maß des Gerechten ausdehne; daß er von grundloser Besorgniß getrieben, den König von Frankreich, welches Recht derselbe auch immer auf die spanischen Niederlande erwerben möge, davon auszuschließen

[1] Pomponne an Ludwig XIV., 11. April. Witt hat ihm gesagt, »que S. M. ne pourrait point trouver mauvais, que l'on (la republique) traitât avec elle — et qu'on tint une semblable négociation avec l'empereur.«

ſuche.[1] Er fragte mit einer Art von Wegwerfung: ob es den Generalſtaaten zukomme, für den Moment, wo ſich eine neue Geſtalt der Welt anbahne, ſich als Schiedsrichter zwiſchen einem König von Frankreich und einem römiſchen Kaiſer aufzuſtellen. Auch andere abſchätzige Aeußerungen verlauteten: ſie mögen ihren Grund eben ſo wohl in dem Wunſch, das Geheimniß zu behaupten, als im Hochmuth gehabt haben. Wie dem auch immer ſei, ein großer Gegenſatz trat hervor. Er liegt darin, daß der König ſeine Succeſſionsanſprüche als unzweifelhaftes Erbrecht anſah und Niemand für berechtigt hielt, dabei mitzureden, als Oeſterreich; die Republik dagegen eine Abkunft nur aus dem Standpunkt ihrer eigenen Intereſſen und der europäiſchen Politik vermitteln wollte. Frankreich glaubte durch den Vertrag mit Oeſterreich der ſpaniſchen Niederlande verſichert zu ſein: aber dieſe ihm nicht zu laſſen, war der Entſchluß der Republik.[2]

Daß die Eroberungsabſichten der Franzoſen ein Vierteljahrhundert früher nicht in vollem Umfang durchgeführt worden waren, hatten dieſe ſchon damals hauptſächlich den Holländern Schuld gegeben; ſie hatten ihnen gedroht, ſich zu rächen, wenn ihr König, damals minderjährig, ein Mann ſein werde. Dieſer König war nun nicht allein zu ſeinen Jahren gekommen, ſondern mächtiger geworden, als jemals einer ſeiner Vorfahren. Auf eine ähnliche Weiſe verletzt, ſollte er nicht auch jenes Wort wahr zu machen denken?

[1] Quod hunc possessione hispanici Belgii, quidquid juris eidem ad hoc nasciturum sit excludere meditentur, solo metu male fundato ducti et prio ad suis rationibus expedire judicent. Historia Frid. Guilelmi XI, 15. 749.

[2] Schreiben Lyonne's, 19. April 1669.

Ueberhaupt, so eng auch Frankreich und Holland seit dem ersten Ursprung dieses Staates verbunden gewesen waren, so bestand doch jetzt ein Widerstreit der Richtungen zwischen ihnen, der als der größte in dem damaligen Europa anzusehen ist. Deuten wir nur die Grundzüge davon an.

Die Kauffahrer des kleinen germanischen Küstenlandes hatten den Welthandel an sich gebracht. Während die einen mannichfaltige Entdeckungen in der Südsee machten, besuchten andere das nördlichste Eiland der bewohnten Welt; die Specereien, die sonst ihren Weg von Osten her über Egypten genommen, wurden jetzt von den Holländern, die von Westen kamen, dahingeführt. In ihnen repräsentirte sich das Prinzip des allgemeinen, durch keine besonderen Landesgesetze zu beschränkenden Handels. Frankreich machte dagegen eben den Versuch, sich als besondere Handelsmacht aufzustellen; mit tausend Beschränkungen fiel es den Holländern beschwerlich. Und wenden wir das Auge auf die inneren Zustände, so ward, während dort die königliche Autorität die ganze Summe der öffentlichen Gewalt in die Hände nahm, in der Republik alles abgeschafft, was aus alten Zeiten an die Monarchie erinnerte, die Würde eines ersten Edlen in Seeland, so wie die des bleibenden Generalcapitäns. Frankreich nahm sich den Staat und die Kirche des spätern römischen Imperium, Holland die republikanischen Bildungen des früheren Alterthums — ihre Gelehrten sprachen selbst von dem Staat der alten Hebräer — zum Muster. Frankreich war von Tag zu Tag ausschließender katholisch, das Dasein von Holland beruhte auf der protestantischen Idee. Endlich: es war schon etwas, daß die auf freier Bahn sich bewegende Gelehrsamkeit und Philosophie, in Frankreich ausgeschlossen, eben in Holland mit Freude empfangen wurde;

aber noch mehr wollte es ſagen, daß hier auch alle andere aus politiſchen und religiöſen Gründen Verjagte eine Freiſtätte fanden. Da die oppoſitionelle Literatur, die in Frankreich während der Bürgerkriege eine Zeit hoher Blüthe gehabt hatte, daſelbſt nicht mehr geduldet wurde, ſo ſiedelte ſie ſich in den großen Städten der Republik an; aber das Objekt ihrer Angriffe blieb doch immer die franzöſiſche Staatsgewalt, vor der ſie hatte weichen müſſen. Den in Holland gedruckten Flugſchriften konnte dieſe bald den Zugang in das eigene Land nicht wehren.

Gegenſätze, die über das Jahrhundert hinausreichen, zwiſchen Monarchie und Republik, Mercantilſyſtem und freiem Handel, ausſchließendem Katholicismus und proteſtantiſcher Toleranz, der klaſſiſchen Literatur und der ungebundenen Bewegung einer freien Preſſe. Den verſtimmten und gezeigten franzöſiſchen Staatsmännern konnte es, da jetzt eine politiſche Differenz hinzukam, als ein wünſchenswerthes Ziel der Waffenmacht erſcheinen, dieſes Gemeinweſen zu zertrümmern, das ſo verhaßten Richtungen Leben gab. Dem Einen leuchtet der eine, dem Andern ein anderer Beweggrund ein. Der venetianiſche Geſandte verſichert, Louvois und Colbert, in allen anderen Dingen verſchiedener Anſicht, ſeien in dem Gedanken, die Niederlande mit Krieg zu überziehen, einſtimmig geweſen; von ihnen ſei der König dafür gewonnen und die Abſicht gefaßt worden, beide zu unterwerfen, die proteſtantiſchen wie die katholiſchen Niederlande, zunächſt aber die proteſtantiſchen.[1]

[1] Morosini: Animato il re contra gli stati d'Olanda per la licenza delle voci di quel popolo, de' loro fogli stampati et de' ministri delle corti (beſ. Beuninghen) contra sua persona et la sua gloria ha volontieri date orecchie alle propositioni di Colbert.

Wenn man ſich des Widerſtandes erinnerte, den die Republik in ihrem erſten Entſtehen den Kräften der ſpaniſchen Monarchie geleiſtet, und der ausharrenden Anſtrengung, mit der ſie ſich einen Platz unter den Mächten von Europa erworben hatte, der natürlichen Hilfsmittel ihrer Vertheidigung zu Land und See, der Reichthümer, die ſie beſaß, ſo erſchien ein Angriff auf ſie nicht als ein ganz leichtes Unternehmen.

Ganz von ſelbſt aber ſtellte ſich den Franzoſen ein mächtiger Bundesgenoſſe zur Seite. König Carl II. von England haßte die republikaniſchen Ariſtokraten, an denen er noch ihren letzten Angriff auf die Londoner Rhede zu rächen hatte. Wenn er erklärte, er ſei ſo bereit, ihnen einen Schlag zu verſetzen, wie Ludwig XIV. ſelber,[1] ſo kehrte er damit nur auf eigene alte Gedanken zurück. Aber überdieß wünſchte er ſich mit dem König von Frankreich auf das engſte zu verbinden, und zwar aus zwei Gründen. Von dem großen Erbe der ſpaniſchen Monarchie hoffte auch er einen Theil für ſich gewinnen zu können: er bezeichnete dazu ihre ſüdamerikaniſchen Beſitzungen, einige Stationen im Mittelmeer, und Oſtende, wogegen er die Succeſſionsanſprüche Ludwigs XIV. unterſtützen werde. Denn die Zukunft der engliſchen Seemacht faßten auch die Stuarts mit Eifer ins Auge, und keiner von ihnen mehr, als Carl II. Aber überdieß wünſchte er in den innern Conflicten in ſeinem Reich mit franzöſiſchen Subſidien unterſtützt zu werden. Noch ſchien

et del S^re di Luvova in questo solo punto tra loro uniti; hanno cercato portare le regie forze contra quella potenza con speranza di sottometterla. — — Le misure sono volte al meditare li mezzi, di spogliare il re cattolico e gli stati di Olanda delle provincie tutte del paese basso.

[1] Charles II. to the Dutchess of Orleans. Whithall 20. Jan. 1669. Bei Dalrymple, Memoirs of Greet-Britain II, 23.

es ihm möglich, das Parlament und die bischöfliche Kirche, welche damals zu der engsten Vereinigung zusammenwuchsen, nicht zu voller Herrschaft kommen zu lassen. Er erklärte sich entschlossen, nicht allein ein Toleranzedict bekannt zu machen, zu Gunsten der Dissenter sowie der Katholiken, sondern sich offen zur katholischen Kirche zu bekennen.

Hauptsächlich durch seine Schwester, die selbst zu dieser Kirche übergegangen war, um Herzogin von Orleans zu werden, ließ Carl II. die Unterhandlung über diese Anträge pflegen.

Ludwig XIV. konnte sie nicht annehmen, in wiefern sie sich auf eine Theilung der spanischen Monarchie bezogen; in dieser Hinsicht war er durch seinen österreichischen Vertrag gebunden; er erwiederte, daß man die Bestimmungen hierüber auf eine spätere Zeit, wenn der Fall eintrete, verschieben müsse. Aber was hätte ihm erwünschter sein können, als die beiden andern Vorschläge Carls II.? Die Herstellung der Katholicität des englischen Thrones war ihm an sich genehm, denn sie mußte die Tendenzen, die er selber verfolgte, noch stärker in der Welt machen; überdieß aber ließ sich nicht anders voraussetzen, als daß ein solcher Versuch die alten Entzweiungen in England erneuern und Frankreich abermals auf lange Jahre hinaus aller Rücksicht auf diesen sonst so gefährlichen Nachbar entbinden werde. Wären die Engländer unter sich einig gewesen, so würden sie seinen Absichten gegen Holland damals wahrscheinlich entgegengetreten sein; er hätte an das Unternehmen, das er vorhatte, nicht denken können.

Bei einer Zusammenkunft der Herzogin von Orleans mit ihrem Bruder zu Dover, im Juni 1670, ward der Vertrag zu Stande gebracht, die Summe der Subsidien bestimmt

(5 Millionen Livres), welche Frankreich in verschiedenen Terminen zu zahlen habe; auch über eine Truppenhülfe zur Katholisirung Englands Abrede getroffen. Zu dem holländischen Kriege beschloß man die Flotten beider Mächte unter dem Herzog von York zu vereinigen; den Angriff zu Lande sollte Ludwig XIV. übernehmen, nicht jedoch ohne englische Hülfstruppen; aus den Spolien der Republik sollte Sluys, Walchern und Catsand an England fallen. Nothwendig mußte auch dieser Vertrag sorgfältig geheim gehalten werden; nicht einmal die protestantischen Minister des Königs Carl durften davon etwas erfahren. Mit diesen ist ein anderer Vertrag, der die Bestimmungen über die Religion nicht enthielt, mit allem Eifer, als wäre er der ächte, unterhandelt worden, und am Ende des Jahres zu Stande gekommen.[1]

Aussichten eines unermeßlichen Horizontes knüpften sich für Ludwig XIV. an seine geheimen Verträge. Die Aufrechthaltung seiner Ansprüche an die spanische Monarchie war der Zweck des einen, und ward in dem andern vorausgesetzt. Auf der einen Seite lähmte er jede eigene Bewegung von Oesterreich; auf der andern zog er die Kräfte, über welche das Königthum in England gebot, und die es noch gewinnen konnte, in sein Interesse. Die in Holland regierenden städtischen Aristokratien hatten sich als der Mittelpunkt einer selbstständigen europäischen Politik ihm in den Weg stellen wollen; er rechnete darauf, daß er die Ansprüche des Hauses Oranien gegen sie erwecken, und sie so durch den mannichfaltigsten Angriff von außen und innen zu Grunde richten werde.

[1] Die nähere Kenntniß von diesen Unterhandlungen verdankt man ebenfalls der Sammlung von Mignet. Vertrag von Dover 22. Mai/1. Juni 1670 III, 187. der formelle 21./31. Dec. ib. 256.

Johann de Witt, der bei dem Abschluß der Tripelallianz gegenseitige Hülfleistung der drei verbündeten Mächte unter einander zu stipuliren versäumt hatte, mußte nun erleben, daß seine Verbündeten nicht so wohl von ihm abfielen, als sich geradezu gegen ihn wandten: wie Schweden, so auch England. Wenn gleich Frankreich durch seinen letzten Vertrag des Kaisers und durch frühere oder jetzt erneuerte der meisten andern deutschen Fürsten sicher war, so ließ sich doch nicht wohl denken, daß die Republik bei Keinem von Allen Unterstützung finden würde. Um eine solche zu verhindern oder unnütz zu machen, wurde Schweden von Frankreich herbeigezogen. So eben war der wärmste Anhänger dieser Macht, der Kanzler Magnus de la Gardie, wieder in die Geschäfte getreten; mit freudestrahlendem Angesicht verkündigte er eines Tages im November 1671 dem nun nach Stockholm versetzten französischen Gesandten Pomponne, daß der Beschluß, die alte Allianz mit Frankreich zu erneuern, in dem Reichsrathe durchgegangen sei. Schweden verlangte ansehnliche Subsidien, aber es versprach, gegen die deutschen Reichsfürsten die Waffen zu ergreifen, welche den Holländern beistehen würden.

Niemand hätte an sich hiezu größere Neigung gehabt, als der nächste Nachbar des Königs selbst, Carl IV. von Lothringen. Er hat gesagt, er fühle sich nicht sicherer in seinem Lande, als ein Vogel auf dem Baume. Um wieder zu einem befestigten Zustand zu gelangen, suchte er seine alten Verbindungen mit Spanien zu erneuern, oder neue mit Holland zu schließen; aber die Franzosen waren zu wachsam, als daß ihnen dieß entgangen wäre. Durch die Schwankungen des Herzogs hielt sich Ludwig für berechtigt, bereits im August 1670 den Marschall von Crequy über ihn zu schicken, der dann das ganze Land in

weniger als einem Monat in Beſitz nahm und den Herzog daraus verjagte. Der Marſchall hielt es für eine Art von Triumph, in dem eigenen Bette des Herzogs zu ſchlafen. In Europa regte ſich Niemand ernſtlich für ihn.

Auch in den Schweizer Cantonen bemerkte man eine Neigung, mit den Holländern in Verbindung zu treten; aber der König hatte ein entſcheidendes Mittel, ſie zu dämpfen, in der Hand. Er ließ die Orte, die nicht ſchriftlich verſprechen würden, davon abzuſtehen, mit Zurückhaltung der ihnen bewilligten Jahrgelder bedrohen. Dazu kam der Einfluß der Kriegsführer, die in ſeinem Dienſte ſtanden oder in denſelben treten wollten. Bei der neuen Organiſation des Heeres hatte Ludwig XIV. den Schweizern einige ihrer bisherigen Vorrechte entzogen; ſelbſt an entſcheidender Stelle ließ man nicht unbemerkt, daß das Unternehmen des Königs einem glaubensverwandten Lande gelten werde; alles dieß aber hinderte ſeine Werbungen mit nichten; die Jugend von beiderlei Bekenntniß ſtrömte ſo zahlreich wie jemals unter ſeine Fahnen: bei 20,000 Mann traten in franzöſiſchen Dienſt.[1]

Eine ſchweizeriſch-franzöſiſche Schaar war es, die hierauf der Kurfürſt Maximilian Heinrich von Cöln, welcher ſich unter den deutſchen Fürſten am entſchiedenſten den Abſichten Ludwigs XIV. anſchloß, in ſeine Feſtung Neuß aufzunehmen einwilligte. Ihr Führer wurde von ihm öffentlich in Pflicht genommen, heimlich aber ſeines Eides ſofort wieder entlaſſen;

[1] Nach der Erzählung von Zurlauben brachte der Kanzler von Bern die Worte in den Tractat, »que les troupes ne serviroient point contre ceux de leur religion.« — Stouppa fügte hinzu: et ce en conformité des alliances et des lettres annexes, in denen nur die franzöſiſchen Hugenotten ausgenommen waren. Histoire militaire des Suisses VII, 136.

Neuß war dem König verpfändet und zu seinem Kriegsmagazin erkoren. In Deutschland erstaunte man über die Menge von Lebensmitteln und Kriegsbedarf, die von allen Seiten, unter anderm auch aus den bergischen Eisenhütten, dahin zusammengeschafft wurden; bald aber sollte man noch mehr erleben. Der Kurfürst Erzbischof entschloß sich, selbst ein sehr ansehnliches Heer zur Theilnahme an dem Kriege ins Feld zu stellen: zum Besten seiner Lande, wie es in dem Vertrage hieß, deren Ruhe von den Holländern unaufhörlich gestört sei, zum Vortheil der katholischen Religion. Ihm selbst möchte es schwer geworden sein, die ganze gegen die Holländer erforderliche Macht zusammenzubringen; aber unter seinen geistlichen Nachbarn war einer, der es liebte, wie man sagte, den Kriegsmantel um das geistliche Gewand zu schlagen, der Bischof von Münster, Christoph Bernhard von Galen.[1] Einer ausdrücklichen Stipulation, die das gut hieß, zufolge, machte sich der Bischof von Münster anheischig, etwas mehr als die Hälfte der Truppen ins Feld zu stellen, wofür ihm von den von Frankreich bewilligten und von Monat zu Monat in blanken Thalern zu Metz zu zahlenden Subsidien auch der größere Theil zufallen sollte. Wenigstens so weit gedachten die Bischöfe ihres Verhältnisses zum deutschen Reiche, daß sie sich von dem König zusagen ließen, das Reich selbst nicht zu bekriegen und keine Eroberung an dem linken Ufer des Rheins und der Maas für sich zu behalten.[2]

[1] Michiel: Relatione di 1674: per provedere alle occorrenze si scielsero li stati dell' elettor di Colonia. Travagliava Louvoa per rendere in buon stato le fortificationi di Nuys, che racchiudeva in se il nervo della guerra.

[2] Louvois au roi 10 Janvier: er sendet dem König zwei Verträge: 1) einen, par le quel V. M. traite seule avec le Pr. Electeur: 2) den andern, de S. A. Ele. avec Mr. l'Evêque de Ministre relatif au

So gelang es dem König nicht allein wie bei seinem ersten Unternehmen den Feind, den er bekämpfen wollte, beinahe vollständig zu isoliren, sondern die Macht der Nachbarn desselben, mochten sie bisher seine Gegner oder seine Freunde gewesen sein, gegen ihn ins Feld zu bringen. Von allen Seiten her konnte er ihn angreifen.

Die Holländer, welche die Gefahr sich entwickeln sahen, ohne daß ihnen eine begütigende Unterhandlung gestattet worden wäre, hatten Niemand für sich, als die spanische Regierung, welche die Untrennbarkeit der Interessen beider Niederlande vollkommen begriff, und den Kurfürsten von Brandenburg, der den Anträgen der Franzosen Widerstand geleistet hatte; aber die Kräfte der ersteren waren erschöpft, die des zweiten noch nicht vereinigt; zunächst waren sie allein auf sich selbst angewiesen. Sie meinten auch unter diesen Umständen ihre Sache nicht aufgeben zu dürfen. Die Regierung hatte noch das Vertrauen wenigstens der geldbesitzenden Bürgerschaften, wie der gute Erfolg ihrer neuesten Anleihe zeigte; sowohl Leibrenten als gewöhnliche Obligationen fanden einen reißenden Abgang. Und wie sollte sie ihrer so oft an fremden Gestaden siegreich gebliebenen Marine nicht auch die Vertheidigung der eigenen zutrauen? Zu Lande erwarteten sie ihren Feind zunächst vor Mastricht; denn Ludwig XIV. werde nicht allen Kriegsregeln zuwider einen so bedeutenden Platz in seinem Rücken lassen; dahin warfen sie ihre besten Truppen und bewährtesten Führer.[1] Die Gefahr, mit welcher die Erhebung

premier. Campagne de Hollande sous les ordres du duc de Luxembourg. Nur der erste ist vorhanden, aber aus Alpern, Leben des Bischofs, erfahren wir die Stipulationen des zweiten.

[1] Memoire de Turenne sur la campagne de 1672. Les

ihrer beiden geiſtlichen Nachbarn ſie bedrohte, mißkannten ſie nicht; ſie hoben je den zwölften Mann in Holland aus, um hier an den bedrohten Stellen einen volksthümlichen Widerſtand zu leiſten: dem Prinzen von Oranien war ein fliegendes Lager anvertraut; durch den Iſſelſtrom, längs deſſen ſie Schanzen aufwarfen, und die vorliegenden Feſtungen, meinten ſie hinreichend geſichert zu ſein. Nicht als ob ſie auf alle die kleinen Forts, die ſie nur nicht ſogleich zu verlaſſen ſich entſchließen konnten, gezählt hätten, aber in einigen glaubten ſie ſehr haltbare Außenwerke ihres Staates zu beſitzen, wie in Weſel, das ſie als den Riegel des Landes bezeichneten: Rheinbergen, das durch ihren geſchickten Ingenieur Buſch vor Kurzem zu einem rechten Muſter von Feſtung gemacht worden ſei, und ſollte der Feind ja ſo weit kommen, das alte Nimwegen mit ſeinem Falkhoff werde ihm hinreichend zu ſchaffen geben.

Der König hatte beſchloſſen, mit drei Armeen im Feld aufzutreten; die erſte, bei der er ſich ſelbſt befand, von 30,000 Mann zu Fuß, 12,000 Mann zu Pferd, ſammelte ſich bei Charleroy. Der venetianiſche Geſandte Michiel hat ihren Aufmarſch geſchildert, ſo weit er ihn eines Morgens in der Ebene beobachtete. Zuerſt erſchienen ein paar Haufen Reiterei, um die Sicherheit nach beiden Seiten zu erkunden und zu befeſtigen, dann das Feldgeſchütz, hierauf die Kriegskaſſe, die man auf 12 Millionen Livres ſchätzte, nach derſelben das Gepäck. Man unterſchied den königlichen von Musketärs umgebenen Wagen, in dem die Koſtbarkeiten, die in das Feld

Hollandais avaient mis une grande garnison dans Mastricht et envoié un grand corps de troupes dans beaucoup de places des Espagnols. (Lettres etc. II, 15.) Grimoard ſelbſt hat dieß bei der Herausgabe der Werke Ludwigs XIV. überſehen.

mitgenommen waren, transportirt wurden. Es folgten die Pferde, zum Theil in weiter Ferne gekauft und kostbar, alle ausgesucht; sie wurden an der Hand geführt. Hinter ihnen, den Colonnen des Heeres voran, ritt der König daher, von einer glänzenden, kriegslustathmenden Ritterschaft begleitet. Auch der friedliche Berichterstatter fühlt sich unter dem Wiehern der Rosse und dem Schmettern der Trompeten militärisch angeregt. Zu der Armee des Königs gehörte Turenne, der sich schon weiter vorwärts an der Maas aufgestellt hatte: die zweite ward von Condé bei Sedan gesammelt, die dritte ist die cölnisch-münsterische, bei welcher Lurenburg, der ihr eine französische Abtheilung zuführte, den Oberbefehl übernahm. Man braucht diese Namen nur zu nennen, um sich zu erinnern, daß die Blüthezeit der französischen Kriegskunst unter dem bourbonischen Königthum gekommen war. Auch Martinet, der Begründer der Disciplin im Einzelnen, der große Ingenieur Vauban waren zugegen. Louvois besaß die Geschicklichkeit, Umsicht und nachdrückliche Energie, die dazu gehört, so große Waffenkörper in geordneter Bewegung zu erhalten.

König Ludwigs Sinn war nicht, seinen Feldzug nach der vermeinten Kriegsregel zu führen, und den Stier, wie man sagt, bei den Hörnern zu packen. Er hatte so viel Truppen, daß er Mastricht durch eine Blokade unschädlich machen und ohne Besorgniß in seinem Rücken liegen lassen konnte. Eine doch auf keinen Fall rasch zu beendigende Belagerung, wie diese, würde die Aufmerksamkeit der Welt abgespannt haben; er wünschte durch große Erfolge in Erstaunen zu setzen. Noch in Paris hatte er sich ausgedacht, wie er die im clevisch-cölnischen Gebiete von den Holländern besetzten vier Festungen auf einmal angreifen und erobern könne. Es war die schwächste

Seite der holländiſchen Defenſive: eben dahin warf er ſich mit aller ſeiner Macht, und in geſchwindeſter Bewegung, ſo daß er noch einige Tagmärſche früher anlangte, als urſprünglich beabſichtigt war. Daß Bürich und Orſoi ohne Widerſtand fielen, hatten die Holländer ſelbſt erwartet; was ſie aber erſchreckte und in der That die ſchwerſten Folgen nach ſich ziehen mußte, war der raſche Fall von Weſel und Rheinbergen. In Weſel war ſo eben erſt das Commando gewechſelt worden: der neue Commandant kannte weder die Stimmung der Bürger noch die eigentliche Beſchaffenheit der Feſtung; überdieß ward er überraſcht: an der Bruſtwehr ließ er noch arbeiten, als Condé ihn bereits angriff. Aus Rheinbergen waren vor Kurzem einige Compagnien, deren man daſelbſt bedurft hätte, abgeführt worden: ſo daß die Mehrzahl der Capitäne urtheilte, die Garniſon ſei zu ſchwach um die Außenwerke zu vertheidigen, ja auch nur um ſie zu ſprengen.[1] Man ſprach von Verrath, doch iſt es nicht klar, mit welchem Recht. Alle dieſe Plätze fielen dem König ſofort in die Hände, und ſein Kriegsheer konnte ſich unaufgehalten — denn auch Rees und Emmerich behaupteten ſich nicht — an den beiden Ufern des Rheines auf die innern Vertheidigungslinien der Holländer ſtürzen.

Dieſe waren hauptſächlich durch die das Tiefland umfaſſenden Fluthen des Rheines in ſeinen verſchiedenen Armen gebildet. Noch beſſern Schutz als die Iſſel, gewährte auf der andern Seite die breite reißende Strömung der Waal. Der Rheinarm der ſie beide verbindet, war von einer Abtheilung der oraniſchen Truppen noch beſonders vertheidigt. Durch

[1] Schriftliche Vota der Officiere in Rheinberg, bei Balkenier Verwirrtes Europa Bd. I., Anhang Nr. 39.

Gewäſſer und Mannſchaften und das vorliegende Nimwegen ſchien das alte Batavien noch immer hinreichend geſchützt.

In der Reihe militäriſcher Handlungen mag es nicht den ganzen Ruhm verdienen, der ſich zunächſt daran knüpfte, daß Ludwig XIV. den Rheinarm unfern der Schenkenſchanz in der Nähe des dortigen Zollhauſes überſchritt. Doch iſt die Unternehmung ſchon durch ihren Charakter von friſcher Keckheit und perſönlicher Freudigkeit, welche noch einmal die Regel und Zucht der neuern Kriegführung unerwartet unterbrach, bemerkenswerth. — Eine wahrſcheinlich von einem katholiſchen Bauer, wie denn religiöſe Sympathie den Franzoſen überall zu Statten kam, angezeigte Untiefe wurde zuerſt von dem Grafen von Guiche verſucht, der die Gnade des Königs verloren hatte, und jetzt vor Begierde brannte, ſie durch eine rühmliche Handlung wieder zu erlangen; die Reiter, die er befehligte, waren auf der Stelle bereit, ihr Gepäck zurückzulaſſen und ihm zu folgen;[1] eine glänzende Schaar von Edelleuten, Coislin, Vendome, Vivonne viele andere aus der Umgebung des Königs, oder des Prinzen von Condé ſchloßen ſich an,[2] auch Catinat war bei ihnen; bei dem erſten Anlauf auf das jenſeitige Ufer wurden ſie zurückgetrieben und in dem Fluß ſelbſt hat man geſchlagen: bei dem zweiten, anſehnlich verſtärkt, faßten ſie Fuß; nur die ungeduldige Kampfbegier, die ſie gegen die zurückweichenden Feinde vorwärts trieb, zog ihnen einige herbe Verluſte zu: unter andern ward hier der junge Longueville, der ſich zum König von Polen beſtimmt glaubte, getödtet, der Prinz von Condé,

[1] Guiche: Relation du passage du Rhin. Memoires 407.

[2] Michiel: Il Cte. di Vandomo corse pericolo di affogarsi, se respinto nella sella non lo rimetteva il Cte. di Vivona.

der auf einem Nachen herübergekommen war, indem er die unvorsichtig Vordringenden zurückzuhalten suchte, verwundet; — aber indeß war auch schon ein starker Rückhalt von sechstausend Mann übergesetzt; eine Brücke konnte geschlagen werden; Turenne, der nun die Armee Condé's übernahm, die Betau weit und breit durchziehen. Und wie auch die militärische Schätzung dieses Unternehmens ausfallen mag: es war für den gesammten Krieg entscheidend.

Keinen Augenblick länger konnte sich der Prinz von Oranien an der Issel halten, aber auch Utrecht, wohin er sich zurückzog, war nicht zu behaupten, da es seine Vorstädte nicht aufgeben wollte. Alle Mittel der Vertheidigung zeigten sich ungenügend, weil die Menschen fehlten, welche sie hätten in Anwendung bringen sollen. Aachen und die Schenkenschanz, Dorsberg und Zütphen, Utrecht selbst, endlich auch Nimwegen fielen in die Hand der Franzosen und ihrer Verbündeten. Wie gewaltig stürmte nun der Bischof von Münster daher. Durch sein wildes Feuer und die ungebändigte Rohheit seines Wesens setzte er die Freunde in Erstaunen und die Feinde in Schrecken. Ueber dem ganzen Lande lag jenes betäubende Gefühl, wo ein Jeder, an den öffentlichen Dingen verzweifelnd nur sein persönliches Dasein zu retten sucht. Die classisch-gelehrten Holländer sagen, wäre das Schicksal nicht dagegen, der Sinn des Feindes nicht verwirrt gewesen, so würde die weltgleiche Handelsstadt Amsterdam in seine Hand gefallen sein. Aber auch ohne dieß war sein Erfolg unerwartet unerhört. Von den sieben alten Provinzen beherrschte der König ihrer drei in voller Ausdehnung: die beiden östlichen schienen seinen Verbündeten verfallen zu sein; um wenigstens Holland zu schützen, ordnete der Prinz eine Defensionslinie an, aber

ſchon flüchtete man auch von da nach Seeland, ja nach Hamburg, Dänemark, und nach England ſelbſt, ſo feindlich es jetzt auch war. Zur See hatte Ruyter den vereinigten Flotten heldenmüthigen Widerſtand geleiſtet, doch kreuzte der Herzog von York an der Doggersbank und machte ſich Rechnung auf eine Landung.

In dieſem Sturm der Gefahr gingen die Generalſtaaten, noch unter der Leitung von Johann de Witt zu Rathe, wie wenigſtens der Untergang zu vermeiden ſei. Es leuchtete ein, daß ſie den Angriff der beiden Mächte nicht beſtehen konnten: aber ihre erſte Annäherung an England war nicht allein vergeblich geweſen, ſie fürchteten auch, die engliſche Nation habe die Abſicht, ihre Handelsmacht zu vernichten, die ihr ein Dorn im Auge ſei, und der König, den Prinzen von Oranien zum Herrn und Meiſter der Niederlande zu machen.[1] Parteiſtellung, nationales Intereſſe, und Erinnerung der frühern Verbindung vermochten ſie, ihre Rettung bei dem ſelbſt zu ſuchen, der ſie angriff. In einem Schreiben, das kaum demüthiger ſein könnte, flehten ſie Ludwig XIV. an, ihnen die Bedingungen zu bezeichnen, unter denen er ihnen ſein früheres, von den Vorfahren ererbtes Wohlwollen wieder ſchenken wolle. Den Geſandten, der früher an ſeinem Hofe geſtanden und ſeine Gnade beſeſſen hatte, Peter de Groot, Sohn Hugo's, ſchickten ſie jetzt in ſein Hoflager, mit Anträgen wie dieſer ſie ſelbſt für genügend hielt. Groot erklärte ſich ermächtigt, dem König eine Zahlung von zehn Millionen Livres für ſeine Kriegskoſten, hauptſächlich aber die Abtretung der nicht urſprünglich zu der

[1] »Con vigore e quasi con victoria.« Michiel, der es übrigens ſehr erklärlich findet, bei der damaligen Art der Völker, gegeneinander zu kanoniren, daß der Sieg meiſtens zweifelhaft bleibt.

Vereinigung der sieben Provinzen gehörigen, nach und nach im Kriege herbeigebrachten Landschaften, die man die Generalitätsländer nannte, anzubieten. Denn dahin ging zwar nicht die ohne Ausnahme allgemeine, doch die bei weitem überwiegende Meinung der Staaten, daß die Behauptung der alten Provinzen in ihrer Integrität und in ihrer Verfassung zur Erhaltung ihrer Unabhängigkeit hinreichen werde. Wer sieht nicht, welchen Werth diese Erwerbungen für Frankreich gehabt haben würden. Mastricht und Venlo, Herzogenbusch und Breda, wären ihm ohne weitere Anstrengung zu Theil geworden: es hätte in der Mitte zwischen den spanischen und holländischen Provinzen eine Stellung eingenommen, durch die es ihm bei dem Nachdruck seiner Macht und seiner Waffen nach und nach wahrscheinlich beide unterworfen hätte. Ludwig konnte sich dennoch nicht entschließen, das Anerbieten anzunehmen. Wenn man nach dem Grunde dafür fragt, so liegt er nicht darin, daß er den Werth desselben nicht anerkannt hätte, sondern vor allem in seiner Verbindung mit England. Er wollte und durfte seinen Vertrag mit Carl II. nicht brechen, denn leicht hätte er dadurch dessen Waffen gegen sich selbst herbeigezogen. Doch war er auch nicht geneigt, denselben ganz nach dem Wortlaut zu erfüllen. Um den ihm angebotenen Landstrich vollständig und in militärisch haltbaren Grenzen in seine Hände zu bringen, meinte er die Engländer nicht Meister in Catsand und Sluys werden lassen zu dürfen;[1] er wollte sie dagegen mit Delfzyl entschädigen, wo einst schon der Herzog von Alba einen Seehafen hatte gründen wollen; für sich selbst

[1] Fragment seines Schreibens bei Mignet IV, 35. Schon bei Feuquieres (Mémoires II, 37) finden sich die seitdem überall wiederholten verwerfenden Urtheile über das Verhalten Ludwigs XIV.

verlangte er noch das am linken Ufer der Waal liegende Gebiet von Gelderland, deſſen alte Hauptſtadt Nimwegen eingeſchloſſen. Dadurch verletzte er aber den Grundſatz der Integrität der alten Grenzen, deſſen Aufrechthaltung allein den Holländern ſo große Verluſte erträglich gemacht hätte. Und überdieß griff er in die beſtehende Verfaſſung ein, indem er nicht allein die freie Religionsübung für die Katholiken, ſondern auch ihre Zulaſſung zu den öffentlichen Aemtern forderte. Sein Erfolg war ſo raſch und umfaſſend, die Lage von Holland ſo verzweifelt, daß ſeine Umgebung alles für erreichbar hielt. Selbſt Peter de Groot, der ſich die ſchwierige Aufgabe geſetzt hatte, zugleich die Verhandlungen mit der auswärtigen Macht zu führen, und die innern Beſchlußnahmen, die zur Behauptung derſelben nöthig waren, hervorzurufen, — er erſcheint jedoch weniger feſt und klug, als zuverſichtlich und ſchwatzhaft — hat die Gewährung auch dieſer Zugeſtändniſſe hoffen laſſen.[1] Schon bei der ariſtokratiſchen Partei, welche ihm doch auch ſeine Aufträge nur mit zweifelhafter Gültigkeit ertheilt hatte, wäre ſie niemals zu erreichen geweſen. Aber ſo eben verlor dieſe den Boden unter ihren Füßen. Ihre politiſchen Tugenden und ihre politiſchen Fehler, jener Muth mit dem ſie den Zorn des übermächtigen Gegners reizte, und dann doch der Mangel an Umſicht und Energie, durch den es geſchah, daß das Land nicht an allen ſeinen Grenzen in Vertheidigungsſtand geſetzt, kein Bundesgenoſſe gerüſtet im Felde war, ihre Unglücksfälle ſelbſt, denn keineswegs hing alles von ihren Verſäumniſſen ab, wurden ihnen als Verbrechen angerechnet;

[1] Michiel: promise fra tre giorni il ritorno al campo, insinuando e ne' ministri e nell' universale poro men che sicure speranze di pace.

die letzten Annäherungen an Frankreich ließen sie in den Augen der Unwissenden als Verräther erscheinen. Plötzlich erhob sich aus den Tiefen des gährenden Volksgeistes die Empörung, die kein Gesetz mehr anerkennt. Dazu wirkten die bisher von der Aristokratie niedergedrückten populären Elemente der Verfassung, die plötzlich gegen den Druck reagirten, die persönlichen Feindschaften, welche die herrschende Partei allenthalben erweckt hatte, die Verehrung des Hauses von Oranien, besonders des damaligen Prinzen, in dem man gleichsam ein Opfer ihrer Herrschsucht sah. Dahin war es nun einmal gekommen, daß die Republik verloren war, oder sich von innen her umgestalten mußte. Der Großpensionarius und sein Bruder starben eines gräßlichen und unverdienten Todes; ihre ganze Partei ging zu Grunde: Groot wußte sich wenigstens noch persönlich zu retten. Dagegen gelangte Wilhelm III. von Oranien zu den Würden seiner Vorfahren und zur Leitung der Republik; aber er war weit entfernt, den Anträgen der beiden Könige Gehör zu schenken: sein Entschluß stand fest, die Republik, deren Leitung ihm jetzt zufiel, in ihrer ganzen Macht und ihrer vollen Unabhängigkeit, zu der auch der religiöse Charakter ihrer Verfassung gehörte, zu behaupten.

Ludwig XIV. hatte eine der glänzendsten Unternehmungen ausgeführt, welche in der Geschichte der europäischen Staaten vorkommen, und zwar mit großer persönlicher Genugthuung. Vor seinen Augen war eine und die andere Festung eingenommen worden; unter dem Scheine von brennenden Fackeln war er herbeigeeilt, um dem Uebergang über den Rhein wenigstens beizuwohnen; von seinem siegreichen Feldlager aus hatte er die namhafteste der von seinem Heere eroberten Städte, Utrecht, durchritten; die Republikaner, die sich ihm zu widersetzen gewagt,

hatte er niedergeworfen und vernichtet; man hatte ihm eine Erweiterung seines Reichs angetragen, wie sie noch keinem seiner Vorfahren war geboten worden. Da jetzt die beginnenden Landesüberschwemmungen weitere Fortschritte schwierig machten, kehrte er bereits mitten im Sommer nach St. Germain zurück.[1]

Bei seinem ersten Feldzug im Jahr 1667 hatte er, da er gerüstete Feinde, vor allen England sich erheben sah, die errungenen Vortheile durch einen billigen Frieden zu fixiren gesucht; jetzt schien ihm dieß nicht so nöthig, denn einen einzigen Gegner ausgenommen, der ihm nicht bedeutend vorkam, stand ihm kein anderer gegenüber; überdieß fesselte ihn das Verhältniß zu seinen Bundesgenossen: mit England erneuerte er seinen Vertrag, und forderte von den Holländern die Befriedigung auch dieser Macht; was er begonnen hatte, meinte er, werde in Kurzem durch seine Generale vollendet werden.

Zweites Capitel.

Sechs Jahre allgemeinen Krieges; von 1673 bis 1678.

Oft haben in früheren Jahrhunderten, wenn Ueberwältigungen vorkamen, die Bedrängten bei Frankreich Schutz gesucht und gefunden; an wen aber sollten sie sich wenden, sobald die schützende Macht sich in die bedrängende verwandelte? Wer war noch sicher in der Welt, wenn sich England und Frankreich zu ungerechten Angriffen auf die Schwächern vereinigten?

[1] Vgl. Turenne, Lettres et mémoires II, 26. Daraus ergibt sich noch mehr, daß die Motive, welche Quincy angibt, chimärischer Natur sind.

Wohl hat die Natur jedem Lande seine eigenen Schutzmittel verliehen: was Bollwerke und Kanonen an so vielen Stellen der vereinigten Niederlande nicht vermocht, das leisteten an andern die Moräste und Wasserwerke. Für den menschlichen Ehrgeiz liegt etwas Beschämendes darin, daß die Angriffe der Franzosen durch die Trockenheit der ersten Sommermonate unendlich gefördert worden waren, — denn sonst würde der Rhein so leicht wohl nicht zu überschreiten gewesen sein, — und durch das Regenwetter der späteren, welches alle Canäle anfüllte, und die Ueberfluthungen des Landes erleichterte, eben so sehr gehindert wurden. Das sind nun einmal die Bedingungen des menschlichen Daseins. Im nächsten December dachte der Marschall Luxemburg den eingetretenen Frost zu benutzen, um nach dem Haag durchzubrechen. Man erzählt, als ein plötzliches Thauwetter den Anschlag rückgängig machte, habe das französische Kriegsvolk im Sinne seiner celtischen Altvordern die Schwerter gegen den Himmel gezückt, welcher ihnen entgegen sei. Die Sage fügt dem Naturgemäßen das Wunderbare hinzu. Man hat damals erzählt, der Befehlshaber der englischen Flotte sei im Begriff gewesen, eine Landung zu versuchen, aber eine Ebbe ungewöhnlicher Dauer habe die Fahrzeuge dann so lange vom Lande entfernt gehalten, bis Ruyters Geschwader in Sicht gekommen sei; „von schiff- und seeerfahrenen Leuten werde versichert, daß die Wasser ihren ordentlichen Lauf und Ablauf nicht gehalten haben.“[1]

[1] Burnet History of his own times 228. I heard it from many eyewitnesses and no doubt of the truth was made by any of the Hague. So versichert das Schreiben aus Rotterdam: „daß Landungen der Engländer bei Briel und im Texel jedesmal durch die wunderliche Hand Gottes und entstandene Stürme wunderlich (wunderbar) verhindert worden.“

Streiten wir nicht mit der kindlichreligiösen Auffassung, in Zeiten wo sie eine so tiefe und kräftigende Wirkung auf die Gemüther ausübte. Als im nächsten Jahre die feindlichen Flotten sich den Küsten abermals näherten, lag alles Volk in der Nachbarschaft auf den Knieen, um den Schutz Gottes für die vertheidigende Seemacht anzuflehen. Und so innig sie beteten, so tapfer stritten sie. In Kurzem konnten die Fasttage in Dankfeste verwandelt werden.

Wenn der katholische Gedanke ein Moment der Verbindung zwischen den beiden Königen und ihrer Macht bildete, so ließ das protestantische Gemeingefühl die Vertheidigung nicht allein den Betroffenen selbst als eine religiöse Pflicht erscheinen: es verschaffte ihnen nun auch ihrerseits Verbündete. In der englischen Nation trat die mercantile Eifersucht allmählich vor der religiösen Sympathie zurück. Der Kurfürst von Brandenburg, mit dem die Generalstaaten ihren Bund erst dann zu Stande brachten, als ihre Sache eigentlich schon verloren war, ergriff dieselbe dennoch, weil er in der Republik eine Burg des Protestantismus und eine Vormauer gegen die französischen Anfälle sah. Kaiser und Reich, die er aufrief, hätten sich ihm wohl mit allem Eifer beigesellen sollen, da die deutschen Gränzen von den Franzosen überschritten, deutsche Gebiete zur Basis ihrer Angriffe gegen Holland gemacht, weit und breit von ihren Truppen besetzt worden waren. Auch entschloß sich der Wiener Hof, eine Armee zum Schutz des Reiches ins Feld zu stellen: aber er war darum nicht gemeint, mit Frankreich zu brechen. Dem eventuellen Theilungsvertrag war ein anderer gefolgt, in welchem die kaiserlichen Minister gleichsam eine katholische Tripelallianz erblickten. Der Aachener Friede war darin erneuert, und die Garantie desselben

auch dem Kaiser zugelassen, der dagegen ausdrücklich versprach, sich in den Krieg mit Holland nicht zu mischen. Denn vor allem darauf, daß kein Hader zwischen dem Haus Oesterreich und Frankreich ausbreche, schien der allgemeine Friede zu beruhen. Und so bekam der kaiserliche General den Auftrag, den Kurfürsten, mit dessen Heer er das seine verband, weniger zu unterstützen als zu zügeln. Was konnten aber die Waffenthaten eines Heeres bedeuten, dessen Führer entgegengesetzten Directionen folgten? Dem Marschall Turenne konnte es nicht schwer sein, demselben zu widerstehen. Umfassende militärische Pläne, wie sie der Prinz von Oranien und der Kurfürst verabredeten, ließen sich nicht ausführen, da der kaiserliche Heerführer seine Mitwirkung dazu versagte. Wir wollen die Ansicht der großen Angelegenheiten nicht durch eine Aufzählung einzelner Unternehmungen und Züge stören: bemerken wir nur, daß der Kurfürst sich glücklich schätzte, nach einiger Zeit einen Frieden zu erlangen, durch den seine clevischen Besitzungen wieder in seine Hände kamen, König Ludwig aber im Sommer 1673 die Belagerung von Mastricht unternehmen, und ohne von einem Feinde daran gehindert zu werden, durchführen konnte. Auf dem Congreß, der sich damals zu Cöln versammelte, stellte er noch immer Forderungen auf, deren Gewährung ein unabhängiges politisches Dasein der Republik unmöglich gemacht hätte. Auf militärische Bewegungen, die im Innern von Deutschland vorgingen, antwortete er mit der Drohung, den Rhein, über welchen ihm zwei Zugänge offen stünden, selber überschreiten, Turenne mit aller seiner Macht und seiner Gegenwart unterstützen zu wollen.

So hoch auch immer die Mittel der Vertheidigung anzuschlagen sind, welche die Natur des Landes und die religiöse

Sympathie darbieten, so hat sich doch oftmals gezeigt, daß sie in großen Gefahren nicht ausreichen; wie ja auch die Staaten auf diesen Momenten nicht allein beruhen. Holland war dennoch verloren, wenn ihm nicht noch eine andere ausreichende politisch-militärische Unterstützung zu Theil wurde.

Man hat es der spanischen Monarchie fast vergessen, daß sie in dieser Sache ihrer alten Feinde die Initiative ergriff.

Zwei Parteien standen einander im spanischen Staatsrath gegenüber; von denen die eine, als deren Führer Graf Pennaranda erscheint, die Erhaltung des Friedens mit Frankreich forderte, hauptsächlich deshalb, weil Spanien weder Geld noch Truppen habe, um den Krieg zu führen, die andere sich an den frühern Gouverneur der Niederlande Marquis de Castelrodrigo hielt, einen Mann von Geist und Redegabe, welcher die Nothwendigkeit, den Uebergriffen von Frankreich unverzüglich, so lange es nämlich noch irgend möglich sei, zu widerstehen, hervorhob[1] Die ruhige, auf Spanien allein gerichtete Erwägung der erstern, wich allmählich dem Eifer und den mehr europäischen Anschauungen der andern. Während der Kaiser sich noch immer enger mit Frankreich vereinigte, verabredeten spanische Bevollmächtigte im Haag einen Auxiliartractat mit Holland, der trotz aller Gegenwirkungen Frankreichs, Englands und des Kaisers selbst in Madrid ratificirt wurde. Nicht als hätte Spanien dadurch einen Bruch mit Frankreich hervorrufen wollen; durch einen Artikel des pyrenäischen Friedens glaubte es zu einer einfachen Hülfleistung berechtigt zu sein.

[1] Carl Contarini Relne. de Spagna 1672.: nelle materie correnti viene attentamente rimirato il suo voto dovendosi principalmente al di lui vigore e facondia ascriver il metodo delle risolutioni presenti, su quali quel governo procede.

Aber nicht ſo verſtand Ludwig XIV. dieſen Artikel. Als die ſpaniſche Regierung in den Niederlanden den Holländern wirklich Hülfe leiſtete, namentlich bei einem kühnen, wiewohl alsdann vergeblichen Verſuch des Prinzen von Oranien auf Charleroi, unter dem Grafen von Monterey, erklärte dieß Ludwig XIV. für einen Bruch der beſtehenden Verträge, an die auch er nun nicht mehr gebunden ſei; im Einverſtändniß mit ihm nahm der König von England ſeine Garantie des Aachener Friedens zurück. Und um ſo gefährlicher mußten dieſe Bedrohungen nach dem Falle von Maſtricht erſcheinen, durch welchen die ſpaniſchen Niederlande, zu denen ja dieſer Platz urſprünglich gehörte, — er war den Holländern nur als Pfand überlaſſen worden, — den Angriffen der Franzoſen vollends bloßgeſtellt wurden. Aber auch unter dieſen Umſtänden behielt das ererbte Selbſtgefühl, das Bewußtſein einer großen politiſchen Stellung in den Spaniern noch einmal die Oberhand. Die Freunde Monterey's machten geltend, daß der Fall von Maſtricht eben hauptſächlich aus den Zögerungen und der Unentſchiedenheit der ſpaniſchen Politik herrühre: wäre man entſchloſſener, ſo würde man auch den Kaiſer mit ſich fortreißen. Die ſpaniſche Regierung entſchloß ſich, an einem Kriege, deſſen Erfolg auf ſie ſelber zurückfallen mußte, auch ſelber Theil zu nehmen. Aus den Aeußerungen populärer Antipathie, welche der franzöſiſche Geſandte in Hof und Stadt erfuhr, noch mehr aus einer anſehnlichen Beiſteuer, welche die Stadt Madrid aufbrachte, darf man ſchließen, daß dieſer Entſchluß den allgemeinen Gefühlen entſprach. Auf das eifrigſte wurde im Haag über eine förmliche Allianz mit Holland unterhandelt.[1]

[1] Nach den Denkwürdigkeiten von Don Pedro Ronquillo ward Don Manuel de Lira nach dem Haag geſchickt: para negociar y concluyr el

Aber was konnte Spanien, erschöpft an Geldmitteln, in schwacher Regierungsverfassung, seiner mitteleuropäischen Stellungen beraubt, so Großes leisten?

Man empfand dort sehr wohl, was die alte Verbindung mit dem deutschen Reiche werth gewesen war: man verwünschte das Andenken Kaiser Ferdinands III., der den westphälischen Frieden ohne Spanien geschlossen habe: alle späteren Verluste schrieb man der politischen Trennung der beiden Linien des Hauses Oesterreich zu; denn nur auf den Namen des Kaisers konnten Heere ins Feld gebracht werden, fähig die französische Uebermacht zu bestehen. Dahin, diese Verbindung zu erneuern, den Kaiser zur Theilnahme an dem holländischen Bündniß zu bestimmen, waren deshalb die vornehmsten Bestrebungen gerichtet. Die Bevollmächtigten hatten den Auftrag, mit dem Abschluß desselben so lange zu zögern, bis der Kaiser zu einem ähnlichen Vertrage bewogen worden sei.

Sollte aber der kaiserliche Hof das zuletzt mit Frankreich geschlossene Bündniß, durch das ihm ein so großer Antheil an der spanischen Erbschaft, und überdieß der niemals zu störende Besitz seiner Erblande gesichert worden war, so bald wieder brechen? Sollte er mit der Republik Holland in Verbindung treten, welche die Fahne des Protestantismus aufrecht erhielt, der in den Erblanden selbst noch immer als ein widerstrebendes Element bekämpft wurde? Auch abgesehen von dem Einfluß einiger Persönlichkeiten läßt es sich begreifen, daß der Hof über seinen Entschluß schwankte.

Was denselben entscheiden mußte und entschieden hat, war die Rücksicht auf das Verhältniß zum deutschen Reiche.

tratado, pero fu preciso, dilatar su effectuation hasta que se huviesse entrado en yguales empeños con el emperador Leopoldo.

Die Anweſenheit eines franzöſiſchen Heeres auf dem rechten Rheinufer, wo es ſich täglich weiter ausdehnte: — alle Uebergänge über den untern Main brachte Turenne im Sommer 1673 in ſeine Hände, — die wachſende Rückſichtsloſigkeit, mit welcher die in dem einſt zu Münſter an Frankreich überlaſſenen Gebiete vorbehaltenen Rechte verletzt, die Gewaltſamkeiten, welche gegen alle Widerſtrebenden ausgeübt wurden, endlich Handlungen, wie die Verjagung des Herzogs von Lothringen, erſchütterten die kaiſerliche Autorität in ihrem tiefſten Grunde. Schon fanden die Spanier Glauben, wenn ſie ihre alte Behauptung, daß es Frankreich darauf abgeſehen habe, bei der nächſten Gelegenheit die römiſche Königswürde mit der bourboniſchen Krone zu vereinigen, wiederholten.[1] Erlebte man doch bereits, daß einer der entſchiedenen Anhänger dieſer Krone, Graf Wilhelm von Fürſtenberg, bei einem feſtlichen Gelage, wo die Geſundheit des Kaiſers ausgebracht wurde, darauf Beſcheid zu thun verweigerte; er hat ſeinen Wein lieber unter den Tiſch gegoſſen. Wenn der König von Frankreich auf die Aufforderung, das rechte Rheinufer zu verlaſſen, mit dem Verlangen antwortete, daß die Reichsfürſten ihm verſprechen ſollten, dem Heere, welches der Kaiſer in der Umgegend von Eger ſammelte, die Ueberſchreitung der Gränze der Erbſtaaten nicht zu erlauben, wenn es aber über den Rhein gehen wolle, ſich ihm geradezu zu widerſetzen: lag darin nicht ſchon eine Anmaßung der Reichsgewalt im Gegenſatz mit dem Kaiſer? Hierüber entrüſtet und beſorgt, ſtellte Kaiſer Leopold endlich beſtimmte Forderungen an den König. Es waren

[1] Ascanio Giuſtiniano 1676: Di Spagna fu dimostrato all' imperatore, che Luigi nutrisce il pensiero, di farsi nominare re di Romani o destinare questo fregio al Delfino.

folgende: Räumung des deutſchen Gebietes, Zurückgabe der eingenommenen Plätze, Entſchädigung der Beeinträchtigten, Herſtellung von Lothringen, Sicherung der deutſchen Gerechtſame im Elſaß und in den drei Bisthümern; alles ohne Zweifel für das unabhängige Daſein des deutſchen Reichs unerläßliche Bedingungen. Wie nun aber die letzten Gewaltſamkeiten gegen das Reich ſich von der niederländiſchen Irrung herſchrieben, ſo forderte der Kaiſer weiter: Sicherheit des Beſitzſtandes der ſpaniſchen, Erneuerung eines haltbaren Zuſtandes in den vereinigten Niederlanden; und zu dem Ende allgemeinen Waffenſtillſtand. Dieſe Forderungen gelten einer Kriegserklärung gleich, denn nimmermehr ließ ſich erwarten, daß Ludwig XIV. ſich ihnen ohne Kampf fügen würde. Sonderbarer Weiſe war in dem eventuellen Theilungsvertrage die Möglichkeit eines Krieges zwiſchen Kaiſer und König vorausgeſehen: der Kaiſer hatte in ſolchem Falle ſeine Waffen weder in die Niederlande noch in die der Krone Frankreich incorporirten Provinzen zu tragen verſprochen: der König von Frankreich ſeinerſeits die öſterreichiſchen Erblande nicht anzugreifen. Ob nun jetzt ein Vorbehalt dieſer Art im Gedächtniß blieb? Es dürfte ſich wohl nicht mit Beſtimmtheit nachweiſen laſſen. Die eventuelle Theilung war in weite Ferne gerückt: die Miniſter, welche am Abſchluß derſelben Theil genommen, ſchieden aus: auch der bisher ſo einflußreiche franzöſiſche Geſandte mußte plötzlich den Hof verlaſſen; die ganze Aufmerkſamkeit richtete ſich auf die große vorliegende Frage, die das Schickſal von Europa in ſich ſchloß.[1] Der ſpaniſche Geſandte, Marquis de los Balbaſſes, fing wieder an

[1] Relation y memorias historicas y politicas de los empleos ministerios y negociaciones que el Exmo. Sr. D. Pedro Ronquillo obtuvo manexo y tratto. Im Archiv zu Brüſſel.

eine große Rolle zu ſpielen: ein anderer Spanier von altem Schrot und Korn, Don Pedro Ronquillo, der der Kriegspartei angehörte und mit dem Gouverneur der Niederlande in engem Vertrauen ſtand, kam von Brüſſel herbei, um die begonnene Unterhandlung zu Ende zu bringen. Er langte an, eben als ſich der Kaiſer nach Eger begab, zur Muſterung der dort zuſammengezogenen Truppen, und ſchloß ſich demſelben auf dem Wege an. Die kurzen Tagereiſen, die langen und häufigen Nachtlager ließen Zeit genug übrig, um die Artikel über die man verhandelte, in vollkommener Ruhe zu überlegen. Die Spanier hätten gewünſcht, daß der Kaiſer eine neue Garantie aller ihrer Beſitzungen übernommen hätte: ſo gern aber übrigens der Hofkanzler Hocher, der von dem Kaiſer mit der Unterhandlung betraut war, auf ihre Anträge einging, ſo ließ er ſich doch zu einem ſo weitausſehenden Verſprechen nicht überreden; nur für diejenigen Länder ward die Garantie geleiſtet, welche mit dem deutſchen Reiche zuſammenhingen; das Herzogthum Mailand, und den burgundiſchen Kreis, alſo die Niederlande: wie ſich verſteht, ohne allen Bezug auf die Theilung; deren hätte keine Erwähnung geſchehen dürfen. Dagegen verſprach die ſpaniſche Regierung, welche durch die Bewilligung einer anſehnlichen Beiſteuer aus den geiſtlichen Gütern durch Papſt Clemens X. dazu in Stand geſetzt worden war, dem Kaiſer eine monatliche Hülfe von 50,000 Thaler, die Generalſtaaten, mit denen nunmehr die Allianz beider Mächte zu Stande kam, fügten 40,000 Thaler hinzu. Doch führte der Kaiſer nicht die Sache von Holland oder von Spanien allein, ſondern zugleich die ſeine. Die Verbindung, die er einging, erſchien ihm mit Recht als eine der wichtigſten Handlungen ſeines Lebens. Den definitiven Entſchluß faßte er an

einem heiligen Ort, vor einem Gnadenbilde in einer Jesuitenkirche, an einem heiligen Tage, dem Tage des Doctor Angelicus St. Augustin 28. August 1673.

So ward die seit dem westphälischen Frieden unterbrochene Bundesgenossenschaft der beiden Linien des Hauses Oesterreich erneuert; wieder verbündet, ergriffen sie die Waffen für die einst von ihnen abgefallene Republik. Weniger fast auf der Tripelallianz, die so bald wieder gesprengt wurde, und nur die allgemeinsten Gedanken enthielt, als auf diesem Bundesverhältniß beruht der Widerstand, welchen Frankreich fand, und die spätere Gestalt der europäischen Politik. Der Gegensatz der protestantischen und katholischen, der republikanischen und monarchischen Prinzipien, welche das europäische Gemeinwesen in zwei große Parteien aufzulösen drohte, hob sich dadurch thatsächlich auf. Namentlich für das deutsche Reich war nichts von größerer Bedeutung. Nachdem den Verbündeten gleich ihre erste Unternehmung gelungen, die Stadt Bonn von dem unter Montecuculi und Wilhelm von Oranien vereinigten Heere zurückerobert worden war (Dec. 1673), wetteiferten Katholische und Protestanten, sich anzuschließen. Die beiden Bischöfe entsagten ihrer Allianz, Brandenburg seinem Frieden mit König Ludwig, um mit dem Reiche, dem sie angehörten, und mit ihrem Kaiser gemeinschaftliche Sache zu machen. Mit Freuden gesellte sich der verjagte Herzog von Lothringen dieser großen Genossenschaft bei; ausschließend auf sie konnte er die Hoffnung, in sein Land wieder hergestellt zu werden, gründen.

Noch auf einer anderen Seite aber rief die Verbindung der Spanier mit Holland eine entscheidende Rückwirkung hervor. Dem englischen Handelsstand, der während des Krieges hauptsächlich auf den Verkehr mit Spanien und im Mittelmeer

angewiesen war, entging es nicht, daß ein Bruch mit Spanien, der nun unvermeidlich zu werden schien, auch diesen bedrohe. Dann werde der spanische Handel an die Holländer übergehen; aus allen Häfen Spaniens werde von fremden und eigenen Capern Jagd auf die englischen Schiffe gemacht werden.[1] Nicht allein die handeltreibende Nation, sondern auch der König ward von diesen Besorgnissen betroffen. Wie hätte ihm entgehen können, daß der zu erwartende Verlust an den Zolleinnahmen seine Finanzen vollends in Unordnung bringen würde. Von außen und innen gedrängt bot er die Hand zum Frieden mit Holland, der im Februar 1674 zu Stande kam.

Hiedurch aber ward die politische Lage von Grund aus umgestaltet. Ludwig XIV. sah sich von seinen besten Verbündeten verlassen und zugleich von einer mächtigen Coalition angegriffen. Er zögerte nicht, das rechte Rheinufer zu verlassen, und alle seine Eroberungen des holländischen Feldzugs, bis auf eine einzige, die Stadt Grave aufzugeben. Kaum konnte Marschall Bellefonds, der mit der Räumung dieser Plätze beauftragt war, es über das Herz bringen dazu zu schreiten: allzu schmerzlich fiel ihm der Gedanke, daß die glorreiche Unternehmung dereinst mit dem fruchtlosen Zuge Carls VIII. nach Neapel in eine Linie werde gestellt werden.[2] Aber anders war es nicht. Ludwig XIV. wollte sich nicht mit der Pflicht beschweren, unhaltbare feste Plätze zu vertheidigen; er mußte seine Streitkräfte aus den zerstreuten Stellungen, in denen sie

[1] W. Temple: the measures to be pursued in the conjuncture of affairs in 1673. Works II, 231.

[2] Vgl. Détails sur le marechal de Bellefonds bei Grimoard, Oeuvres de Louis XIV. T. III, p. 488.

leicht von überlegenen Feinden einzeln hätten überwältigt werden können, zusammenziehen, und zu einer ganz andern Art von Kriegführung vereinigen. Er faßte die veränderte Lage der Dinge mit vollkommener Klarheit ins Auge.

Worauf es für ihn ankommen würde, zeigte vor allem ein Plan der Verbündeten, der ihm in die Hände fiel, nach welchem diese die Wiedereroberung Lothringens beabsichtigten. Ganz mit Recht ohne Zweifel; denn eine Wiederherstellung Lothringens in seine alte Unabhängigkeit hätte allem Vorschreiten Frankreichs mit Einemmal ein Ende gemacht. Nicht aber durch ein unmittelbares Vorrücken gegen dieses Land sollte dieselbe bewirkt werden, sondern durch zwei große Flankenangriffe auf Frankreich, den einen von Franche-Comté, den anderen von den Niederlanden her. Die Kunde dieses Planes war, wie wir aus einer Mittheilung von Louvois wissen, für die Entschlüsse des Königs entscheidend.[1] Wenn jemals ein anderer Fürst und Kriegsmann, so war Ludwig XIV. von dem Gedanken durchdrungen, daß alle Vertheidigung offensiver Natur sein müsse. Er hielt für nothwendig, sich in Besitz der bedrohten geographisch-strategischen Positionen zu setzen.

Zuerst wandte er sich gegen die schon einmal eroberte im letzten Frieden wieder zurückgegebene Franche-Comté. Er war entschlossen, das Land nun auf immer mit der französischen Krone zu vereinigen; unter seinen Augen — im April 1674 begab er sich dahin — sollte dieß Werk vollbracht werden. Es war nicht so ganz leicht wie man meinte; die im letzten Feldzug zerstörten Festungen waren wieder hergestellt und mit dem nöthigen Kriegsbedarf versehen; im Gegensatz gegen die wiederholten Angriffe der Franzosen hatte sich in den Einwohnern

[1] Pelisson Lettres historiques II, 369.

aller Klaſſen eine unerwartete Ergebenheit für die ſpaniſche Regierung ausgebildet; Landesart, Jahreszeit, Witterung waren dem Unternehmen ungünſtig. Dennoch gelang es. Ludwig XIV., dem man mit nichten ein militäriſches Talent von hohem Rang zuſchreiben darf, beſaß doch alle die Eigenſchaften und Einſichten, die zur Leitung einer Belagerung gehören; unter ſeiner Führung, — wie denn ſeine Gegenwart die Truppen mit verdoppeltem Eifer belebte, — wurden die beiden wichtigſten Plätze, Beſançon und Dole, glücklich erobert. Turenne hielt den Herzog von Lothringen ab, zum Entſatz in die Provinz vorzudringen. Das Land, das den Verbündeten zur Stütze ihres Angriffs auf Frankreich hatte dienen ſollen, ging für ſie ſelbſt verloren.[1]

Zum Kampf im offenen Feld kam es bei dem Vordringen der Verbündeten in den Niederlanden. Mit einem ſtattlichen Heere, zu dem auch die aus Holland zurückgezogenen Garniſonen gehörten, hatte ſich der Prinz von Condé in der Gegend von Charleroi aufgeſtellt. Ihm gegenüber vereinigten ſich die niederländiſchen Schaaren beider Theile, die ſpaniſchen unter dem Grafen von Monterey, die holländiſchen unter dem Prinzen von Oranien, mit den kaiſerlichen Truppen, welche der Graf von Souches anführte, an der Maas und rückten gegen ihn heran. Die Holländer und Spanier hätten etwas Entſcheidendes in den Provinzen ſelbſt zu unternehmen gewünſcht, vor allem die Belagerung eines der verlorenen großen Plätze; der Plan des Grafen von Souches war dagegen, irgendwo die franzöſiſche Gränze zu erreichen, um vielleicht eine Diverſion für die geſammte Kriegführung hervorzubringen.

[1] Turenne an den König 4. Juni 1674. »C'est une chose bien capitale que cette province soit fort assurée, avant que l'ennemi ait pu rien faire.«

Dieſe Abſicht überwog, als ſie in die Nähe Condé's kamen; die Verbündeten vermieden, ihn in dem feſten Lager, das er genommen hatte, anzugreifen: vor ſeinen Augen ſchlugen ſie die große Straße nach dem franzöſiſchen Hennegau ein. Der Prinz, obgleich vielleicht um ein Drittheil ſchwächer, beſchloß, ſie an der Ausführung dieſer Abſicht zu hindern und ſein Glück auf der Stelle wo ſie waren mit ihnen zu verſuchen. So entſpann ſich — 11. Auguſt 1674 — das Treffen bei Seneſ. Es umfaßt drei verſchiedene Gefechte. In dem erſten, welches ein Anfall auf die vor dem Dorf Seneſ ſtehende ſpaniſch-holländiſche Arrieregarde war, gewann Condé vollkommen die Oberhand; er nahm das Dorf und trug eine Menge von Siegeszeichen davon. Bei weitem ſchwerer ward ihm, die Verbündeten aus ihrer zweiten Poſition, der Priorei St. Nicolas, zu drängen; ſeine beſten Leute fielen; doch zeigten die alten franzöſiſchen Fußvölker, ſelbſt ihre Reiterei, noch einmal die gewohnte Ueberlegenheit. Der Prinz meinte die Verbündeten vollkommen ſchlagen zu können und griff auch ihre dritte Poſition in dem Dorfe Le Fay an: hier aber waren alle ſeine Anſtrengungen vergebens; noch hätte man in neuerer Zeit keine ſo mörderiſche Schlacht erlebt; auch ſeinen beſten Truppen verſagten zuletzt ihre Kräfte: zum Tode ermüdet mußte er mit ihnen nach ſeinem Lager zurückgehen.[1] Beide Theile ſchrieben ſich den Sieg zu: beide nicht ohne Grund; der Prinz, weil er mehr als 100 Fahnen erbeutet und ein weites Gefilde eingenommen, die Verbündeten, weil ſie ihre wichtigſte Poſition behauptet hatten. Daran aber war doch

[1] Beaurain: Histoire de la campagne de 1674 en Flandre. 107 ff. (1774). Ein gutes Denkmal der Militärgeſchichte, ſo weit ſie ſich vor der Revolution entwickelt hatte.

nicht zu denken, daß dieſe einen Einbruch in die Picardie oder die Champagne hätten vollziehen können; ihre Verluſte waren ungeheuer. Nur vergeblich unternahmen ſie noch die Belagerung von Oudenarde: der ganze Erfolg ihrer großen Anſtrengungen beſchränkte ſich auf die Einnahme von Grave. In dem nächſten Jahre trug Ludwig XIV. Sorge, einem Anfall, wie dieſer geweſen, ſyſtematiſch vorzubeugen. Er brachte, — durch Beſtechung des Befehlshabers, — die Citadelle von Lüttich, durch regelmäßige Belagerung Dinant und Huy, endlich auch Stadt und Schloß Limburg unter ſeine Botmäßigkeit; ſo daß er des mittleren Laufes der Maas vollkommen Meiſter wurde, und den Zuzügen deutſcher Kriegsvölker nach Brabant durch eine gewaltige Schranke in den Weg trat.

So waren die verſuchten Angriffe nicht allein abgewehrt, ſondern Frankreich war in ſeinen beiden Flanken mit neuen großen Außenwerken verſehen. Sollte es aus den Poſitionen verdrängt werden, welche es in ſeinem Centrum, zwiſchen Doubs und Maas, an der Moſel und dem Oberrhein genommen, ſo mußte ſich der Angriff unmittelbar auf dieſe ſelbſt richten. Der König hatte ſo eben auf ſeine Weiſe dieſelben zu verſtärken gewußt. Er hatte die Fortificationen von Nancy, die er nicht dulden wollte, ſo lange die Stadt ſich in den Händen des Herzogs befand, jetzt, da ſie in den ſeinen war, mit Eifer erneuert; ſobald der Krieg mit Kaiſer und Reich ſich vorausſehen ließ, Trier in Beſitz genommen, und vor allem, die militäriſche Nothwendigkeit mit ſeinen Herrſchaftsabſichten verbindend, ſich das Elſaß vollends unterworfen. Bisher hatten ſeine Beamten im Elſaß nicht mehr Gehorſam gefunden, als früher die öſterreichiſchen: die zehn kleinen Reichsſtädte, die der Landvogtei Hagenau angehörten, hielten

an ihren Reichsfreiheiten mit Eifer und Ehrgeiz feſt: noch war die Provinz zwiſchen dem deutſchen und franzöſiſchen Reiche getheilt. Ein Verhältniß allerdings, das, auf die Vorausſetzung des vollſten Friedens gegründet, ſich nicht mehr behaupten ließ, wenn es zum Kriege zwiſchen beiden kam. In dieſem Falle hätte ſich wohl eine militäriſche Beſetzung der Ortſchaften, welche zum deutſchen Reiche hielten und kaiſerliche Truppen bei ſich aufzunehmen geneigt ſchienen, vorausſehen laſſen. Aber Ludwig XIV. begnügte ſich nicht damit; er hielt den Augenblick für günſtig, ein vermeintes Recht, deſſen wir noch weiter gedenken werden, durchzuführen. Er verbot den Einwohnern ſchlechthin, — zunächſt bei dem Wechſel der Zunftmeiſter in Colmar — dem Reiche wie bisher den Eid zu leiſten. Sich demſelben durch eine autonome Bewegung wieder anzuſchließen, ſollte ihnen auf immer unmöglich gemacht werden. Die Bürger wurden genöthigt, ihre Waffen auszuliefern, die Vorräthe der Zeughäuſer weggeſchafft, die Wälle und Mauern niedergeriſſen; wie in Colmar, ſo in Schlettſtadt, Hagenau und den übrigen Städten; ſie wurden ſämmtlich zu offenen Orten gemacht und mit königlichen Beſatzungen belegt.

Denn vor allem davon zeigten ſich die franzöſiſchen Befehlshaber überzeugt, daß ſich das Schickſal des Krieges im Elſaß entſcheiden werde. Einmal in dieſe Provinz eingedrungen, würden die verbündeten Deutſchen ſich weder um Breiſach noch um Philippsburg kümmern, ſondern unaufhaltſam gegen Lothringen und die franzöſiſche Gränze heranſtürmen. Beſonders hegte Turenne, der jetzt auf das linke Rheinufer zurückgegangen war, dieſe Anſicht. Er hatte einſt das Meiſte zur Begründung und Befeſtigung der Herrſchaft der Franzoſen im Elſaß beigetragen; ihm war jetzt auch ihre

Vertheidigung und Behauptung in der ersten großen Gefahr anvertraut. Noch einmal erscheint er in der ihm eigenen großartigen Stellung für die europäische Geschichte.

Für die Erhebung der französischen Monarchie nach innen und außen hat Niemand mehr gethan, als Turenne. Er hat jenen großen Feldzug angegeben und geleitet (1646), durch welchen das Uebergewicht der Franzosen in Deutschland entschieden worden ist. Die Rettung der königlichen Autorität in den Stürmen der Fronde, die Vortheile, welche der pyrenäische Friede den Franzosen verschaffte, waren seinen Waffen nicht weniger als der Politik des Cardinals Mazarin zu verdanken. Nach dessen Tode vereinigte er eine höchst erfolgreiche politische und militärische Thätigkeit. Von ihm vor allen andern ging die Unterstützung aus, welche Portugal fand; er vermittelte die Verbindung zwischen dem französischen Hofe und dem restaurirten englischen Königthum. Wahrscheinlich in seinem Kabinet sind die Ansprüche entwickelt worden, welche den Devolutionskrieg veranlaßten; gewiß hat seine Führung, der der König sich anvertraute, zu dem Gelingen desselben das Meiste beigetragen: wäre es auf ihn angekommen, so hätte er gleich damals alle schwebenden Fragen mit dem Schwert ausgemacht. Ebenso gehören ihm die Rathschläge, welche dem holländischen Feldzug einen so raschen und glänzenden Fortgang verschafften. Denn Gerechtem und Ungerechtem widmete er gleicherweise seine mithervorbringende Theilnahme, seinen Kopf und seinen Arm.

Das eben war für diese Monarchie so charakteristisch, daß sie die Geister vollkommen beherrschte, ihre Vortheile jeder andern Erwägung vorangingen. Turenne verfolgte nicht ein Parteiinteresse, wie die beiden Cardinäle; nicht einmal das Schwert

des Connetable hat er davongetragen; Niemand war entfernter davon, Reichthümer für sich selbst zu sammeln. Er sprach nie von sich; bescheidenere und wahrhaftigere Memoiren gibt es nicht, als die, welche er von einigen seiner Feldzüge hinterlassen hat; sie sind eben das Gegentheil von dem, was in den andern das historische Gefühl verletzt. Er war einer von den Menschen, die in der Mitte einer großen und weltumfassenden Thätigkeit, in der Anschauung großer Ziele sich selbst verschwinden. Eben mit dieser Monarchie aber und ihrem Emporstreben hatte er sein ganzes Leben und Sein identificirt. Ich wage zu sagen, daß sein Uebertritt zum Katholicismus mit seiner Gewohnheit zusammenhängt, sich dem großen Ganzen, dem er angehörte, unterzuordnen. Er hat den controversen Fragen ohne Zweifel nachgedacht, und über eine der wichtigsten — die Abendmahlslehre — sich eine von der reformirten abweichende Meinung gebildet: auch fühlte er sich wohl, wie er gesagt hat, durch die Maßlosigkeiten abgestoßen, welche der englische Puritanismus hie und da hervortrieb; das wäre jedoch schwerlich hinreichend gewesen, ihn zum Abfall von der großen Genossenschaft zu vermögen, als deren Haupt er eine Zeit lang betrachtet worden ist, wäre nicht der Antrieb hinzugekommen, der aus der Direction des Staats entsprang. Kein Zweifel, daß seine Seele von aller Hinneigung zu persönlicher Gewaltsamkeit fern war; er hat Leuten die Waffen aus den Händen gerissen, welche unnütze Grausamkeiten ausübten. Schien es aber zu dem Zweck des Krieges nothwendig, so kannte er so wenig Erbarmen wie Louvois nur immer; Ludwig XIV. hat auch seinen Eifer zuweilen mäßigen müssen; schon unter Turenne hat die Verwüstung der Pfalz begonnen. Der Kurfürst von der Pfalz hat ihn darüber einmal zum

Zweikampf herausgefordert, ohne Zweifel mit Unrecht, wenn er in ihm Motive persönlichen Hasses voraussetzte, oder eine und die andere Unthat dem Feldherrn selbst beimaß;[1] aber das ist unläugbar, daß Turenne den Grundsatz hatte, das Land durch Aufzehrung oder Vernichtung aller Lebensmittel für den Feind unbrauchbar zu machen, was denn ohne Grausamkeiten nicht geschehen konnte. Die militärische Rücksicht und Nothwendigkeit entschuldigte für ihn wie für seinen König die äußersten Gewaltthätigkeiten.[2] Turenne war durch und durch Soldat; all sein Thun ging in dem Gefühl des Dienstes auf. Und in diesem Sinne befehligte er nun auch seine Heere. Er verstand es, wie Keiner, seine Mannschaften, die aus den verschiedensten Landesarten und Lebenskreisen, oft eben deshalb, weil sie sich keiner andern Ordnung fügen wollten, zusammengebracht waren, im Zaum zu halten. Sie liebten die französischen Fahnen, weil sie gut gekleidet und verpflegt und richtig bezahlt wurden, und vielleicht auch wegen der zusammenhaltenden Kraft, die einer strengen Mannszucht innewohnt: Turenne bildete aus ihnen einen wohl organisirten Körper, mit dem er alles, was ihm gefiel, ausführen konnte. Er hatte den Ruf, daß er sie nie ohne dringenden Anlaß in Gefahr bringe. Ueberhaupt betrachtete man ihn jetzt als den erfahrensten, kriegsverständigsten Heerführer der Welt. Nie versäume er, den Vortheil zu benützen, welchen ein Fehler des Feindes ihm darbiete; er wisse jedes Hinderniß zu überwinden, das ihm dieser

[1] Vgl. Häußer, Geschichte der rheinischen Pfalz, II. 635.

[2] Beaurain: **Histoire des quatre dernières campagnes de Turenne**, hat sich viele Mühe gegeben, seinen Helden zu rechtfertigen. Die Sache selbst wird nicht allein durch die Deutschen, sondern auch die Franzosen bezeugt. Vgl. St. Hilaire **Mémoires** I, 141.

entgegenſetze. Früher ſei er vielleicht allzu vorſichtig geweſen, durch die Erfahrung der zunehmenden Jahre, welche in andern ihren Eifer mäßigt, ſei er vielmehr unternehmender geworden; nie thue er etwas Ueberflüſſiges; nie laſſe er etwas Nothwendiges ungethan.

Dieſer große Führer, voll Talent, Hingebung und Entſchluß, — unter allen Feinden, die Kaiſer und Reich jemals gehabt hat, einer der größten — ſetzte ſich nun den Verſuchen der Deutſchen entgegen, ſich des Elſaß, das ſie ſonſt vollſtändig verloren ſahen, wieder zu bemeiſtern.

Nur allmählich ſammelten ſich die verſchiedenen Heereshaufen. Turenne's Syſtem war, ihnen auch am rechten Rheinufer entgegenzugehen, ehe ſie ſich vereinigt hatten; wie er zuerſt die Schaaren unter den Herzog von Lothringen und Caprara, welche ruhig nach der Pfalz zogen, weil ſie ihn in dem obern Elſaß beſchäftigt glaubten, bei Sinzheim überfiel und auseinander ſprengte; bald darauf den neuen Oberbefehlshaber ſelbſt, Bournonville, der über eine bedeutende Reiterei gebot, dennoch am Neckar überraſchte und zum Rückzug nach Frankfurt nöthigte. Ihre urſprüngliche Abſicht, von der Pfalz her einen großen Angriff zu machen, mußten die deutſchen Heerführer zuletzt aufgeben; aber ſie faßten darauf den Gedanken, den Krieg nach dem Elſaß zu tragen: bei Straßburg überſchritten ſie den Rhein. Turenne konnte dieß nicht verhindern: aber es kam ihm darauf an, die deutſchen Völker nicht zwiſchen der Stadt und dem Gebirge Fuß faſſen zu laſſen, was ihm die Behauptung von Hagenau und Zabern unmöglich gemacht hätte; bei Enzheim griff er ſie an: er ſchlug ſie nicht, aber er drängte ſie in andere ihm minder beſchwerliche Poſitionen zurück. Indem entwickelte ſich jedoch

erſt die ganze Macht der Deutſchen ihm gegenüber. Wie die Bürgerſchaft von Straßburg, ſo nahm die Landbevölkerung des Elſaß für Kaiſer und Reich Partei. Der Kurfürſt von Brandenburg langte mit dem am beſten gerüſteten, ſo wie zahlreichſten aller Reichscontingente an; an Zahl ſo wie an materieller Beſchaffenheit der Truppen waren die Deutſchen offenbar überlegen. Wie ganz unrichtig iſt doch die Annahme, als habe der Kurfürſt nicht mit allem Ernſt die Wiedereroberung des Elſaß beabſichtigt.[1] Sein Herz brannte, ſich mit dem berühmteſten General der Zeit zu meſſen: an ihm und ſeinem Feldmarſchall, Derflinger, lag es in der That nicht, wenn man Turenne in der ungünſtigen Aufſtellung, in der er ſich einmal finden ließ, nicht mit Entſchloſſenheit zu Leibe ging, noch es zu einem Schlachttag brachte, der nicht anders als glücklich ausfallen zu müſſen ſchien. Aber in die Kriegführung der Deutſchen drangen die Unzuträglichkeiten ihrer Reichsverfaſſung ein, von denen einer beſonders darin beſtand, daß die oberſte Macht bei der Führung der allgemeinen Geſchäfte ihre beſonderen Geſichtspunkte vorwalten ließ. Wenn man die gleichartigen Hinderniſſe erwägt, welche Souches in den Niederlanden dem Prinzen von Oranien, und Bournonville im Elſaß dem Kurfürſten in den Weg legte, ſo ſcheint es faſt wieder zweifelhaft, ob es zwiſchen dem Kaiſer und dem König zu einem vollen Bruch auf immer gekommen war. Dagegen übte Turenne die unbedingte Autorität aus, welche nach der

[1] Sie ſtammt von Napoleon, der die ſpätere preußiſche Politik im Sinne hatte. Auch bei Clauſewitz iſt zu beklagen, ſo wie bei manchen andern Kriegsſchriftſtellern, daß er ſeine Anſchauungen nicht immer hiſtoriſch richtig begründet. Bei der Beurtheilung Turenne's folgt er Zanthier, ſtatt auf die Memoiren und Briefe des Feldherrn zurückzugehen, welche über ſeine Intentionen erſt Licht geben.

Unterdrückung der aristokratischen Gewalten im französischen Feldlager herkömmlich war; er genoß so viel Ansehen, daß er es wagen konnte, die Anordnungen seines Hofes, die ihm nicht zuzutreffen schienen, unausgeführt zu lassen. Die Uneinigkeit seiner Gegner machte es ihm möglich, sich aus jener Stellung, deren Unhaltbarkeit er erkannte, herauszuziehen. So wie die Deutschen dann zurückgegangen waren und sorgloser in getrennten Quartieren lagen, schritt er zum Angriff. Es waren lauter einzelne Anfälle, die er versuchte, aber sie waren auf das geschickteste combinirt; zuletzt sahen sich die deutschen Heere genöthigt, über den Rhein zurückzugehen.

Man hat diesen Feldzug immer als das Meisterstück Turenne's von allen angesehen. Gegen seine Erfolge trat Alles in den Hintergrund, was in den Niederlanden geschehen war. Als Turenne im Winter an den Hof und in die Hauptstadt zurückkam, wurde er von dem Könige mit Beweisen nicht allein von Gnade, sondern von tiefer und warmer Hochachtung, von dem Volke aber, das ihm die Abwehr einer Invasion zuschrieb, die sonst unvermeidlich gewesen wäre, mit enthusiastischer Dankbarkeit empfangen. Nicht häufig jedoch ließ er sich blicken: er erschien noch bescheidener als früher.

War nun aber dießmal Alles glücklich gegangen, so leuchtete doch ein, daß man dieß hauptsächlich dem persönlichen Verdienst der Führer, der Thätigkeit des Königs, dem Feuer Condé's, der Strategik Turenne's verdankte; man konnte sich nicht verbergen, daß die Kräfte der Verbündeten an und für sich den französischen überlegen seien, und daß sie ein andermal, noch besser vereinigt und besser geführt, den Sieg davon tragen könnten.

Die Franzosen hatten längst darauf gedacht, ihnen noch

auf eine andere Weise beizukommen: eine weltumfassende Politik unterstützte ihre Kriegführung.

Von Anfang an war ihre Absicht, ihre alte und so eben erneuerte Verbindung mit Schweden zur Beschäftigung der ihnen feindseligen deutschen Streitkräfte zu benutzen. Die Schweden hätten sich lieber gegen Dänemark gewendet, welches sich ebenfalls gegen den König von Frankreich erklärt hatte; aber diesem lag für den Augenblick hieran nichts, da es auf seine Kriegführung keinen unmittelbaren Einfluß ausüben konnte; er versprach erhöhte Subsidien; deren Auszahlung aber machte er von einem Angriff innerhalb des deutschen Reichs abhängig: hierauf warfen sie sich, alten Hasses voll, auf Brandenburg. Wer kennt den Krieg nicht, der nun in dem nördlichen Deutschland und an der Ostsee ausbrach? Es ist der ruhmvollste, den ein brandenburgischer Fürst noch je geführt hatte, aber gegen die Franzosen konnten dessen Kräfte nicht mehr dienen.

Im deutschen Reiche hatte Ludwig XIV., nach allem Abfall, den er erfahren, doch noch zwei durch Blutsverwandtschaft und Religion an ihn und seine Freunde geknüpfte Bundesgenossen, den Herzog Johann Friedrich von Hannover und den Kurfürsten Ferdinand von Baiern; die nun, auf den Rückhalt von Schweden gestützt, es um so weniger zu einer vollen Entwicklung der deutschen Streitkräfte am Rhein kommen ließen.

In Italien hielt sich der Herzog von Savoyen auf französischer Seite, ebenfalls durch Verwandtschaftsbande gefesselt; von einigem Einfluß auf die allgemeinen Verhältnisse war es, daß die Stadt Messina in Sicilien, im Genuß ihrer fast republikanischen Freiheiten von der spanischen Regierung gestört,

ſich von derſelben losriß und Ludwig XIV. ſelbſt zu ihrem Fürſten ausrief; er ſchickte im Februar 1675 einen Vicekönig dahin; die Spanier mußten ihre italieniſchen und cataloniſchen Truppen, welche ſie ſonſt gegen Frankreich gebraucht haben würden, gegen Meſſina kehren.

Andere Verbündete gewann König Ludwig im entfernten europäiſchen Oſten. Im Jahr 1674 ward, im Gegenſatz mit Oeſterreich, durch den Einfluß vornehmlich der franzöſiſchen Partei der Großmarſchall Johann Sobiesky, der, eben im Glanze einer glücklichen Heerführung gegen die Türken ſtrahlend, am Wahlreichstag eintraf, zur Krone von Polen befördert. Sobiesky hielt ſich zur franzöſiſchen Faction; er trug den blauen Cordon des Königs, ſeine Gemahlin war eine Franzöſin, aus dem Hauſe Bethune, Marquiſe d'Arquien, wie denn damals franzöſiſche Familienverbindungen über ganz Europa unendlich wirkſam waren. Der franzöſiſche Geſandte war der erſte, welcher König und Königin von Polen mit dem Titel Majeſtät begrüßte. Zwiſchen den beiden Königen beſtand ſeitdem ein enges Verhältniß, das durch einen vertraulichen Briefwechſel unterhalten ward. [1]

Rechten Nutzen konnte dieſe Verbindung erſt dann gewähren, wenn die Polen Frieden mit den Türken ſchloſſen. Hauptſächlich durch die Einwirkung der Franzoſen kam derſelbe im Jahr 1676 zu Stande; ich finde, ſogar der Chan der Krim ſei zu dieſem Zweck von ihnen in Anſpruch genommen worden. Der Vortheil der Abkunft war, daß die Türkei zu

[1] Ludwig XIV. an den König Sobiesky, 8. Juli 1677, ungedruckt: J'accepte volontiers la proposition que vous me faites, que dans les choses où nous aurons besoin l'un de l'autre, nous nous en ouvrions reciproquement, — — — confiance que je crois très utile.

Gunsten des französischen Systems freie Hand gewann. Kaum machte Rußland, von den Niederlanden dazu veranlaßt, eine Bewegung gegen die Schweden, so ward es von den Türken, auf Veranlassung von Frankreich, mit einem Einfall bedroht.

Von Polen her traten die Franzosen auch mit den Mißvergnügten in Ungarn in Verbindung; schon im Jahr 1674 finden wir französische Abgeordnete beschäftigt, sie zu einer Schilderhebung aufzuregen; als etwas später eine solche versucht ward, sind mit französischem Geld ein paar tausend Mann in Polen angeworben worden, die den Insurgenten zu Hülfe kamen und nicht wenig dazu beitrugen, auch den Fürsten von Siebenbürgen zu deren Gunsten zu entscheiden.

So bildete sich im Rücken der Mächte, welche den Franzosen Widerstand leisteten, ein diesen günstiges Verhältniß zu Schweden, Polen, der Türkei, welches auch Siebenbürgen und einen Theil von Ungarn umfaßte und wie auf Brandenburg, so auf Oesterreich lähmend zurückwirken mußte.

Im Jahr 1675 war diese Wirkung noch weniger zu bemerken. Ludwig XIV. erlitt an Turenne, der den Kaiserlichen auf dem rechten Rheinufer entgegenging, um hier durch eine entscheidende Aktion den Elsaß für Frankreich zu sichern, aber bei Saßbach dem Kriegsschicksal erlag, einen unersetzlichen Verlust. Hierauf gingen die Kaiserlichen über den Rhein; Condé, der an Turenne's Stelle trat, verhinderte sie an eigentlichen Eroberungen, aber gänzlich verjagen konnte er sie nicht; sie behaupteten Lauterburg: im nächsten Sommer vermochten sie die Eroberung Philippsburgs zu unternehmen und durchzuführen.

Auch Herzog Carl IV. von Lothringen fühlte sich dann noch einmal zu einer neuen Unternehmung ermuthigt. An der

Konzer Brücke gelang es ihm, den Franzoſen zum erſtenmale wieder im offenen Feld eine Niederlage beizubringen; Trier ward ihnen darauf entriſſen, ihr Führer Crequy ſelbſt zum Gefangenen gemacht. Bald aber wurden dieſe Verluſte, — Nachwirkungen von Turenne's Tode, — durch andere Erfolge bei weitem aufgewogen.

Im Juni 1676 ſahen ſich die Franzoſen in den ſicilianiſchen Gewäſſern ſo ſtark, daß ſie in dem Hafen von Palermo ſelbſt einen Angriff auf die combinirte holländiſch-ſpaniſche Flotte wagen konnten. Vier ſpaniſche, vier holländiſche Kriegsſchiffe wurden in Brand geſteckt, mehrere andere auf andere Weiſe zu Grund gerichtet. Da die Holländer, welche Ruyter ſchon vorher verloren hatten, ihre Rückfahrt antraten, ſo blieben die Franzoſen Meiſter des Mittelmeers. Auch unter ihnen erſchienen jetzt ſeemänniſche Talente erſten Ranges: wie du Quesne, Tourville. Die großartige Weltſtellung von Frankreich und die Eröffnung neuer Bahnen der Thätigkeit, die damit verbunden war, riefen die Entwickelung ausgezeichneter Fähigkeiten in jedem Zweige hervor.

Ludwig ſelbſt kehrte zu dem vornehmſten ſeiner Gedanken zurück, der zu allen dieſen Irrungen den Anlaß gegeben hat, die Gränzen ſeines Reichs militäriſch vollſtändig zu befeſtigen. Er beſetzte Condé, und legte ſogleich Hand an, es zu einem der ſtärkſten Plätze umzuſchaffen: nachdem er auch Bouchain genommen, wandte er ſich — Anfang 1677 — gegen Valenciennes. Größere Fortſchritte hatte die Kunſt der Belagerung noch nie gemacht als in dieſem Krieg. Die eigentlichen Arbeiten wurden den Generalen entzogen und unter die Leitung der Ingenieurs geſtellt; die Laufgräben wurden erweitert und durch die Parallelen gegen das Feuer der Feſtung beſſer

geschützt; die Breschen weniger durch Minen als durch Kanonenfeuer bewirkt. Der Grundsatz Vaubans, der diese Verbesserungen einführte, war ein doppelter: Menschenleben zu schonen und den Erfolg zu sichern. Aber dabei fehlte es ihm nicht an Sinn für die kühnsten Unternehmungen. Vor Valenciennes, das noch besser besetzt sein mochte, als zwanzig Jahre früher bei dem Angriff Turenne's, gab er den Rath, die Ersteigung eines bedeutenden Außenwerkes bei Tage zu versuchen, nicht, wie das gewöhnlich war, bei Nacht; er gewann, im Widerspruch mit den meisten Generalen, den König dafür, und die Sache gelang vollkommen: man nahm nicht allein das Werk, sondern drang, die weichenden Vertheidiger verfolgend, in die Redouten und den Platz selbst vor, den man sofort eroberte.[1] Hierauf ward Cambray, das festeste Bollwerk der Niederlande, angegriffen: nur die Citadelle leistete einigen Widerstand. Vergeblich eilte der Prinz von Oranien herbei, um wenigstens St. Omer, das unter dem Herzog von Orleans belagert wurde, zu retten; gegen seine Erwartung fand er den Marschall von Luxemburg sich gegenüber, der die besten Anstalten traf und zuverlässige, geübte Truppen befehligte: der Prinz dagegen klagt die seinen der Feigheit an: er mußte — bei Montcassel — mit großem Verlust zurückweichen. Wie die Citadelle von Cambray, so fiel auch St. Omer in französische Hände.

Die Eroberung von Trier ist die letzte Kriegshandlung, an der Carl IV. von Lothringen Theil genommen hat. Immer sich selber gleich schien er schon wieder eine Wendung zu Gunsten Frankreichs machen zu wollen, als ihn der Tod hinwegraffte.[1]

[1] Chambray, Vie de Vauban. Oeuvres V.

[2] Beauvau Mémoires 453.

Ein bei weitem gefährlicherer Feind erwuchs den Franzosen in dem Nachfolger seines Rechts, seinem Neffen, der nun als Carl V. Herzog von Lothringen auftrat. Er haßte den König, der ihn nicht allein seines Erblands beraubt, sondern auch von der Krone von Polen ausgeschlossen hatte (denn er war der Mitbewerber Sobiesky's); dem Kaiser noch besonders dadurch verbündet, daß er sich mit seiner Schwester Leonore zu verheirathen gedachte, wie auch hernach geschah, warf er sich mit dem größten Eifer in diesen Krieg und erwarb sich bald einen rühmlichen Namen. Er hatte vor dem Jahr Philippsburg erobert. Damals nun (1677) faßte er die Hoffnung, sein Land wieder zu erlangen: jetzt oder niemals, so stand auf seinen Fahnen geschrieben:[2] er rechnete auf die berührte Unternehmung des Prinzen von Oranien, die mit der seinen zusammenzugreifen bestimmt war, so wie auf eine dritte, der Reichsarmee unter dem Herzog von Marksuhl-Eisenach, der in der Franche-Comté vordringen sollte. Nicht ohne allen Erfolg war das Unternehmen des Herzogs Carl: es gelang ihm, Longwy zu erobern, die Bauern der Umgegend begrüßten ihn mit Frohlocken als ihren angestammten Herrn.[3] Aber tiefer vorzudringen vermochte er nicht. Als er die Seille überschritten hatte und gegen Nancy vorrückte, stellte sich ihm der aus seiner Gefangenschaft wieder befreite Marschall Crequy entschlossen und geschickt entgegen. Herzog Carl schlug andere Richtungen und Wege ein, aber überall fand er den Marschall, dem nichts daran lag, ihn in offenem Felde zu besiegen, —

[1] La Brune, la vie de Charles V. de Lorraine 217.

[2] Vgl. Relationis historicae autumnalis continuatio 1677; S. 33. Die Nachrichten dieser Sammlung citire ich lieber, als die des Theatrum europaeum, die meistens aus jenen erst geschöpft sind.

jedes Zusammentreffen vermied er vielmehr, — alles aber daran, ihn zurückzuweisen. Auf den Besitz der festen Plätze, Vic und Moyenvic, Pont-a-Mousson, Metz, Stenay konnte Crequy seine Vertheidigung begründen: wie ganz anders als früher, wo eben diese Plätze zu den Angriffen auf Frankreich Rückhalt gegeben hatten. Die Champagne ward von dem Herzog nur eben berührt: da die Sachen in den Niederlanden so schlecht gingen, und der beabsichtigte Einfall in die Franche-Comté schon in Belfort zurückgewiesen wurde, so kehrte auch er — nichts anderes blieb ihm übrig — in die Pfalz zurück.

Dagegen gelang es dem Marschall Crequy, indem er sich unerwartet, als man schon in die Winterquartiere gegangen war, noch einmal erhob, Freiburg zu überfallen und zu erobern, das den Franzosen wohl als ein Ersatz für Philippsburg gelten konnte. Es war das wohlgefüllte Kriegsmagazin des kaiserlichen Heeres. Man giebt dem Kanzler Hocher Schuld, daß er aus übel angebrachter Schonung für seine Vaterstadt Freiburg es versäumt habe, sie mit einer hinreichenden Anzahl von Truppen zu besetzen.

Abermals verwandelten sich die Gefährdungen, welche die Franzosen zu bestehen hatten, in Vortheile für sie. Manchen Deutschen trieben die schlecht angelegten Angriffe, die Mangelhaftigkeit der Vertheidigung die Schamröthe ins Gesicht. Leibnitz vergleicht den König mit einem geübten Fechter, seine Gegner mit unbehülflichen Anfängern und Stümpern.[1] Nachsichtiger und vielleicht gerechter urtheilen die Fremden, wenn sie die geringen Erfolge der Alliirten von den Feindseligkeiten herleiten, die diese anderwärts erfuhren.

[1] Vgl. einen seiner Briefe bei Guhrauer, Mainz 1672. II, 187.

Friede von Nimwegen.

Ziehen wir die Summe von allem, so lag sie darin, daß Ludwig XIV. durch seine Waffen und seine Politik auch ohne Unterstützung von England zahlreichen mächtigen und kriegerischen Feinden überlegen blieb. Wie aber, wenn England sich seinen Feinden beigesellte? [1]

Dazu war die englische Nation schon lange bereit: jeder neue Erfolg der Franzosen in den Niederlanden fachte ihre Verstimmung auf's neue an. König Carl II. selbst war nicht ohne Gefühl für die Gefahren, die aus der Festsetzung der Franzosen in Sicilien für den levantischen Handel von England hervorgehen mußten. Dazu kam der Einfluß des Prinzen von Oranien, der sich eben damals mit der ältesten Tochter des Herzogs von York, Nichte des Königs, vermählte, und in der Nation bereits viele Anhänger fand. Carl II. ward in der That bewogen, im Anfang des Jahres 1678 mit den vereinigten Niederlanden in ein Schutz- und Trutzbündniß zu treten, nicht jedoch sowohl zur Wiederaufnahme des Krieges, als zur Herstellung des europäischen Friedens.

Von vorn herein dachten die beiden Mächte nicht, den Besitzstand ganz so wiederherzustellen, wie er vor dem Kriege gewesen war: sie waren entschlossen, den Spaniern neue Abtretungen zuzumuthen; doch sollten diese nicht allzuweit gehen, und nur eben dazu dienen, den französischen Gränzen die militärische Festigkeit zu verleihen, die Ludwig XIV. verlangte.

[1] Domenico Contarini, Relatione di 1680. Non meno le diversioni della Sicilia che i fomenti nell' Ungheria concorser a scemare le forze dei collegati.

Das schien vollkommen erreicht zu sein, wenn ihm die Franche-Comté und in den Niederlanden Cambrai, Aire und St. Omer überlassen würden. Carl II. ließ wohl vernehmen, durch diese Erwerbungen werde Frankreich eben so gut gesichert, wie England durch das Meer gesichert sei. Alle andern Plätze, die es besetzt habe, sollte es dagegen herausgeben.

In dem französischen Conseil ist einmal über diese Vorschläge ernstlich unterhandelt worden: die übrigen Minister, — denn schon machte sich eine Erschöpfung der französischen Hülfsquellen bemerkbar, und man berechnete, daß es höchstens noch zwei Jahre möglich sein werde, den Krieg zu führen, — waren dafür, ich weiß nicht, ob sie anzunehmen, oder doch auf Unterhandlung darüber einzugehen; Louvois und der König selbst waren dagegen.[1] Sie meinten weder Condé noch Valenciennes noch selbst Courtrai entbehren zu können, wenn Lille, das jetzt eine bedeutende Manufacturstadt zu werden versprach, der erwünschten Sicherheit genießen, Artois überhaupt nicht jeden Augenblick einem Einfall ausgesetzt sein solle: sie verwarfen die englischen Vorschläge. Hierauf erklärte der König von England, auch er wolle nicht auf halbem Wege stehen bleiben; noch weiter als er selber zu gehen gedachte, suchte ihn das Parlament vorwärts zu treiben. Es geschah in der Absicht, sich hiegegen zu sichern, daß Ludwig XIV. seine Flotte aus Sicilien zurückkommen ließ:[2] und daß er, da der Krieg nun

[1] So erzählte Carl I. seinem Hofe. Vgl. Schwerin an den Kurfürsten von Brandenburg 18. Januar 1678. Orlich Briefe aus England 184.

[2] Domenico Contarini: fu conosciuto essere manifestamente provenuto il precipitoso abandono de' Messinesi da soli sospetti che potesse l'Inghilterra concorrere in parte contraria, concepite se ciò succedeva le spiaggie Francesi all' arbitrio di legni Inglesi.

wieder anging, sich unter den mancherlei Plätzen, die er in dem neuen Feldzug hätte angreifen können, eben Gent dazu ausersah; längst schon hatte der Prinz von Condé diese Unternehmung im Falle eines Bruches mit England für die rathsamste erklärt.[1] Nicht allein Gent, sondern auch Ypern fiel sofort in die Hände der Franzosen. Indeß langten englische Hülfsvölker in Ostende und in Brügge an. Alle Tage konnte es zum Ausbruch des Krieges zwischen beiden Nationen kommen.

Zunächst in Holland gab es doch eine starke Gegenwirkung wider dieses Aeußerste. Der Prinz von Oranien hätte es ohne Zweifel gewünscht; aber andere Führer der Republik sahen in seinen kriegerischen Tendenzen zugleich die Absicht, die Führung der Waffen und die Verbindung mit dem König von England zur Erweiterung seiner Macht zu benutzen. In derselben Stadt, welche im Jahr 1671 zum Krieg gegen Frankreich fortgerissen hatte, in Amsterdam vereinigten sich jetzt die Führer der beiden einander entgegengesetzten Parteien zu dem Zwecke, den Frieden mehr nach dem Sinne des Königs von Frankreich zu schließen. Längst hatte dieser Fürst seine ursprüngliche Feindseligkeit gemäßigt; er gewann jetzt sogar die Zuneigung der Republikaner, indem er ihnen nicht allein die Rückgabe des letzten großen Platzes, den er von den ihren noch inne hatte, von Mastricht, sondern auch die Aufhebung der Handelsbeschränkungen anbot, über welche sich ihr Haber früher besonders entzündet hatte, sowie den Abschluß eines neuen für sie vortheilhaften Handelstractates.[2] Im Widerspruch

[1] Pelisson: Lettres historiques III, 310. Pour couper le chemin de la mer avec tout le reste de ce que nous avons.

[2] Domenico Contarini: Quanto più si vedeva in oltrare il

mit den Anhängern des Prinzen ward in den Generalstaaten der Beschluß durchgesetzt, eine Deputation in das Feldlager des Königs zu schicken, an deren Spitze der größte Verfechter der Politik des Friedens, Beverningk, gestellt wurde. Man hat es damals eines gekrönten Hauptes für unwürdig erklärt, daß es sich selbst zu einer Zusammenkunft mit fremden Mächten herbeilasse, sie sogar erwarte. Ludwig XIV. fand es vielmehr angemessen, einem Jeden zu beweisen, daß er seine Angelegenheiten vollkommen verstehe und selbst betreibe. Die Zusammenkunft fand im Lager zu Wettern bei Gent am 10. Juni 1678 statt. Beverningk sprach dem König den Dank Ihrer Hochmögenden für seine commerciellen Bewilligungen aus und fügte hinzu, sie würden die ihnen vorgeschlagenen Bedingungen angenommen haben, wenn sie nicht Rücksprache mit ihren Verbündeten nehmen müßten. Einer mehr entschiedenen Erklärung bedurfte es für den König nicht. Fürchtet ihr, sagte er, eure Verbündeten? Ich will Euch gegen dieselben zu Hülfe kommen.[1] Diese Verhandlung von Wettern ist das Gegenstück der Zusammenkunft im Lager vor Utrecht. Damals hatte ihm die Republik dem König Abtretungen in weitestem Umfang angeboten: er hatte sie aus Rücksicht auf seine Verbündeten zurückgewiesen: die Republik hatte dann halb Europa gegen ihn in die Waffen gebracht. Jetzt bot er der Republik die volle Herstellung in ihren früheren Bestand, soweit es von

Britannico in impegni colla speditione di truppe in Ostenda e Bruges, tanto più premeva a guadagnare alcuno dei collegati.

[1] Der Bericht über diese Audienz wurde am 3. oder 4. Juni mündlich erstattet, und verdiente wohl aus den Protokollen hervorgezogen zu werden. Am ausführlichsten über die Sendung ist die Fortsetzung der Geschichte von Valkenier. Zehnter Thl. Bd. II. 1004. Auch hat Basnage Einiges (II, 911).

ihm abhing, und sogar in ihre Handelsrechte an, wenn sie seine Anforderungen an ihre Verbündeten genehmige. Die Republik zeigte sich bereit dazu. Der König bewilligte der Deputation sechswöchentlichen Waffenstillstand, doch unter der Bedingung, daß Holland sich von seinen Verbündeten trennen müsse, wenn dieselben die von dem König angebotenen Bedingungen verwerfen sollten.

In dieser Erklärung liegt bereits der Abschluß des Friedens.

Wenn der Prinz von Oranien genöthigt war, ihn anzunehmen, so konnte auch Carl II. von England nicht widerstreben. König Ludwig, so entschieden im Innern seines Reichs, hatte doch nicht gerade starke doctrinäre Sympathien für andere Länder. Er unterstützte die aristokratischen Gegner des Prinzen von Oranien, die er einst gestürzt hatte, jetzt, da sie ihm nicht mehr gefährlich werden konnten. Wenn er des Königs von England nicht mehr sicher war, so scheute er nicht davor zurück, sich mit den Gegnern desselben im Parlament zu verbinden, um ihn durch seine Gefahr zu beherrschen.

Auch in Spanien war jetzt in dem Wechsel innerer Irrungen ein Freund von Frankreich, Don Juan d'Austria, an das Ruder gekommen: er konnte sich der Pacification, so schwer Spanien davon betroffen ward, doch nicht ernstlich widersetzen.

So geschah es, daß zu Nimwegen, wo man sich bisher mehr mit Rangstreitigkeiten und der Aufstellung der gegenseitigen Ansprüche beschäftigt hatte, in der Stunde, in welcher der zugesagte Stillstand zu Ende ging, 10. August,[1] gegen Mitternacht der Friede zwischen dem König und der Republik

[1] Sur les douze heures de la nuit. Schreiben des Bevollmächtigten: Actes de Nimègue II, 589.

unterzeichnet ward. Am 12. August begann die ernstliche Unterhandlung zwischen Spanien und Frankreich, die am 17. September zum Schluß gedieh.

Was vorlängst von den Franzosen ins Auge gefaßt, in den beiden letzten Friedensschlüssen zum Theil erlangt worden war, das ward zu Nimwegen nahezu vollendet. Auf der einen Seite ward die Franche-Comté, so oft schon genommen und wieder zurückgegeben, mit allem was zu ihr gehörte, dem Königreich einverleibt: ein unüberwindliches Bollwerk desselben, zumal so lange die Schweiz in der Abhängigkeit verblieb, in der sie damals gehalten wurde. Die Besetzung dieses Landes hatte einige Bewegung in der Schweiz veranlaßt; dem vollzogenen Ereigniß setzte sich Niemand entgegen. Denn da die Schweizer mit ihrem Schwerte die Siege der Franzosen erfechten halfen, — noch bei Montcassel haben sie das Beste gethan, — wie hätten sie die Wirkungen derselben nicht annehmen müssen. Die Schweiz ging im Gefolge von Frankreich daher; in der Mitte ihrer burgundischen und der oberrheinischen Vergrößerungen, die jetzt noch durch Freiburg anwuchsen, trug sie selber zu der gewaltigen Stellung dieser Macht wesentlich bei.[1]

Auf der nordöstlichen Seite ward der Besitz der flandrischen Küste durch die Erwerbung von St. Omer, Aire, und nunmehr durch Ypern, das der König behauptete, indem er Gent zurückgab, vollkommen gesichert. Cambray und Cambresis, Valenciennes Stadt und Landschaft, Condé und Bouchain, Bauvay und Maubeuge wurden eben so viel Bollwerke der Picardie und der Isle de France. Ungeheure Erwerbungen, durch welche, wenn wir so weit zurückgehen dürfen,

[1] Traité de paix d'entre les couronnes de France et d'Espagne conclu et signé à Nimègue 17. September Art. XI.

die alte Feindſeligkeit zwiſchen Auſtraſien und Neuſtrien, zwiſchen dem öſtlichen und dem weſtlichen fränkiſchen Reiche endlich zu dem Vortheil des Letzteren entſchieden wurden. Wenn man zweifeln ſollte, ob der König und Louvois auf ihrem militäriſchen Standpunkt Recht hatten, auf Condé und Valenciennes ſo großen Werth zu legen, ſo braucht man ſich nur zu erinnern, daß an einem Verſuch, dieſe Feſtungen wieder zu erobern, der Angriff der großen gegen die Revolution verbündeten Armee im Jahr 1793 geſcheitert iſt. Wie unendlich fern lag Ludwig XIV. eine Ahnung davon, für wen er arbeitete. Aber auch ſeine Stärke beruhte doch vor Allem darauf, daß er einen nationalen Zweck verfolgte.

Auch Lothringen ließ ſich der König nicht wieder entreißen; im Frieden ward ihm der Beſitz von Longwy und Nancy bewilligt. Wenn der Herzog von Lothringen dieſe Bedingungen nicht annahm, ſo bewirkte das nur, daß das ganze Land in den Händen Ludwigs blieb.

Da nun aber dieſe großen Erfolge abermals hauptſächlich durch die Bundesgenoſſenſchaft der Schweden gelungen waren, ſo lag dem König Ludwig daran, denſelben ſeiner Zuſage gemäß im Oſten des Reiches alle die Landſchaften wieder zu verſchaffen, die ihnen die brandenburgiſchen Waffen entriſſen hatten. Daß dieſe Länder zu Deutſchland gehörten, konnte ihn nicht kümmern: auch England dachte nicht daran; die hierauf zielende Forderung Ludwigs war faſt die erſte, welche Carl II. genehmigte; Holland ſetzte bei ſeinem Friedensſchluß wie manche andere ſo auch dieſe Rückſicht aus den Augen.

In dem Grade, in welchem die franzöſiſche Macht noch höher emporſtieg, ſank die Selbſtſtändigkeit und Bedeutung der deutſchen Mächte. Wäre es nicht rathſam geweſen, wenigſtens

jetzt, da nach den Siegen Brandenburgs von den Schweden nichts mehr gefürchtet zu werden brauchte, alle Kräfte zusammenzunehmen und einen dritten Krieg für die Herstellung der alten Macht und Größe auf allen Seiten zu wagen. Aber der Kaiser war seiner ungarischen Rebellen noch nicht Meister geworden; er fürchtete einen Anfall der Türken. Er berechnete, daß man dem König doch nicht mehr als 80,000 Mann werde entgegenzusetzen haben, während dieser mit 200,000 im Felde erscheinen könne. Und zuletzt: der größere Vortheil, den Brandenburg davon getragen hätte, war kein Vortheil für Oesterreich. Genug: der Kaiser zog die Annahme des Friedens wie er war, einem gefährlichen Kriege vor. Im Februar 1679 ist er geschlossen, im März von dem Reiche ratificirt worden.

Da mußte auch der Kurfürst von Brandenburg sich fügen. Die Couriere hielten auf dem Schloßhofe zu St. Germain, um die Nachricht von dem Abschluß, oder wenn dieser nicht zu Stande kam, den Befehl zur Wiederaufnahme der Feindseligkeiten an Crequy, der mit dem französischen Heere bereits in Westphalen stand, und der auf die Hülfe mancher benachbarten Fürsten zählen konnte, zu überbringen: als der brandenburgische Gesandte sich entschloß zu unterzeichnen (29. Mai 1679). Er hatte mit dem damaligen Minister Pomponne zu unterhandeln, der in zweifelhaften Fällen zu dem König ging und dessen Entscheidung einholte.

König Ludwig nahm an den Friedensunterhandlungen denselben eingreifenden Antheil, wie an dem Kriege. Er hatte sie persönlich begonnen; und führte sie auch persönlich zu Ende.

Drittes Capitel.

Zeit der Reunionen. 1679—1684.

Militärische Absicht.

Einsichtsvolle Zeitgenossen sahen in Ludwig XIV. weniger einen Eroberer, — und wer wollte ihn mit den großen Eroberern irgend einer Epoche vergleichen, — er erschien ihnen mehr in dem Lichte eines Befehlshabers einer Festung, der, um diese zu behaupten und furchtbar zu machen, seine Umgriffe nach allen Seiten über die Gränze derselben ausdehnt. So hat ihn einer der großen geistlichen Redner seiner Epoche gerühmt, daß er ganz Frankreich gleichsam zu einer einzigen Festung gemacht habe.

Ludwig XIV. meinte, ein von den ruhmvollsten seiner Altvordern, wie von Franz I. unternommenes Werk zu vollenden, und sie zu übertreffen, wenn er die durch den Frieden eben in dieser Absicht so namhaft erweiterten Gränzen an jeder wichtigen Stelle mit unangreiflichen Befestigungen schirme. Zur Seite stand ihm der Mann, der an dem Erfolg seiner Belagerungen, und dadurch an seinen Siegen — denn an die Behauptung und Eroberung fester Plätze knüpfte sich nun einmal der Krieg jener Zeiten, — den wesentlichsten Antheil gehabt hatte, Sebastian de Vauban. Vauban hatte einst in den Bürgerkriegen die Waffen gegen den König getragen, und war dann von Mazarin hervorgezogen worden, wie Turenne; auch ihn zeichnete Bescheidenheit und Wahrhaftigkeit aus: seine Dienste machten ihn dem König unschätzbar. Es mag zweifelhaft sein, ob die Kunst der Zerstörung ihm nicht noch mehr

verdankt, als die Kunst der Vertheidigung: doch erscheint er auch in der Befestigungskunst als der große Meister. Was einst Ludwig XIV. im Geiste sah, als er Dünkirchen zuerst besuchte, das führte ihm Vauban aus: er erweiterte den dortigen Hafen, der nur für leichte Corsarenfahrzeuge dienlich schien, zur Aufnahme großer Kriegsschiffe. Dem Kriegshafen von Toulon gab er die Gestalt, die ihm bis in die neueste Zeit geblieben ist. Und wie viele andere Landungsplätze und Häfen längs der beiden Gestade und auf den nahen Inseln wurden mit neuen Werken versehen. Fast die vornehmste Sorgfalt aber ward der Landgränze zugewandt. Vauban hat die Barriere der Pyrenäen durch die Citadelle von Bayonne und die Bollwerke von Perpignan vervollständigt: jenseit der Alpen Pignerol, auf dem rechten Rheinufer Freiburg in haltbaren Stand gesetzt: zur Sicherung der Communication zwischen Franche-Comté und dem Oberrhein ward das Fort von Hüningen, als ein Außenwerk für Lothringen Saarlouis angelegt. An der Sambre ward Maubeuge befestigt, um das im Frieden zurückgegebene Charleroi zu ersetzen. Alle durch den Frieden erworbenen Plätze wurden verstärkt und neue Anlagen hinzugefügt. Nach einiger Zeit erhob sich der König selbst, um sie zu besichtigen. Als das Meisterstück Vaubans wird Lille zu betrachten sein, wo ihm die Verbindung der Wasserwerke mit den Befestigungswerken auf das glücklichste gelang.

Dem König war das Alles noch nicht genug. Was er jetzt auf immer sein nannte, erreichte noch lange nicht den Umfang der Gränzen, der ihm und seinen Generalen vom militärischen Standpunkte zur Sicherheit seines Reiches erforderlich schien.

Bereits in den Nimwegischen Verhandlungen kommt der Gedanke vor, der viel später ausgeführt worden ist, Lothringen

gegen irgend eine entfernte Abtretung — man dachte damals an Sicilien — einzutauſchen. Da nun aber nicht allein eine ſolche Auskunft unmöglich, ſondern der rechtmäßige Beſitzer nicht einmal dahin zu bringen war, die Bedingungen anzunehmen, unter denen ihm das Land wiedergegeben werden ſollte, ſo daß hier kein gültiges ſtaatsrechtliches Verhältniß zu Stande kam, ſo ſchien es um ſo nöthiger, Lothringen vor möglichen Angriffen zu ſichern. Man kann denken, daß die Franzoſen hiefür Luxemburg ins Auge faßten, durch welches der Beſitz von Thionville und Longwy doppelten Werth bekommen hätte: in den Vorſchlägen zum Frieden iſt von der Abtretung dieſer großen Feſtung die Rede. Auch die Erwerbung einiger kleineren Plätze, wie Homburg, Bitſch, Kaiſerslautern, ward dem König von ſeinen Generalen empfohlen. Aber vor allem andern war das Augenmerk auf den Beſitz des Elſaß gerichtet, der in vollſter Ausdehnung, ſelbſt mit Einſchluß von Straßburg und von Kehl, als unentbehrlich für die Aufrechthaltung des ganzen jetzt gegründeten Syſtems betrachtet zu werden anfing. Der Grund iſt: wenn der König dieſe Provinz in Händen habe, ſeien Franche-Comté, Champagne und ein Theil der Bisthümer gedeckt: dann könne Lothringen ſich nicht losreißen, dann bleibe die Schweiz um ſo ſtärker an Frankreich gebunden, dadurch werde Deutſchland in Zaum gehalten. Selbſt daß, wenn dieß nicht der Fall ſei, der Krieg ſich dahin wenden müſſe, erſchien als ein Vortheil. Denn ſonſt würde ſich die geſammte deutſche Macht auf die obere Maas- und die obere Moſel ſtürzen, und doppelt gefährlich werden.[1] Genug, das gegenwärtige und künftige Machtverhältniß ſchien ſich daran

[1] Vgl. Mémoire de Mr. de Chamlay in Mémoires militaires relatifs à la Succession d'Espagne II, 780.

zu knüpfen, wer dieſer Landſchaften Meiſter ſei: die Franzoſen faßten die beſtimmte Abſicht, ſie ſich anzueignen.

Politiſcher Anſpruch.

Welches Recht aber hatten ſie, welche Mittel ſtanden ihnen zu Gebote, dieſelben nach geſchloſſenem Frieden zu erwerben?

Von langer Zeit her hatten ſie ſich Anſprüche, die das möglich machten, im Geheimen vorbehalten, und fühlten ſich jetzt ſtark genug, ſie durchzuführen. Sie gründeten dieſelben auf die Auslegung, die ſie dem weſtphäliſchen Frieden gaben. Widmen wir ihnen ein Wort parteiloſer Erörterung.

Wenn man die Artikel dieſes Friedens lieſt, welcher eine Grundlage des europäiſchen Rechts ſein ſollte und ſo lange geweſen iſt, ſo kann man ſich nicht genug wundern, wie dunkel und zweifelhaft diejenigen abgefaßt ſind, welche die Abtretungen betreffen, die das deutſche Reich an die franzöſiſche Krone machte. Die drei Bisthümer nicht allein, ſondern auch deren Diſtricte, ſollen danach Frankreich eben ſo angehören, wie bisher dem deutſchen Reich. Ob mit dem Wort Diſtrict bloß der weltliche Umfang oder auch die kirchliche Diöceſe gemeint ſei, in welches Verhältniß die von dem Bisthum abhängigen Lehensträger des Reichs geſtellt werden ſollten, darüber wird nichts beſtimmt. In Bezug auf das Elſaß war man etwas näher herausgegangen. Dem Artikel, durch welchen die Landgrafſchaft in Ober- und Niederelſaß, der Sundgau, und die Landvogtei über die elſaßiſchen Zehnſtädte an die franzöſiſche Krone aufgegeben werden, war ſpäter ein anderer hinzugefügt worden, welcher die Rechte der Landvogtei

auf die Befugniſſe, die das Haus Oeſterreich ausgeübt habe, einſchränkte, und die Reichsunmittelbaren der Fortdauer ihrer Unabhängigkeit verſicherte, aber dieſe Beſchränkung ſelbſt ward durch den Zuſatz, daß damit den früher übertragenen Rechten nichts entzogen ſein ſollte, wieder zweifelhaft gemacht. Man würde den Altvordern Unrecht thun, wenn man ſie der Nachläſſigkeit in der Faſſung dieſer Verträge beſchuldigen wollte. Die Urſache der Unbeſtimmtheiten liegt darin, daß ſie ſich darüber mit den Franzoſen nicht zu vereinigen vermochten. Ein auf den Wunſch der Reichsſtände formulirter Entwurf nahm die Lehensrechte der Bisthümer von ihrer Abtretung aus; der franzöſiſche Entwurf ſchloß ſie ausdrücklich ein; da darüber kein Vergleich zu treffen war, ſo blieb die Angelegenheit unerwähnt. Ausdrücklich ward in Erinnerung gebracht, wie viel ſtärker die Lehensabhängigkeit in Frankreich ſei als in Deutſchland; eine nähere Beſtimmung war aber bei den Franzoſen nicht zu erreichen. Die Reichsſtände verſäumten nicht, ihren Sinn durch eine Declaration zu erläutern; der franzöſiſche Geſandte Servien verweigerte ihre Annahme. Deſſen bewußte Abſicht war es vielmehr, gerade damit Anſprüche für eine fernliegende Zukunft anzubahnen; er hat einmal in Bezug auf die zehn Städte unumwunden geſagt, in dem Frieden ſei ſo viel Recht auf dieſelben enthalten, daß man es, wenn ſich eine günſtige Gelegenheit zeige, mit dem Schwert geltend machen könne.[1] Die Reichsſtände richteten eine Erklärung über das Verſtändniß

[1] Il me dit, que nous aurions toujours assez de droit sur les dites villes pour les faire valoir avec l'épée, lorsque quelque occasion favorable s'en presenteroit. Raisonnement de Mr. Gravel sur l'attend d'Alsace bei Pfeffinger Vitriarius illustratus II, 1082.

des Vertrags an den französischen Hof selbst; dieser fand es angemessen, das Schreiben unbeantwortet zu lassen.[1]

So umfassend und empfindlich die Verluste waren, welche das Reich durch den Frieden von Münster erlitt, so lag doch noch fast ein größerer Nachtheil in den Verwickelungen, in die es dadurch mit Frankreich gerieth. Einen von größerem Unheil schwangeren hat es nie geschlossen. Eben aus diesen Verhältnissen sind anderthalb Jahrhunderte später die Irrungen hervorgegangen, welche den Krieg mit dem in der Revolution begriffenen Frankreich hervorgerufen, und dadurch den Umsturz des Reiches selbst veranlaßt haben. Aber auch schon die Feindseligkeiten zwischen dem Frankreich und dem Deutschland des siebzehnten Jahrhunderts nährten sich an ihnen.

Der französische Hof sah in den Festsetzungen, wie er sie auslegte, gleichsam einen Markstein der Gränzen und Rechte, die er sich verschaffen wollte.[2] So lange die Unruhen der Fronde, die damaligen Kriege mit Spanien dauerten, vermied er es, die vermeinten Ansprüche ernstlich in Anregung zu bringen; das hätte damals leicht eine Entscheidung der Frage im deutschen Sinne herbeiführen können. Dazu kam, daß der westphälische Friede erst durch den pyrenäischen, in welchem der König von Spanien seine Rechte auf diese Landschaften ebenfalls abtrat, zu vollkommener Wirksamkeit gelangte; erst alsdann zahlte Ludwig XIV. die der Linie von Insbruck

[1] Französische Deduction im Archiv zu Berlin: Le roy qui vouloit conserver les avantages que ce traité luy donnoit, ne leur fit aucune reponse.

[2] Z. B. bei dem Executionsreceß in Nürnberg 1650. Extractus Protocolli bei Pachner II, 221 zeigt, daß sie dieß dann später mit den Unruhen entschuldigen.

bestimmte Entschädigungssumme. Auch dann war es noch nicht die allgemeine Ansicht, in dieser Sache vorzuschreiten. Die in den deutschen Angelegenheiten erfahrensten Staatsmänner warnten den König vor jeder Neuerung. Denn er würde dadurch die Stellung, die er als Verfechter der reichsständischen Rechte gegen das Haus Oesterreich einnehme, gefährden, das Vertrauen seiner Freunde verscherzen: sie riethen ihm, auch nicht einen Gedanken daran durchblicken zu lassen. Aber Ludwig XIV. fühlte sich so mächtig, daß er sich durch Rücksichten dieser Art nicht mehr binden ließ. Als La Meilleraye, Duc de Mazarin — derselbe, den der Cardinal zum Fortsetzen seines Stammes und Hauses erwählt hatte — die Landvogtei übernahm, forderte er die zehn Städte auf, die Hoheit von Frankreich in Bezug auf Rechtspflege, militärische und kirchliche Dinge anzuerkennen: und suchte sie, als sie sich weigerten, mit mannichfaltigen Gewaltthätigkeiten heim. Kaiser und Reich nahmen sich ihrer an; auf ihre Vorstellungen antwortete der König bereits in ziemlich gereiztem Tone,[1] doch gab er noch nach, — denn damals wollte er mit dem Reich nicht brechen, — daß ein Schiedsgericht, zu dem er selbst einige Mitglieder namhaft machte, niedergesetzt wurde. Besonders die Forderung der französischen Krone, daß ihr die Städte den Eid der Treue schuldig seien, ward von dem Fürsten einer Prüfung unterworfen, und auf eine, den Punkt, auf den es ankam, fein und glücklich treffende Weise abgelehnt.[2] Der König aber

[1] Antwortschreiben der königlichen Majestät von Frankreich 1665, 18. September bei Pachner I, 173. »Nous avons été un peu surpris« etc.

[2] Nach der von dem König vorgeschriebenen Formel sollte der Schwur lauten: »nos fideles et obedientes futuros, in omnibus iis ad quae

blieb dabei, daß ihm ein einfacher Eid der Treue und des Gehorsams geleistet werden müsse. Noch wurde hierüber Rede und Gegenrede gewechselt, — über andere Beschwerden war aber noch nicht einmal ein umfassender Vorschlag gemacht, — als der Krieg ausbrach, der die Entscheidung wieder auf die Spitze des Schwertes stellte.

Von deutscher Seite hat man während desselben einmal beabsichtigt, die dem König gemachten Abtretungen für verfallen zu erklären: der König ergriff, wie wir sehen, den günstigen Augenblick, die zehn Städte im Elsaß völlig zu unterwerfen. Ihre Mauern, die zu ihrer Unterwerfung niedergerissen waren, ließ er, nachdem diese erfolgt war, wieder aufrichten, um sie gegen jeden Angriff von Deutschland her zu behaupten. Wer sollte nicht erwarten, daß nun diese große Differenz einen der vornehmsten Gegenstände der Friedensverhandlungen von Nimwegen ausmachen würde? Ludwig XIV. vermied dieß sorgfältig. Er hielt nicht für nöthig, sein Recht aufs neue feststellen zu lassen; er erklärte es für unzweifelhaft, da es ihm durch den Wortlaut des münsterschen Friedens hinreichend gesichert sei. Die kaiserlichen Gesandten haben einmal den Antrag gemacht, für die Rückgabe von Freiburg einige elsaßische Städte, etwa Schlettstadt oder Colmar,

ex causa praefecturae per instrumentum pacis cum omni supremo dominii jure suae Majestati cessae tenemur;« nach der von dem Schiedsgericht aufgestellten Formel dagegen „dasjenige wozu dieselbe wegen der in Kraft des Münsterschen Friedensschlusses von kais. Majestät mit dem römischen Reich, und Erzhaus Oesterreich cum omni supremo dominii iure abgetretene Landvogtei Hagenau gehalten ist, getreulich und gehorsamlich zu leisten und dawider nichts zu thun.“ Treu und gehorsam zu sein, oder die zwischen dem Reich und Frankreich bestimmten Dinge treulich auszuführen, darin lag der Unterschied.

abzutreten: die Franzoſen antworteten, das ſei eben, als wenn man ihnen eine Stadt in der Mitte von Frankreich anbieten wollte. Die Kaiſerlichen brachten dann die Erneuerung des Schiedsgerichts in Antrag; die Franzoſen erklärten daran nicht mehr gebunden zu ſein. Auch um dieſer Sache willen verlangte Brandenburg die Wiederaufnahme des Krieges: aber der Kaiſer fühlte ſich nicht in der Lage, es deßhalb auf einen neuen Bruch ankommen zu laſſen. Er ſuchte ſich durch eine Proteſtation zu helfen, welche von dem Reiche nicht allein gebilligt, ſondern durch die Aufforderung, die Reichsfreiheit der Gefährdeten zu ſchützen, verſtärkt wurde. Aber die Franzoſen erklärten dieß für Acte der innern deutſchen Politik, um welche ſich ein Dritter nicht zu bekümmern brauche: ſie hielten ſich an den Frieden und deſſen Ratification durch den Kaiſer, in welcher der Rechte der bedrohten Reichsſtände nicht weiter gedacht wurde. Bei den Verhandlungen über die Herſtellung der Ruhe wies der franzöſiſche Geſandte die von den Kaiſerlichen aufgeſtellte Liſte der von beiden Seiten zu räumenden Orte zurück, weil darin auch einige elſaßiſche Städte und einige Lehen des Bisthums Metz begriffen waren, die ſie bereits als durch den münſterſchen Frieden erworben anſahen.

Wenn die Franzoſen die Behauptung aufgeſtellt haben, daß bei dieſen Erörterungen durch die Nachgiebigkeit des Reiches ihre Anſprüche anerkannt worden ſeien, ſo ſieht man wohl, wie viel daran fehlt; Kaiſer und Reich waren in unaufhörlichem Widerſpruch dagegen begriffen. Es kann nur als eine Folge der ſchlechten Verfaſſung ihrer Angelegenheiten betrachtet werden, daß ſie den Frieden unter ſolchen Umſtänden eingingen. Aber darüber konnte ſich auch Niemand täuſchen, daß der König ſeine vermeinten Rechte nicht ſowohl trotz

deſſelben, als nunmehr ſich auf ihn gründend, ausführen würde.

Ludwig XIV. glaubte eine neue politiſche Grundlage für ſeine militäriſchen Entwürfe gewonnen zu haben; eben das war ſein Ehrgeiz, alle ſeine Anſprüche, ſo zweifelhaft ſie auch ſein mochten, jedem Andern zum Trotz zur Geltung zu bringen. Indem die Welt der Herſtellung der allgemeinen Ruhe ſich zu freuen erwartete, ſchritt er, dieſelbe durchbrechend, zu den Unternehmungen, die er ſich vorgenommen hatte, fort, ohne alle Rückſicht auf die Rechte der Andern. Er wendete vielmehr eine lediglich der franzöſiſchen Ordnung der Dinge entſprechende Form auf dieſe an. Sein Verfahren war folgendes.

Reunionskammern.

Die Biſchöfe von Metz, Toul und Verdun, ohnehin Geſchöpfe von Ludwigs Hand, wurden aufgefordert, die zu ihren Bisthümern gehörigen Beſitzungen und Rechte, wie einſt von dem Kaiſer, ſo jetzt von dem König zu Lehen zu nehmen. Sie antworteten, davon ſei ſo viel abgekommen und ihnen entriſſen, daß ſie es nicht einmal anzugeben vermöchten: ſie baten um einen Gerichtshof, vor welchem die im Laufe der Zeit geſchehenen Uſurpationen unterſucht werden könnten. Hierauf ward in dem Parlament zu Metz eine beſondere Abtheilung zu dieſem Zweck gebildet;[1] die Biſchöfe legten ein langes Verzeichniß von Inhabern ſolcher Güter, die ihren Kirchen entriſſen, und von Vaſallen, die ihrer Lehenspflicht nicht eingedenk ſeien, vor. Gleich als ſei ein franzöſiſches Parlament ein allgemein

[1] Im Oktober 1679: eröffnet 11. December. Michel Histoire du Parlement de Metz 210.

europäiſcher Gerichtshof, wurden nun die erſteren von Seiten des Gerichts zur Verantwortung vorgeladen, die zweiten aber, welches auch übrigens ihre Stellung ſein mochte, aufgefordert, keinen andern Souverän anzuerkennen, als den König, noch einen andern Gerichtshof, als das Parlament zu Metz. Auf den Grund, daß die Rechte des Reiches in den Bisthümern ſämmtlich an ihn übergegangen ſeien, ſtellte ſich Ludwig als Oberlehensherr aller derer auf, welche ihm als Vaſallen der Bisthümer bezeichnet wurden. Was ihm dieß bedeutete, ſieht man daraus, daß er unter andern Romeny in Anſpruch nahm, worauf die Reichsſtandſchaft der Herzoge von Lothringen beruhte. Aber auch noch andere Reichsfürſten von uraltem Anſehen, den Pfalzgrafen von Veldenz und Lützelſtein, den Herzog Friedrich Ludwig von Zweibrücken, — die Grafen von Salm und von Saarbrück — meinte er als Unterthanen der franzöſiſchen Krone betrachten zu können, und forderte ſie auf, ihm zu huldigen.

Folgerechter Weiſe ward auch Georg von Würtemberg, Graf von Montbelliard, welches zu der Franche-Comté gehört, als Vaſall von Frankreich in Anſpruch genommen.

Was ſchon an ſich eine Vergewaltigung war, ward durch die Verſchiedenheit der ſtaatsrechtlichen Begriffe in beiden Ländern vollends unerträglich. Das Wort Souveränität, das in Deutſchland nur eine Unabhängigkeit von der Reichsgewalt und den Reichsgerichten bezeichnete, ſollte förmliche Oberherrlichkeit in einer Ausdehnung und einem Umfang, von der dort Niemand einen Begriff hatte, bedeuten. Das Provinzialgericht in Breiſach, vor Kurzem zu einem oberſten inappellablen Gerichtshof nach der Weiſe der franzöſiſchen Parlamente erhoben, machte es recht zu ſeinem Geſchäfte, denſelben auszubilden.

Wohl waren in dem Münsterschen Frieden die Reichsunmittelbaren auf völlig unzweideutige Weise von der Uebertragung der obersten Autorität ausgenommen worden, aber wer war reichsunmittelbar? Die Intendantur des Elsaß stieß in den dortigen Archiven auf Nachrichten von einer Zusammenkunft in Schlettstadt, bei der sich eine große Anzahl geistlicher und weltlicher Unmittelbaren um den Erzherzog Leopold gesammelt hatten: der Gerichtshof schloß daraus, daß diese alle von dem Erzherzog abhängig gewesen und nun eben so von Frankreich abhängig geworden seien. Auf diesen Grund hin wurden die im Elsaß angesessenen Reichsunmittelbaren, Fürsten, Aemter, Stände, Ritterschaft für Vasallen des Königs erklärt. Aller Orten wurde das französische Wappen angeschlagen, der Eid der Treue, nach französischem Gebrauch, von den Unterthanen wie von den Herren gefordert. Vor der drohenden Nähe einer schonungslosen Gewalt beugten sich die meisten. Der Bischof von Straßburg, die Grafen von Hanau, die Herren von Fleckenstein erschienen nun in dem Verzeichniß der französischen Vasallen; die elsassische Ritterschaft schickte in den ersten Monaten des Jahres 1681 eine Deputation nach Paris, der der König die Erhaltung der unter Kaiser und Reich hergebrachten Privilegien und gewisse Ehrenrechte zusicherte.[1]

Die Entfernteren, namentlich die mächtigen Reichsglieder, welche von diesen Maßregeln betroffen wurden, widerstrebten, aber ihre Beamten wurden verjagt, ihre Archive verschlossen,

[1] Resident Beck 8. März: „Freiherr von Wangen (Haupt der Deputation) soll den ersten Sitz nach dem Präsidenten de la chambre souveraine d'Alsace en qualité de chevalier d'honneur haben, alle Monat von wegen der Ritterschaft daselbst erscheinen und deren Interessen sich angelegen sein lassen."

ihre Renten vorenthalten; wendeten sie sich an den französischen Hof, so wurden sie an die Gerichtshöfe von Metz oder von Breisach gewiesen: die Minister versagten jede Rücksprache und Unterhandlung, denn in dem, wozu er kundbar berechtigt sei, könne nun der König sich einmal die Hand nicht binden; sie verweigerten selbst schriftlichen Bescheid. Am härtesten scheint der Erzbischof von Trier — damals ein Orsbek — wie in der Ausübung seiner geistlichen Rechte, so in seinem weltlichen Besitz und seinen Lehensherrlichkeiten bedrängt worden zu sein.[1] Ludwig XIV. hat drei Ortschaften an der Maas in Anspruch genommen, weil König Pipin, der sie dem Stift geschenkt hatte, sich dabei königliche Macht und Schutz darüber vorbehalten habe. Oberstein, das dem Erzbisthum seit einem halben Jahrtausend angehörte, ward jetzt von französischen Truppen besetzt; eben so Homburg und Bitsch. Gegen das kurpfälzische Schloß Falkenburg wurde schweres Geschütz in Anwendung gebracht, um es zu unterwerfen.

Kaiser und Reich verfehlten nicht, sich der Bedrängten anzunehmen, auch erklärte sich der König bereit, auf eine Conferenz einzugehen, und so bald diese begonnen sei, von allen weiteren Besitzergreifungen abzulassen: aber in demselben Augenblick schritt er noch erst zu der unerwartetsten, bedeutendsten von allen, und zwar mit der unbefangensten Miene von der Welt.

[1] Vgl. Relatio Legati Trevirensis 1680 1. Juli bei Hontheim Historia Trevirensis 797. Man sagte ihm: „der münsterische Tractat thue keine Meldung super modo exercendi jurisdictionem metropoliticam, sondern reservire allein ipsam jurisdictionem metropoliticam, dahero diese nicht weniger als die dioecesana nach Gebrauch des Königreiches exercirt werden müßte."

Straßburg. Caſale.

Gegen Ende September war ein Aufenthalt des Hofes in Chambord angeſagt, und Graf St. Aignan bereits dahin abgegangen, um einiges für die Vergnügungen, Comödie und Muſik vorzubereiten, als der König plötzlich zu erkennen gab, er werde ſich nicht nach Chambord, ſondern nach Metz und in das Elſaß begeben. Wenn gefragt ward, in welcher Abſicht, ſo machte man ſelbſt dem kaiſerlichen Geſandten kein Hehl daraus. Der König wolle, ſagte man ihm, die ihm im weſtphäliſchen Frieden abgetretenen Rechte vollends zur Ausführung bringen: er wolle die Huldigung der Stadt Straßburg einnehmen.[1]

Die Huldigung einer freien Stadt, die ſeit unvordenklicher Zeit ihre Freiheit unter dem Schutze des deutſchen Reichs genoſſen hatte!

Auch das war aber ſchon vorbereitet. Indem das Elſaß ſich unterwarf, hat man auch der Stadt Straßburg ſchon gegen Ende des Jahrs 1680 angemuthet, ſich von dem Reich freiwillig zu trennen und fortan im Beſitz ihrer alten Freiheit unter der Protection von Frankreich zu leben. Da ſie darauf nicht einging, ſo beſchloß man, ſie mit Gewalt zu unterwerfen.

Sich zu vertheidigen, war Straßburg damals nicht fähig. Die kaiſerliche Beſatzung, die es zuletzt aufgenommen, war auf Andringen des franzöſiſchen Hofes abgezogen: der größte Theil

[1] So berichtet Ezechiel von Spanheim dem Kurfürſten von Brandenburg 27. Dec. 1680. Man habe dem Geſandten von Straßburg zu erkennen gegeben: que l'on attend, que la dite ville se detache d'elle même de la dependance qu'elle a avec l'empire pour vivre d'ailleurs libre et avec ses privilèges sous la protection de France.

der ſtädtiſchen und ſchweizeriſchen entlaſſen; man zählte etwa 400 Kriegsleute von Gewerbe im Dienſte der Stadt, von den vierzehn Baſtionen der Befeſtigungen hätte kaum eine gehörig beſetzt werden können. Wohl war die Bürgerſchaft kaiſerlich und von ganzem Herzen deutſch geſinnt, aber auch eine franzöſiſche Partei gab es, deren Mittelpunkt die Domherrn bildeten; der Rath der Stadt ſelbſt nahm eine zweifelhafte Haltung an. Man hat geſagt, einige Mitglieder deſſelben ſeien mit Geld beſtochen worden. Bewieſen iſt es nicht, und kaum ſollte man glauben, daß Magiſtrate einer alten freien Stadt ſich ſo tief hätten wegwerfen können. Wenn aber Kaiſer und Reich den Muth des Widerſtandes nicht beſaßen, woher ſollten ſie ihn nehmen? Von der deutſchen Seite hülflos gelaſſen, auf eine Rettung ihrer Stadt vor dem von Frankreich angedrohten Verderben und zugleich auf eine Sicherſtellung ihrer Perſon Bedacht nehmend, mögen einige Rathsherren ſich zu Schritten haben hinreißen laſſen, bei denen ſie ihre Pflicht gegen das gemeinſame Vaterland aus den Augen verloren. Noch immer ſind ihre Verhandlungen mit dem franzöſiſchen Hofe in Dunkel begraben.[1] Sehr unterrichtete, dieſem Hofe naheſtehende Männer hielten ſich überzeugt, und es iſt in der That wahrſcheinlich, daß ſie ſchon im Voraus eine Capitulation, durch welche die Freiheiten und Rechte ihrer Stadt geſichert werden ſollten, mit Louvois verabredet hatten.[2] Genug, mit ſo gut wie

[1] Bei van Huffel und bei Coſte (Reunion de Strasbourg à la France 1841) findet man vieles Merkwürdige, doch nicht eigentlich das was man zu wiſſen begehrt.

[2] Spanheim 3. October, noch ehe er von der erfolgten Uebergabe wußte: on sceut que Mr. de Louvois avoit porté avec luy la capitulation quil devoit faire insinuer à la ville Strasbourg; qu'il y avoit des articles entre autres touchants la religion et par ou la cathédrale

vollkommener Gewißheit des Gelingens ward die Unterwerfung von Straßburg unternommen. Doch wurden schon deßhalb, um nicht eine Gegenwirkung von Deutschland her zu veranlassen, die Vorbereitungen dazu im tiefsten Geheimniß getroffen. Früh am Morgen des 28. September — es war eines Sonntags — nahmen zuerst ein paar tausend französische Dragoner die Rheinschanze in Besitz: dann erschienen eine Anzahl Regimenter und besetzten rings umher die Zugänge der Stadt. Sie hatten in der Stille um Freiburg und Breisach her gelagert und wurden plötzlich herangezogen. Des andern Tages traf Louvois in dem Hauptquartier zu Illkirch ein. Auf den Grund des Ausspruches der Kammer zu Breisach, welcher das Recht der Souveränität über das Elsaß dem König zuerkannt habe, forderte er die Stadt auf, sich demselben ebenfalls zu unterwerfen: jede Unterhandlung darüber wies er von der Hand; würde die Stadt sich der königlichen Gnade würdig machen, so sei er ermächtigt, ihr die Erhaltung ihrer Privilegien zuzusichern; sollte sie widerstehen, so sei er stark genug, sie der Verwüstung preis zu geben, und werde die Bürger als Rebellen gegen ihren rechtmäßigen Herrn behandeln.[1] Nur der entschlossenste Heldenmuth hätte eine Vertheidigung wagen können: einem eben in Belagerungen geübten Feinde gegenüber, wie dieser war — auch Vauban

seroit cedée aux Catholiques, — qu'il y avoit même lieu de croire, qu'on auroit bon marché du magistrat. Die Capitulation ist von so umfassendem und treffendem Inhalt, daß sie in Paris nicht ohne straßburgische Hülfe verfaßt, noch auch von Louvois ohne Rücksprache mit dem König bewilligt werden konnte.

[1] Vgl. Auszug aus der handschriftlichen Chronik von Wencker, die wohl an das Licht gezogen zu werden verdiente, bei Strobel: Vaterländische Geschichte V, 130.

war bereits in die Nähe gekommen — hatte ein ſolcher Verſuch keinerlei Ausſicht auf Erfolg; das Zeitalter, wo ſtreitbare Bürgerſchaften auf eigene Kraft ſich mit mächtigen Fürſten meſſen konnten, und damit die Epoche der ſtädtiſchen Freiheit, war längſt vorbei. Der Magiſtrat hat keinen Augenblick an Widerſtand gedacht. Abſichtlich ließ er die Kanonen auf den Wällen ohne Munition, damit nicht der Unbedacht der Bürger einen Conflict veranlaſſen möge; mit einer Art von Bedauern über die demokratiſche Verfaſſung, die das nothwendig mache, bat er Louvois um ein paar Stunden länger Bedenkzeit, auf ſo lange, bis die Bürgerſchaft zu derſelben Geſinnung gebracht ſei, welche er ſelber hegte.[1] Die Schöffen der Zünfte wurden zuſammenberufen; als dieſe überzeugt waren, daß der Widerſtand ins Verderben führen müßte, ward ihre Meinung den Bürgern, die auf den Wällen und unter den Waffen ſtanden, kundgethan. Tauſendmal lieber hätten ſie ſich zur Wehre geſetzt, ſie verwünſchten den Rath, aber ſie unterwarfen ſich der Nothwendigkeit. Die Capitulation, die man nun von beiden Seiten unterſchrieb, ſicherte der Stadt ihre Verfaſſungen, Rechte, Beſitzthümer, und die Ausübung ihrer Religion; nur den Münſter hatte ſie dem Biſchof, und das Zeughaus dem König zu überliefern; Privatgerechtſame konnte ſie retten, die politiſche und religiöſe Autonomie, welche ſie beim deutſchen Reich von jeher behauptet hatte, war auf immer verloren. Die franzöſiſche Regierung, wo Alles der großen Einheit unterthan war, konnte eine ſolche ihrer Natur nach nicht geſtatten.

Vierzehn Tage darauf hielt der König einen prächtigen

[1] Friſchmann: a Mr. de Louvois 29. Sept. ſpricht von »menaces de vouloir assommer le senat.« (Coste 107.)

Einzug in Straßburg. Sein erſter Beſuch galt dem Platz, auf welchem Vauban die neuzuerrichtende Citadelle bereits abgeſteckt hatte. Die vorhandenen Fortificationen wurden beſichtigt, der Entwurf zu denen gemacht, welche, um den Rhein zu ſichern, hinzugefügt werden ſollten. Ludwig XIV. verſchaffte es nun auch unter den Deutſchen eine gewiſſe perſönliche Bewunderung, daß er überall ſelbſt zur Stelle war und die Anordnungen traf, zu deren Ausführung des andern Tags geſchritten ward. Die aus der Umgegend aufgebotenen Landleute ſah man auch Sonntags an den Schanzen arbeiten. Fünftauſend Mann lagerten in der Nähe, und hielten Wache an der gewonnenen großen Gränzfeſte.

Die Abſicht auf Straßburg zu verſtecken, hatte ein anderes Unternehmen gedient, das den Kaiſer ebenfalls berührte, und an demſelben Tage — am 30. September — eben ſo glücklich ausgeführt wurde.

Ludwig XIV., der es gleichſam für ſeine Pflicht hielt, alles herbeizubringen, was in den Unruhen der Fronde zweifelhaft geworden oder verloren gegangen war, hatte ſchon längſt darauf geſonnen, Caſale wieder einzunehmen, von wo die franzöſiſche Beſatzung durch Carl III. von Mantua, welcher ſich an den Kaiſer anſchloß, entfernt worden war; mit deſſen Sohn und Nachfolger, Carl IV., der zu der alten Sympathie ſeines Hauſes von Frankreich zurückkehrte, ſchloß er bereits 1678 einen Vertrag darüber. Es iſt nicht ganz deutlich, ob dieſer Vertrag nicht mehr das Werk des herzoglichen Miniſters Matthioli als des Herzogs ſelbſt war; die Franzoſen hielten für rathſam, Matthioli in ihre Gewalt zu bringen: er iſt in Pinerolo verſchwunden;[1] aber ihren Vertrag gaben ſie

[1] Foscarini Historia Veneta 119. Condotto in Pinerolo restò

darum nicht auf: durch einen geschickten Gesandten, der sich den Neigungen des Herzogs anbequemte, wußten sie auch diesen wieder dafür zu gewinnen. Durchreisende Fremde können nicht genug davon sagen, in welch elendem Zustand die herzogliche Besatzung in Casale gelassen ward: sie bestand aus nicht mehr als 600 Mann, meistens jungen Menschen ohne Uebung und Disciplin. Dagegen sah man in Pinerolo alles zu einer kriegerischen Unternehmung rüsten; Kriegsbedarf und Geld ward vor aller Augen über die Alpen gebracht. Endlich setzte sich Marschall Boufflers zu der Besitzergreifung in Bewegung. Der Herzog, der nur die Citadelle hatte einräumen wollen, nahm es doch hin, daß die Franzosen auch die Stadt besetzten, da ohne diese die Citadelle nicht haltbar sei.

Daß Casale in seinen Händen sei, hörte der König auf dem Weg nach Straßburg. Indem die große Position, welche Richelieu jenseit der Alpen zur Herrschaft über Italien genommen, wieder erworben wurde, ging er daran, sich einer andern, auf welche dieser nur aus der Ferne die Augen gerichtet hatte, zu bemeistern. [1]

Und schon näherten sich seine Truppen dem dritten großen Gränzplatz, den er gewinnen wollte.

Die Reunionskammern hatten ihren Anspruch auch über das Gebiet der Niederlande erstreckt. Unter anderem forderten sie als zu dem Bisthum von Verdun gehörig Vireton und die

sepolto in una prigione se n'è d'esso perduto la memoria. Da die eiserne Maske in den Registern der Bastille unter dem Namen Marchioli erscheint, so haben es Manche wahrscheinlich gefunden, daß Matthioli, dessen ganzes Wesen zweifelhafter Natur ist, eben dieser Gefangene gewesen sei.

[1] Catinat an Louvois 21. Dec. 1681 »comme un acte de prudence, sans avoir l'intention — d'agir avec autorité à l'égard de ce prince« (Oeuvres de Louis XIV. IV, 237.)

Grafſchaft Chini zurück, die im vierzehnten Jahrhundert mit Luxemburg vereinigt worden war, und wie man ſagte, bis an die Feſtungswerke dieſes Platzes reichte. Hierauf wurden im Namen des Königs auch dieſe Landſchaften in Beſitz genommen; nicht einmal mehr der Durchgang durch dieſelben ſollte den ſpaniſchen Truppen und Zufuhren geſtattet ſein, wofern dem König nicht auch in Bezug auf andre ſeiner Anſprüche ſein Recht widerfahre. Welche aber konnten dieß ſein? Es erweckt ein peinliches Gefühl, zur Rechtfertigung einer beabſichtigten Gewaltthat nach Rechtsgrundſätzen ſuchen zu ſehen, welche alles Recht aufheben. Der franzöſiſche Commiſſär ſtellte die Behauptung auf, daß ein Friedensſchluß die auf das Recht des Krieges und der Eroberung fußenden Anſprüche nicht aufhebe, wofern auf dieſelben nicht ausdrücklich Verzicht geleiſtet worden ſei.[1] Auf dieſen Grund hin nahm er Aloſt in Anſpruch, das während des Krieges in die Hände der Franzoſen gefallen war, eine ausgebreitete Landſchaft, deren Einkünfte auf mehr als anderthalb Millionen Livres berechnet wurden. Doch meinte der König nicht etwa Aloſt zu behalten: er forderte es nur darum, um es als Entſchädigung für Luxemburg anzubieten, auf welches eigentlich ſeine Abſicht gerichtet war. Schon war die Beſetzung der umliegenden Landſchaften in eine Blockade dieſes Platzes verwandelt; die Franzoſen erklärten, daß ihnen der Beſitz deſſelben unentbehrlich ſei, um nicht immer für Thionville oder für Longwy fürchten zu müſſen: wäre es auch nur um ihn zu ſchleifen.

[1] Der franzöſiſche Commiſſär Favier ſagt: que la paix n'annulle pas le droit de conquête, si ce n'est pour les places, dont les traités ordonnent la restitution en termes précis. Levae Negociations de la trève de vingt ans, 63.

Wer aber ſichert alsdann, ſagte der ſpaniſche Abgeordnete, uns ſelbſt vor Thionville und vor Longwy? Wie es ja einleuchtet, daß alle dieſe Feſtungen, welche Frankreich ſichern ſollten, die Nachbarlande in demſelben Grade bedrohten.

Auf dieſe Weiſe ward von dem König von Frankreich eine Beſitznehmung entweder vollzogen oder ihrer Vollziehung nahe gebracht, von einem Umfang wie ſie kein Krieg ihm hätte verſchaffen können:[1] ohne koſtbare Rüſtungen, ohne Subſidien, wie ſie der Krieg erfordert, ohne eigentliche Gefahr.

Das Unternehmen trug ungefähr denſelben Charakter wie der erſte Einfall in den ſpaniſchen Niederlanden, und die Invaſion von Holland: den der plötzlich hervorbrechenden Gewaltſamkeit auf den Grund einſeitiger Anſprüche oder Beſchwerden. Den Spaniern waren die Generalſtaaten zu Hülfe gekommen; dieſen Kaiſer und Reich; der endliche Erfolg war aber beidemal das Verderben eben Derer geweſen, welche die Andern hatten retten wollen. Wer ſollte es jetzt wagen, trotz dieſer Erfahrung ſich dem Allgewaltigen entgegenzuſetzen?

Gährungen in Deutſchland; türkiſche Gefahr.

Wohl fehlte es nicht an Regungen dafür.

Eine ſonderbare Verwickelung lag darin, daß Schweden, das noch in alle europäiſche Angelegenheiten eingriff, von den Reunionen unmittelbar berührt wurde. König Carl XI. von

[1] Foscarini (Relatione 1684) ſchreibt der franzöſiſchen Regierung die Meinung zu, di potere risparmiare le somme considerabili, con le quali solevan comprare l'amicitia et la neutralita de' principi, supposto che la paura del suo risentimento farebbe horamai l'istesso ufficio che l'avaritia.

Schweden, der aus dem Hause Pfalz-Kleeburg stammt, gelangte eben damals (1681) durch Erbrecht zu dem Besitz von Zweibrücken, das von der Reunionskammer von Metz als französisches Lehen betrachtet ward. Ludwig XIV. ließ ihm sagen: er schmeichle sich, sein alter Verbündeter werde die Anerkennung der Lehenshoheit von Frankreich dem Verhältniß zum Kaiser vorziehen.[1] Welch ein Unterschied aber: deutscher Reichsfürst und Lehensmann von Frankreich, wo alle Autonomie der Großen gebrochen war. Und ohnehin war Carl XI. nicht mehr französisch gesinnt. Er war auch seinerseits über den Frieden von Nimwegen mißvergnügt, in dem ihm doch einige Verluste zugemuthet worden waren: sein vornehmster Minister, Benedikt Oxenstierna, ging von dem Grundsatz aus, daß Schweden, wenn es werden wolle, was es sein könne, nicht mehr im Gefolge der französischen Politik einhergehen dürfe. Die zweibrückischen Lehen wurden in Wien nachgesucht; um statt der französischen eine andre Allianz zu haben, wandte sich Oxenstierna an Holland.[2]

Auch dahin hatten die Reunionen zurückgewirkt. Von der Einziehung der Grafschaft Chini war der Prinz von Oranien als Besitzer der Herrschaften Vianden und St. Vith, die zu dieser Grafschaft gehörten, persönlich berührt; er war selbst vor die Kammer von Metz citirt worden. Aber sein Entschluß

[1] Vgl. die Autobiographie von Oxenstierna in Schlözers Schwedischer Biographie, Theil I, S. 500.

[2] Que d'ailleurs cette acquisition estant d'une nature quelle portoit avec soy l'obligation a reconnoistre une autre souveraineté, qui estoit l'Empereur ou la France, Sa Majesté se flattoit assez du Roy de la Suède, pour croire qu'en tel cas il prefereroit de reconnoistre celle d'un Roy ami et allié de longue main. (Spanheim an den Kurfürsten von Brandenburg 1681, 8./18. Juli.)

ſtand feſt, niemals ein Vaſall Ludwigs XIV. zu ſein, als deſſen principieller Gegner er in der Welt erſchien. Unter ſeinem Einfluß wurde zwiſchen Holland und Schweden eine Aſſociation zur Aufrechterhaltung des weſtphäliſchen und nimwegenſchen Friedens geſchloſſen, nach welcher jeder Betheiligte, der die Bedingungen deſſelben überſchreite, ſich einem Schiedsgericht unterwerfen ſollte. Eine Feſtſetzung wie dieſe hätte ohne Zweifel bei dem Friedensſchluß ſelbſt getroffen werden müſſen. Obwohl ſie jetzt zu ſpät kam und in den friedlichſten Ausdrücken, die ſich finden ließen, abgefaßt wurde, denn ſonſt wäre ſie in den Generalſtaaten niemals durchgegangen, ſo erſchien ſie dem franzöſiſchen Hofe doch noch immer als eine unwillkommene Proteſtation gegen ſein Verfahren und den Gegnern deſſelben als ein Moment des Widerſtandes. Im Februar 1681 trat der Kaiſer, einige Monate ſpäter der König von Spanien der Aſſociation bei. Ihr Einfluß auf eine Anzahl Fürſten und Stände des Reichs war ſo ſtark, daß man ſofort von einer Erneuerung des Krieges gegen Frankreich redete.

Dem aber ſetzten ſich Andere entgegen, vor allem der Fürſt, welcher zu Nimwegen aufs entſchiedenſte gegen den Abſchluß des Friedens geweſen war, Kurfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Damals, ſagte er, habe man auf einen längeren Stillſtand mit den Türken zählen können, tapfere und erfahrene Kriegshäupter ſeien vorhanden geweſen, eine Armee im Anzuge, die einige Jahre vorher einen Sieg nach dem andern erfochten; Straßburg noch unerobert und mit allen nothwendigen Kriegsmitteln verſehen: dennoch habe der Kaiſer damals den Frieden unter den ungünſtigſten Bedingungen geſchloſſen. Jetzt ſeien die beſten Truppen abgedankt; der türkiſche Stillſtand dem Ablauf nahe, an Einigkeit im Reiche

nicht zu denken, Straßburg verloren; und da solle nun der Krieg wieder angefangen werden. Kein Zweifel, daß das Reich an sich dazu berechtigt wäre; aber welche Mittel habe es, den gerüsteten, übermächtigen König zu bestehen? Wenn es mit ihm breche, wer könne ihn hindern, Mainz zu erobern und seine Besitzergreifungen bis nach Franken hin auszudehnen? Auch das bisher Eingenommene werde er dann mit besserem Schein und größerer Sicherheit besitzen. Jene zu einem Austrag bestimmte Conferenz war indeß zusammengetreten; der Kurfürst drang darauf, daß man den König von Frankreich bei seinem Versprechen, nicht weiter gehen zu wollen, festhalten, und da man ihn nicht angreifen könne, ohne das Bestehen des Reiches in Frage zu stellen, eine Abkunft mit ihm treffen möge. Die Wahrheit dieser Erwägungen ist einleuchtend; denn wie darf man die Entscheidung des Schwertes herausfordern, wenn man zum Kampfe nicht gerüstet ist? Vor Allem stimmten die zunächst bedrohten rheinischen Fürsten bei. Sie erwarteten nicht das mindeste von den Truppen des Reichs. Eine militärische Bewegung derselben, meinten sie, werde nichts Anderes bewirken, als daß die französische Kriegsmacht mit ungeheurem Uebergewicht das gesammte Reich überfluthe.

Ueberdieß aber hatte eine erbitterte Stimmung gegen ein Oberhaupt, das sie nicht mehr schützen zu können schien, im Reiche um sich gegriffen. Bei dem Falle von Straßburg hat der Kurfürst von Mainz ausgerufen: Oesterreich sei nicht mehr fähig, das Reich zu behaupten, man müsse sich einen andern Kaiser suchen.

Und diese Gesinnung theilte nun wieder der Kurfürst von Brandenburg. Ergrimmt über den Kaiser, der in Nimwegen

gegen seinen Wunsch zum Frieden geschritten, empört über Spanien, durch dessen nachlässige Kriegführung die Zurückgabe seiner über Schweden gemachten Eroberungen zur Ausgleichung nothwendig geworden war, und entschlossen, diese ein andermal wieder zu gewinnen, hatte er mit Spanien-Oesterreich gebrochen und dagegen die engste Verbindung mit Frankreich getroffen. Sobald Schweden einen Rückhalt an dem Kaiser fand, warf sich Brandenburg wie mit Naturgewalt auf die Seite von Frankreich. Nur mit Hülfe von Frankreich und Dänemark meinte der Kurfürst die Schweden vom deutschen Boden verjagen zu können; er behauptete, mit diesen beiden Reichen darin einig zu sein, daß die schwedische Macht wieder in ihre alten Gränzen zurückgedrängt werden müsse. Aber überdieß machte sich Frankreich anheischig, ihm zu seinen schlesischen Ansprüchen zu verhelfen. Eben das sind die beiden Directionen, durch deren Ausführung Brandenburg später eine Macht geworden ist: noch nie hatte sich die brandenburgische Selbstständigkeit schroffer aufgestellt. Immer gewohnt, die entschiedensten Richtungen einzuschlagen, die letzten Folgen derselben kühnlich ins Auge zu fassen, ging der Kurfürst Friedrich Wilhelm auf den Gedanken ein, dem Hause Oesterreich bei der nächsten Vacanz das Kaiserthum zu entreißen, und entweder, wie einst sein Vorfahr Joachim I., dem König von Frankreich selbst, oder, was später der ruhmvollste seiner Nachfolger gethan hat, einem dritten Fürsten, über welchen er sich mit Frankreich verständigen würde, seine Stimme bei der Kaiserwahl zu geben. Hatte er nicht einst dem Kaiser Leopold die Krone, eben im Gegensatz gegen die Anhänger von Frankreich, verschafft? Er meinte ihn zu dem Manne gemacht zu haben, der er war, und wollte sich nun nicht von seiner

einseitigen Politik ins Verderben ziehen lassen. Alles Heil schien ihm darin zu liegen, daß das Reich vor weiteren Verlusten gesichert würde. Der König von Frankreich mußte ihm versprechen, von allen Umgriffen im Reiche fortan abzustehen; allen Rechten und Ansprüchen, welche er auf Besitzungen oder Rechte in denselben sonst wohl machen könne, für sich und seine Erben zu entsagen.

So geschah, indem Deutschland eine Vergewaltigung erlitt, wie es noch nie erfahren, daß in dem Innern desselben ein Zwiespalt ausbrach, der jeden Widerstand dagegen unmöglich machte: beruhend auf den alten Gegensätzen der Religion und Politik, der Verstimmung, welche die letzten Ereignisse hervorgebracht, der Furcht vor den noch bevorstehenden. Ueberhaupt für das deutsche Reich ein Moment der größten Gefahr, den es je erlebt. Zu der Entzweiung, die sich in verzweifelten Entschlüssen kund gab, den Feindseligkeiten von Frankreich, kam noch ein mit aller Heftigkeit eines barbarischen Heerhaufens unternommener Angriff der Türken.

Mit den ungarischen Mißvergnügten, die sonst von Frankreich her gegen Oesterreich unterstützt worden, einverstanden, im Verein mit Tököli, den sie als König anerkannten, wälzten sie sich im Jahr 1683 daher, um die Unternehmung gegen Wien durchzuführen, die ihnen anderthalb Jahrhunderte früher mißlungen war.

Man hat oft angenommen, der König von Frankreich habe diesen Anfall hervorgerufen, oder einen wesentlichen Einfluß darauf ausgeübt. Ich denke nicht, daß sich das behaupten läßt.

Die Franzosen waren damals im systematischen Kriege gegen die Raubstaaten, welche die Souveränität der Pforte anerkannten, begriffen; du Quesne verfolgte im Jahr 1681

flüchtige Tripolitaner bis in den Hafen von Chios, und da sie nicht entfernt wurden, eröffnete er das Feuer gegen die Festungswerke, Häuser und Moscheen der Insel. Der Schaden, den er anrichtete, hatte durch ein großes Geschenk vergütet werden müssen, aber ein freundschaftliches Verhältniß war damit nicht hergestellt; noch mehrere Jahre lang ward dem Gesandten der Ehrenplatz versagt, den er forderte. Und unaufhörlich ging der Krieg gegen Algier fort. Auch auf der türkischen Seite fühlte man eine nicht geringe Eifersucht gegen die anwachsende Macht von Frankreich und Furcht vor den französischen Seemännern.[1] Von du Quesne sagten die Türken, er freue sich des aufgeregten Meeres und schreite auf ihm daher wie auf dem festen Lande. Genug, ein wirkliches Einverständniß zwischen den beiden Mächten vorauszusetzen, liegt kein Grund vor. Jede Andeutung von dem Bestehen eines solchen hat der französische Minister Colbert Croissy mit Ausdrücken des Abscheues zurückgewiesen.

Dennoch ist unläugbar, daß auch ohne Uebereinkunft ein in der Lage der Dinge begründetes Verhältniß zwischen dem Anfall der Türken und der feindseligen Haltung der Franzosen bestand. Colbert Croissy sagte einmal, nicht die Eroberung von Wien durch die Türken liege im Wunsch der Franzosen, aber allerdings eine längere Dauer der Belagerung, die zuletzt in Folge der Unordnung des türkischen Heeres und

[1] Foscarini: La gelosia che haveva tuttavia incominciato ad insorgere alla porta della crescente potenza del re francese, il rumore di tante vittorie la vista de poderosi soccorsi spinti a favore de principi christiani aggrediti, l'insulto fatto da Du Quesne a Scio l'espeditioni contra d'Algiere havevano raffredato l'amicizia.

ausbrechender Krankheiten aufgehoben werden möge;[1] ſie meinten, unter dem Eindruck dieſer Gefahr alle ihre Anſprüche gegen den Kaiſer und gegen Spanien durchzuführen. — Wie aber, wenn Wien in die Hände der Türken fiel? Was war dann die Meinung des allerchriſtlichſten Königs? Der venezianiſche Geſandte, der dieſen Verhältniſſen eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit widmet, verſichert, die Idee ſei geweſen, daß in einem ſolchen Fall Ludwig XIV. ſich erbieten ſolle, an der Spitze ſeiner gerüſteten und krieggeübten Heerſchaaren den Streitkräften des deutſchen Reiches zu Hülfe zu kommen und mit den Deutſchen gemeinſchaftlich die Barbaren zu verjagen.[2] Ohne Zweifel werde ihm das gelingen; als der Retter der Chriſtenheit erſcheinend, würde er erſt zur Fülle ſeines Ruhmes und der höchſten Macht, die ſich erreichen laſſe, aufſteigen: durch die einſtimmige Acclamation des Abendlandes werde ihm das römiſche Kaiſerthum übertragen werden.

Aber die Ereigniſſe nahmen einen andern Gang. Die Belagerung von Wien gelang den Türken nicht: ſie ſcheiterte auch nicht an ihren eigenen Schwierigkeiten: die Stadt wurde durch eine der rühmlichſten Kriegsthaten der neueren

[1] Lettre de Spanheim: 13./20. Sept. Croiſſy ſagt ihm nach der Aufhebung derſelben: que ce qu'on auroit pu peut-être souhaiter c'est que le siège eut ancore duré quelque tems et que la place se fut maintenu par les maladies ou autres manquements des assaillans.

[2] Offerendosi con il vigore delle sue truppe raccolte providamente ne campamenti verso l'Alemagna a fermare il corso de Barbari, et a respingerli poi con l'armi congiunte dell' imperio, dentro a loro confini. Era oggetto di conseguire la Corona dei Romani, opprimendo con forze ausiliarie un resto di Libertà periclitante, et forse deposto Leopoldo, come se ne viddero de projetti, con le acclamationi di tutto il Christianismo diffeso, l'Imperiale dignità.

Geſchichte entſetzt. Der König von Polen hatte ſich, allen Gegenbemühungen der franzöſiſchen Partei zum Trotz, eben im Angeſichte der türkiſchen Gefahr, die ſonſt auch ihn erreicht haben würde, auf die Seite von Oeſterreich geſchlagen; durch ſeine Tapferkeit hat er zu dem Erfolg am entſchiedenſten mitgewirkt, die ganze Ehre davon ward ihm zu Theil: nicht Ludwig XIV., ſondern der König von Polen erſchien im Licht eines Retters der Chriſtenheit. Man begreift es, wenn die Franzoſen in den allgemeinen Jubel von Europa nicht einſtimmten. In dem Beſtreben begriffen, ihr Reich aufzurichten und nach allen Seiten hin unantaſtbar zu befeſtigen, zögerten ſie, den alten Ruhm ihrer Vorfahren, welche den allgemeinen Streit des Abendlandes wie den ihrigen durchfochten, zu erneuern. Sie wollten, ſo ſcheint es, erſt das eine, dann das andere thun; die allgemeine Gefahr ſogar zum Hebel ihrer beſondern Intereſſen machen; erſt in dem Augenblick, wo ſie am dringendſten geworden ſei, entſcheidend eingreifen. Irren wir uns, wenn wir an dieſer Stelle das Geſchick der Dinge wahrzunehmen glauben? Bis dahin hatte Ludwig XIV. die erſte Rolle in Europa geſpielt: die größte Angelegenheit aber, die in ſeine Zeit traf, der ſich in voller Heftigkeit erneuernde Kampf zwiſchen Morgenland und Abendland, wurde durch die ihm entgegengeſetzten Kräfte und Allianzen entſchieden; dieſe nahmen ſich nun, im Gegenſatz mit ihm, mächtig wieder auf, um ihm dereinſt feindlich zu begegnen. Man kann nicht anders als den heroiſchen Brandenburger bedauern, der durch die Verwickelung der Umſtände und die Politik des Momentes davon abgehalten wurde, dem Kaiſer ſeine Hülfe zu leiſten. Er hatte ihm 18,000 Mann der geübteſten Truppen verſprochen, wenn er den Frieden mit Frankreich ſchließe, denn erſt alsdann

werde er über die gesammten Kräfte des Reiches gebieten und nichts mehr zu fürchten brauchen. Allein das war nun das Geschick der Welt, daß die Osmanen nicht durch eine gemeinschaftliche Anstrengung von ganz Europa, noch auch durch die vereinigte Kraft des deutschen Reiches, sondern durch eine Verbindung Oesterreichs und seiner Bundesgenossen mit den östlichen Mächten bewirkt werden sollte.[1]

Auf die zwischen Frankreich und dem deutschen Reich obwaltenden Streitigkeiten hatte das türkische Ereigniß, wenn es damit auch nicht in unmittelbarem Zusammenhang stand, gleichwohl einen großen Einfluß.

Zwanzigjähriger Stillstand.

Ludwig XIV., der bei der ersten Nachricht von dem bevorstehenden Zuge der Türken die Blokade von Luxemburg aufgehoben hatte, und zwar, wie er verkündigte, um die Vertheidigung gegen dieselben nicht zu hindern, — denn er wollte zwar noch nichts gegen sie unternehmen, aber auch um keinen Preis als ihr Verbündeter erscheinen — wurde im Sommer 1683 bewogen, auch in deutschen Sachen von der Strenge seiner Forderungen nachzulassen. Er bestand nicht mehr auf einer definitiven Annahme der von ihm vorgelegten Bedingungen durch einen förmlichen Friedensvertrag, sondern nur auf

[1] Spanheim: 4. Aug. Colbert Cr. sagt ihm, que pour oster tout pretexte aux longueurs que pourroit tirer après soy une telle condition la reconciliation de l'empereur ou l'accommodement principal dans une conjoncture aussi pressante des affaires de Turc on avoit bien voulu en venir ici au temperament de la trêve, que ne portoit autre condition que de laisser cependant les choses in statu quo.

dem Abschluß eines langjährigen Stillstandes. Ohne Zweifel machte dieß einen großen Unterschied. Die Revision der Zugeständnisse wäre im ersten Fall unmöglich gewesen; der zweite stellte sogar ihre Zurücknahme in Aussicht.

Und so viel bewirkte nun diese Ermäßigung der Forderungen und die obschwebende Gefahr, daß zuerst am Reichstag zu Regensburg die friedlich gesinnte, eine Abkunft mit Frankreich befürwortende Partei das Uebergewicht gewann. Ludwig XIV., der eine Sache, an der ihm so viel lag, nicht von dem zweifelhaften Eindruck abhängen lassen wollte, den die wechselnden Begebenheiten hervorbringen konnten, hatte den letzten Tag des August 1683 zum Termin gesetzt, an welchem sein Antrag angenommen sein müsse; wo nicht, so wolle er daran nicht weiter gebunden sein. Man weiß, wie unendlich schwer die Formen des Reiches es machten, zu einer raschen Entscheidung zu gelangen; dießmal aber geschah es. Am 28. August beschlossen die Kurfürsten, auf das Anerbieten des Stillstandes einzugehen; manche Mitglieder des Fürsten-Collegium waren ohne Instruction, aber in der dringenden Gefahr entschlossen sie sich doch, das Gutachten der Kurfürsten anzunehmen. Unverzüglich trat das städtische Collegium bei. Weder über die Anzahl der Jahre, auf welche der Stillstand zu bewilligen sei (Frankreich hatte auf 30 angetragen), noch über die Bedingungen ward etwas festgesetzt; überhaupt war noch nichts definitiv und fertig; aber in der allgemeinen Fluctuation doch wenigstens ein fester Punkt gewonnen. Am 31. August konnte dem französischen Gesandten die Nachricht gegeben werden, daß ein Stillstand zwischen den beiden Reichen stattfinden solle.

Noch dauerte die Belagerung von Wien, als dieser Beschluß

gefaßt wurde: man darf zweifeln, ob er nach der Aufhebung derselben durchgegangen wäre.

Ein ähnliches Resultat hoffte Ludwig XIV. nun auch in den Niederlanden zu erreichen. Wenn er trotz jener Erklärung von Luxemburg jetzt wieder einen seiner Marschälle in die spanischen Niederlande einrücken ließ, so war seine Absicht nicht etwa, den Krieg zu erneuern; er wollte es auch hier zu einem Moment entschiedener Nachgiebigkeit bringen.[1]

Allein indem wurde Wien entsetzt, ein Erfolg, den die Spanier im Lichte eines ihnen selbst zu Theil gewordenen großen Sieges betrachteten, so daß sie nun auch Frankreich widerstehen zu können meinten und überhaupt zu ihrem Glücke wieder Vertrauen faßten. Der Governator der Niederlande, Marques de Grana, verkündigte in einer ausführlichen Proclamation die Erwartung, daß Spanien, nachdem die Unternehmungen der Ungläubigen abgeschlagen seien, auf die Hülfe seiner Verbündeten und Nachbarn gegen Frankreich rechnen könne.[2] Er forderte die spanisch-niederländischen Befehlshaber und Kriegsleute nicht allein, sondern auch die Unterthanen auf, den Franzosen mit allen Mitteln zu begegnen, welche Gott und die Natur in ihre Hände gelegt habe, um sich zu vertheidigen. Indem hierüber auf allen Gränzen die Feindseligkeiten in gegenseitig sich überbietender Heftigkeit wieder ausbrachen, — wie man denken kann, nicht ohne Vortheil der Franzosen, die im ersten Augenblicke Courtray und Dirmuyden

[1] Spanheim: on auroit souhaité que la seule contenance et derniére demarche dans les pays-bas eût pu porter les Espagnols à l'accommodement.

[2] Depesche des holländischen Gesandten in Spanien Heemskerke bei Levae Negociations 178.

wegnahmen, — ward in der Ferne der spanische Hof von Kriegseifer ergriffen. Er schmeichelte sich in der That, durch eine Vereinigung spanischer und neapolitanischer Streitkräfte, und die Erträge der zunächst aus Amerika bevorstehenden Silbersendungen dem Widerstand der Niederlande Nachdruck zu geben. Um jeden Gedanken an abermalige Zugeständnisse zu verbannen, wurde im December 1683 eine feierliche Kriegserklärung gegen Frankreich in Gegenwart des jungen Königs ausgesprochen. Carl II., der nun in seinem dreiundzwanzigsten Jahre stand, zog das Schwert und erklärte, es nicht wieder in die Scheide stecken zu wollen, ehe er nicht wegen alle der Unbill, die er von Frankreich erfahren habe, gerochen sei.[1]

Auch Ludwig XIV. rüstete sich hierüber wie zu einem großen Feldzug; 18,000 Mann wurden aufs Neue unter die Waffen gestellt und die Generale bestimmt, die in Roussillon, in Italien und wo sonst der Krieg ausbrechen würde, den Oberbefehl führen sollten. Im April 1684 rückte Crequy gegen Luxemburg vor, um unter dem Beistand Vaubans diese Festung ernstlich zu belagern.

Während die großen Fragen der Weltgeschichte auf den Schlachtfeldern von Ungarn entschieden wurden, kam es dergestalt wegen der Ansprüche von Frankreich in den Niederlanden zu einer neuen Erhebung der Waffen zwischen den christlichen Mächten. Der Kaiser hat sich vernehmen lassen, von Ost und West ziehe man gegen das Herz seiner Macht heran;[2] die Spanier mahnten ihre Verbündeten zur Vertheidigung Luxemburgs im Namen des Gottes, welcher Wien gerettet habe.

[1] Nachricht des englischen Gesandten in Paris.

[2] K. Commissionsdecret bei Pachner, Sammlung der Reichsschlüsse, II. 482.

Und wenn man betrachtet, wie auch in Deutschland noch nichts endgültig festgesetzt war, vielmehr die Associirten und ihre Gegner Europa und Deutschland in zwei Hälften spalteten, so konnte man wohl den Ausbruch eines allgemeinen Kampfes besorgen. Ludwig XIV. faßte die Absicht, aus dem kölnischen Gebiet noch einmal gegen Holland und alsdann auch gegen Hannover vorzudringen; er unterhandelte mit Brandenburg und Dänemark über den Beginn neuer Kriegshandlungen.

Diesem Vorhaben setzten sich nun aber doch seine Bundesgenossen in Deutschland entgegen. Der Kurfürst von Brandenburg erinnerte den König Ludwig in wiederholten Anschreiben an die Nothwendigkeit des inneren Friedens. Er drang in ihn, seine Forderungen noch weiter zu ermäßigen, namentlich geringere Plätze, durch deren Besitz er ja nur die allgemeine Eifersucht erwecke, herauszugeben. Er warnte ihn, sich eine Unternehmung gegen das Haus Hannover nicht zu leicht zu denken, denn dieses sei unter allen deutschen Häusern fast im besten Zustande und keineswegs machtlos. Den deutschen Fürsten führte er dagegen zu Gemüth, daß eine Abkunft mit Frankreich unbedingt nothwendig sei, wenn man den Türkenkrieg fortsetzen wolle.

Wohl entflammte der Beginn und die Belagerung von Luxemburg noch einmal den Eifer der Kriegerischgesinnten; er regte sich einmal sehr lebhaft in dem deutschen Fürstencollegium. Denn wer hätte nicht gesehen, wie viel für das Gleichgewicht von Europa daran lag, daß dieser Platz nicht in französische Hände gerathe. Aber eben so klar ist es doch auch, daß in den damaligen Zuständen, selbst wenn die Republik Holland beitrat, ein Krieg gegen Frankreich und die Türkei zugleich nicht geführt werden konnte. Man breche nicht den Stab über jene

Politik der Nachgiebigkeit und des Friedens. Eine offene Allianz zwiſchen Frankreich und den Türken hätte im Jahr 1683 den Ruin des Reiches, auch in den nächſtfolgenden Jahren die unglücklichſten Verwickelungen herbeigeführt. Beſſer doch, man gab dem einen der beiden Gegner in vorläufigem Stillſtand nach, um freie Hand gegen den andern zu behalten. Das Kurfürſtencollegium ſetzte die Zeit des Stillſtandes auf zwanzig Jahre feſt, und in der That ſind noch vierzehn bis zum Abſchluß eines Friedens mit den Türken verfloſſen. Das Fürſtencollegium ward ruhiger, als Ludwig, auch nachdem ihm die Eroberung von Luxemburg (am 4. Juni) gelungen war, ſich bereit erklärte, die früher angebotenen Bedingungen noch ferner zuzugeſtehen, wenn man ſie in beſtimmter Zeit annehme.

In den Generalſtaaten erlangten die Friedlichgeſinnten ebenfalls die Oberhand. Sie machten der ſpaniſchen Regierung den Vorwurf, unvorbereitet, wie ſie ſei, habe ſie den Krieg nur in der Abſicht erklärt, ihn von ihren Verbündeten ausführen zu laſſen. Wilhelm von Oranien, feſthaltend an ſeinem Princip, dem Gegenſatz gegen Frankreich unter allen Umſtänden, rückte ins Feld: aber er konnte ſeine Landsleute nicht mit ſich fortreißen. Die Führer der Bürgerſchaft von Amſterdam ſind ſo weit gegangen, zu erklären, wenn die Republik darüber, daß ſie ſich Luxemburgs annehme, in Krieg mit Frankreich gerathe, ſo werde die Stadt an einem ſolchen Krieg keinen Antheil nehmen, ſie werde ſich im äußerſten Falle lieber von der Union losſagen. Dieſe ſo entſchiedene Erklärung trug weſentlich bei, daß am 27. Juni in der Verſammlung der Generalſtaaten der zwanzigjährige Stillſtand auf die Bedingungen, die König Ludwig angeboten, mit einer Mehrheit von vier

Stimmen angenommen wurde. Der Beschluß der Republik konnte die Sache jedoch noch nicht vollkommen erledigen; noch mußten die Spanier beistimmen; Kaiser und Reich ebenfalls ihren Vertrag endgültig abschließen. Der König versprach, Courtray und Dirmuyden herauszugeben, aber Luxemburg und die früher reunirten Landschaften blieben in seinen Händen.

In den Niederlanden war hiedurch die Sache vorläufig erledigt; in Regensburg erhoben sich noch einige neue Schwierigkeiten. Die Meinung der meisten Reichstagsgesandten ging dahin, nur fürs Erste den Stillstand anzunehmen, die Bedingungen, unter denen die dem König einstweilen überlassenen Länder von ihm regiert werden sollten, erst später festzusetzen. Die Franzosen wollten hievon nichts hören, weil diese Festsetzung sich so lange verziehen dürfte, daß der Kaiser indeß seinen Frieden mit dem Sultan schließen, und seine Waffen gegen sie wenden könne: der Beschluß müsse noch in dem laufenden Jahr gefaßt werden, und zwar ehe die zu kriegerischen Unternehmungen geeignete Zeit verstreiche: sie setzten dafür, denn so weit ging einmal ihre Ueberlegenheit, daß sie Termine für Vertragsabschlüsse anzuberaumen beinahe berechtigt schienen, den 15. August fest.

Es war erst am 8. August, daß die Unterhandlungen in diesem Sinne auf der Grundlage eines von dem französischen Gesandten Verjus Comte de Crecy gemachten Entwurfes in dem Dominikanerkloster zu Regensburg begannen. Die Franzosen hatten den Saal, die Kaiserlichen das Refectorium inne; die Communication wurde durch ein paar hin und her gehende Beamte beider Theile vermittelt. Auf den Wunsch der Kaiserlichen, welche mit den Vollmachten des Königs von Spanien betraut waren, nahm man zuerst den spanisch-niederländischen Vertrag

vor, der dann auf die in dem Haag angenommene Weise erledigt wurde. Die Franzosen weigerten sich jedoch, ihn zu unterzeichnen, bevor der deutsche Vertrag zu Stande gekommen sei. Für diesen hatten die allgemeinen Artikel wenig Schwierigkeit. Man setzte fest, daß ein Stillstand von zwanzig Jahren bestehen, und während desselben die von dem König auf Beschluß seiner Gerichtshöfe bis zum 1. August 1681 eingenommenen Plätze, sowie Straßburg mit dem Fort von Kehl, in seinen Händen bleiben sollen. Hierüber war man im Voraus einverstanden; die Differenz betraf nur die näheren Bestimmungen über die Art und Weise dieses Besitzes. Von Seiten des Reiches ging die Meinung dahin, daß der König keine anderen Rechte ausüben solle, als welche dem Reiche zustanden; er solle keine neuen Befestigungen anlegen, keine neuen Zölle errichten, überhaupt keine neuen Auflagen fordern, die Processe sollten nach wie vor an die Reichsgerichte gehen; der Religionszustand sollte nach der Norm des Jahres 1624 eingerichtet bleiben. Denn einen Stillstand meinte das Reich zu schließen, keine Abtretung auf immer zu bewilligen. Der König aber sah alles im Lichte einer wirklichen Besitznahme, er verlangte in allen jenen Landschaften zur vollen Ausübung der Souveränetät berechtigt zu sein. Er war so mächtig und seine Haltung so drohend, daß man ihm fast überall nachgeben mußte. Nur in einigen wenigen Punkten ist er ein paar Schritte zurückgewichen.

Die Kaiserlichen hatten unter andern eine Klausel durchschlüpfen lassen, nach der die Reichsfürsten, um ihre Vasallen in jenen Gebieten zu behaupten, dem König selbst die Huldigung leisten sollten. Da die Reichsfreiheit dadurch zweifelhaft geworden wäre, so setzten sich die Fürsten mit dem äußersten

Eifer entgegen; der franzöſiſche Geſandte wurde in der That bewogen, ſie fallen zu laſſen. Die letzten Einwendungen, noch am Abend des 15., machten die Proteſtanten. Das Normaljahr hatte ſich nicht erreichen laſſen; der König ſagte jedoch den Proteſtanten freie Religionsübung und den Beſitz aller zur Erhaltung ihrer Kirchen und ihrer Prediger beſtimmten Güter zu. Die Proteſtanten vermißten hiebei die Erwähnung der Schulen und der Lehrer. Endlich bewilligte der Geſandte auch dieſe; er erklärte aber, daß man nun ſeine Bedingungen annehmen müſſe, würde es vorher Mitternacht ſchlagen, ſo werde er mit ganz anderen hervortreten. Hierauf ward jeder weitere Widerſpruch unmöglich. Der Reichs-Erzkanzler erſchien in dem Refectorium und bat die Kaiſerlichen, auf die Bedingungen, wie ſie ſeien, den Stillſtand abzuſchließen, dieſe zeigten das den Franzoſen an. Schon war es ſo nahe gegen Mitternacht, daß man zu einer förmlichen Unterſchrift nicht mehr ſchreiten konnte. Man gab ſich aber das Wort, an dem Verglichenen Nichts weiter zu ändern und die Unterſchrift am folgenden Tage zu vollziehen, wie es denn auch geſchah.[1]

So hat Ludwig XIV. damals die Reunionen durchgeſetzt. Die Schuld der Deutſchen war dabei, daß ſie früher Unbeſtimmtheiten in den Verträgen geduldet, und ſelbſt zuletzt, als dieſelben zur Sprache kamen, Frieden geſchloſſen hatten, ohne

[1] Die Details der Regensburger Unterhandlungen, von denen in der Literatur noch wenig die Rede geweſen iſt, habe ich aus einem gleichzeitigen Memoire entnommen, das ſich ohne Titel und Namen des Autors in den Berliner Archiven findet; unter den ſpanheimiſchen Acten. Als Ueberſchrift dienten im Original die Worte: **Pour vous donner, Mr., une idée generale des affaires de l'empire je crois devoir commencer par vous dire; etc.** Es zeugt, namentlich in den ſpätern Theilen, überall von der genaueſten Kenntniß.

ſie zu heben. Das rührte daher, weil ſie in jenen Augenblicken nicht ſtark noch einmüthig genug waren, um das Schwert noch länger in der Hand zu behalten. Die wachſende Ueberlegenheit der Franzoſen bewirkte denn, daß ſie es endlich unternehmen konnten, die unbeſtimmt gelaſſenen Fragen ganz in ihrem Sinne für entſchieden zu erachten und zur Ausführung ihrer Anſprüche zu ſchreiten. Dagegen aufzutreten, war das deutſche Reich aus zwei Gründen unfähig: wegen ſeiner inneren Entzweiung und wegen der Gefahr des türkiſchen Anfalles: auch hätte es keine ſtreitbaren Bundesgenoſſen zu dem Unternehmen gefunden: die Nachgiebigkeit war ein unbedingtes Gebot der Umſtände. Aber ſie war darum nicht definitiv. Der Begriff des Stillſtandes bringt es mit ſich, daß man ſich von deutſcher Seite eine Wiederaufnahme der Streitfragen über den Sinn der Anſprüche vorbehielt. Und wie hätte es nicht irgend einmal wieder dahin kommen ſollen? Wenn, wie wir ſahen, bei den Reunionen militäriſche Geſichtspunkte zu Grunde lagen, wie ſollte man nicht endlich auch deren Bedeutung für das deutſche Reich empfinden? Damals aber machte das Uebergewicht von Frankreich jede Weigerung unmöglich.

Will man die ganze Lage des Momentes faſſen, ſo muß man ſich erinnern, daß eben damals der Marſchall Schomberg mit 20,000 Mann Cavallerie im Elſaß erſchienen war. Spanheim ſagte dem König, man ſehe, er halte den Blitz in der Hand, doch werde er ihn nicht ſchleudern: ſchon ihn zu zeigen, werde die nämliche Wirkung thun. [1]

[1] Auf eine Friedensannahmung des Papſtes antwortet Ludwig: que la marche du Mrchl. de Schomberg et la mediation du pape concurroient au même but, qui étoit la paix.

Genua.

Was der beugsame und bedächtige deutsche Geist vermied, was unter andern der Stadt Straßburg bevorgestanden hätte, wenn sie sich hätte widersetzen wollen, das zeigte eben damals das Beispiel von Genua.

Schon längst fühlte sich Ludwig XIV. durch Handlungen der Genuesen, welche einen Mangel an der Ehrfurcht verriethen, die er in der Nähe und Ferne fordern zu können meinte, beleidigt; zwischen den beiden Marinen zeigte sich mancherlei commercielle Eifersucht; man hatte Colbert mißvergnügt gesehen, wenn die Zeitungen von der Ankunft einer reichen Flotte in Genua meldeten;[1] daß nun nach der spanischen Kriegserklärung die Genuesen rüsteten, erschien dem König, dem ihre Hinneigung zu Spanien nicht zweifelhaft war, als eine Feindseligkeit;[2] man behauptete, der Kaiser sei von ihnen angemahnt worden, den Krieg gegen Frankreich muthig zu erneuern, die reiche Stadt habe ihm Hülfleistung versprochen.[3] In alle dem sah Ludwig um so mehr eine Unbill, da ja Genua in alten Zeiten oft die Partei von Frankreich gehalten hatte; er beschloß, auch hier die Autorität seiner Altvordern herzustellen.

[1] Domenico Contarini 1680 fügt noch hinzu: (Colbert) procurò con allettamenti d'attrahere il più si fosse potuto del contante di Genovesi nei regii depositi per haver in mano le loro richezze, ma non fu da altri collocato danaro che da quelli che per ripetere le confiscationi delle loro navi predate furono costretti in quella guisa imborsarne il pagamento.

[2] Spanheim 19. Mai 1683. Croissy sagt: que les senois ont redoublé leurs armements de mer, contre les interests de la France et dans les vues, comme on scait assez de les traverser.

[3] Der englische Gesandte Preston versichert das mit Bestimmtheit, 10. Juni 1684.

Am 17. Mai 1684 erschienen siebzig bis achtzig kleinere und größere französische Kriegsfahrzeuge an der Rhede von Genua. Der Seeminister, Marquis von Seignelay, war selbst an Bord, und zählte den Genuesen auf, was der König von ihnen fordere, wenn er ihnen seine Gnade schenken solle: es war die Auslieferung der vier zuletzt gebauten Galeeren, Anerkennung der Geldforderung des in Frankreich angesiedelten Hauses Fiesco; Erleichterung der Salzzufuhr für die Garnison von Casale; endlich Abbitte des bisherigen Betragens durch einige vornehme Senatoren: würden ihm diese Forderungen nicht innerhalb der Frist, die er angab, gewährt, so habe er Befehl, die Stadt mit seinem Geschütz zu verderben. Der Rath zu Straßburg hatte ein solches Unheil verhüten zu müssen geglaubt; die stolzen Genuesen, einer unbedingten republikanischen Freiheit gewohnt, und durch die Spanier von Mailand her angefeuert, beschlossen, keine Antwort zu geben und das Schicksal zu erwarten. Die Franzosen thaten ihnen wirklich, wie sie angekündigt hatten. Als die bestimmte Stunde verstrichen war, eröffneten die in die Nähe gekommenen französischen Bombardiergalioten ein heftiges Feuer, das einige Tage lang fortgesetzt wurde. Mehr als 10,000 Bomben sollen in die Stadt geworfen worden sein. Der große Saal des Palastes, in welchem die Regierung ihre Berathung hielt, gerieth in Brand, so daß sie sich ein anderes Sitzungslokal suchen mußte; der Schatz St. Georgio, auf welchem der Credit der Republik ruhte, wurde unter den Schutz spanischer Soldaten geflüchtet; eine Menge anderer privater öffentlicher und heiliger Gebäude wurde zerstört oder beschädigt. Nach vollbrachtem Werk der Rache verließen die Franzosen die Rhede von Genua und überließen die Stadt ihrem Nachdenken. Was sie im ersten

Augenblick verweigert hatte, dazu mußte sie sich später verstehen: nicht allein einige Senatoren, sondern der Doge, Francesco Maria Imperiale Lercaro, an ihrer Spitze, begaben sich im Mai 1686 nach Versailles, um ihre Abbitte auf das feierlichste zu vollziehen.

Denn dahin ging allemal und vor allem der Sinn Ludwigs XIV., nicht den Schatten einer Beleidigung zu dulden. Den politischen Anspruch, den er zu haben, die Rache, zu der er befugt zu sein glaubte, führte er mit unbedingter, rücksichtsloser Gewaltsamkeit durch. Ein Recht Anderer erkannte er nicht an. Dahin hatte sich nun diese zugleich durch innere und äußere Siege emporgestiegene monarchische Gewalt entwickelt. Die Welt war in Schrecken gefesselt.

Als der französische Gesandte das Wort nahm, um dem Papst Innocenz XI. die Gründe auseinanderzusetzen, durch die sein Fürst zu dieser Behandlung vor Genua bewogen worden sei, wandte der Papst sich von ihm weg, ohne ihn zu hören; er fiel vor seinem Betstuhle in die Kniee; mit Thränen rief er aus: Herr, vertheidige du deine Sache.[1] Der Gesandte wußte nicht was er sagen sollte und entfernte sich.

Viertes Capitel.

Erklärung der Freiheiten der gallicanischen Kirche.

Schon hatte der Papst den König auch in seinen eigenen, den geistlichen Angelegenheiten kennen gelernt.

[1] Defende causam tuam domine. Aus einem Schreiben des englischen Gesandten in Paris Preston an Carl II.

Besondere Ehrfurcht hatte Ludwig XIV. noch niemals gegen den römischen Stuhl gezeigt; er hatte vielmehr, wie die meisten andern Tendenzen, die er verfolgte, von Richelieu und Mazarin angebahnt waren, von diesen auch ihre Opposition gegen Rom angenommen. Wie sollten die, welche den absoluten Staat zu gründen suchten, nicht mit den hierarchischen Bestrebungen, welche denselben nothwendig zersetzen, in Widerstreit gerathen sein? Der König hielt für genug, die Principien des Katholicismus in Dogma und Cultus aufrecht zu erhalten: sein vornehmstes Bestreben war, mit dem Clerus seines Reichs in gutem Vernehmen zu stehen.

So sonderbar es lautet, so gewiß ist es doch, daß die Kriege Ludwigs vorzüglich dazu beitrugen, ein enges Verhältniß zwischen ihm und seiner Geistlichkeit hervorzubringen.

Denn der Clerus war nun einmal von uralten Zeiten her der größte Besitzer in Frankreich. Auf dem Weg den er einst in Poissy eingeschlagen, fortschreitend, hatte er das damals so bedrohte Kirchengut behauptet oder wieder erworben; allerdings nicht, ohne dafür der Regierung zu regelmäßigem Beistand verpflichtet zu sein. Daß aber diese von seiner Bewilligung abhing, gab ihm einen großen Einfluß und verschaffte ihm eine ähnliche Rücksicht von der Verwaltung, wie sie den Staatskörpern, welche das Recht der Geldbewilligung haben, immer zu Theil werden muß.

Wenn dann nun Kriegsjahre eintraten wie die letzten, welche den mit Mühe gegründeten Staatshaushalt, der auf die Fortdauer des Friedens berechnet war, wieder in Unordnung brachten, und immer neue Aufwendungen in größtem Maßstab herbeiführten, so steigerte sich in demselben Grade auch das Bedürfniß der Beihülfe der clericalen Corporation.

Ludwig XIV. behauptete, daß die Regentin von Spanien sich nur deshalb zur Unterstützung von Holland entschlossen habe, weil sie auf die Erschöpfung der Hülfsquellen von Frankreich, und unruhige Bewegungen, welche diese im Lande selbst zur Folge haben könnten, rechne. Und in der That, welchen Umschwung in allen Verhältnissen würde es hervorgebracht haben, wenn Ludwig XIV. der Geldmittel ermangelt hätte, die ihn fähig machten, die Schweden in den Waffen zu halten, die Antipathie der Führer in den schweizerischen Cantonen, die sich manchmal regte, zu beschwichtigen, besonders auch dem König von England die Unterstützung zu gewähren, ohne die er der entgegengesetzten Politik unbedingt verfallen wäre. Zu den außerordentlichen Mitteln, welche er zur Fortführung des Krieges und der Politik in Anspruch nahm, gehörte nun vor allem die Beihülfe der Geistlichkeit. In der Versammlung derselben im Jahr 1675 ließ Ludwig XIV. das Glück seiner Feldzüge gegen Holland und Burgund, vornehmlich die Anstrengungen, die er gegen die aus Deutschland daherdrängende Völkerfluth habe machen müssen, in Erinnerung bringen; seine Vorfahren, sagte er, würden sich unter solchen Umständen zu einer Veräußerung kirchlicher Güter für berechtigt gehalten haben: ihm aber sei das Erbtheil der Kirche heilig, er erwarte alles von dem guten Willen der jetzigen Inhaber derselben; sie würden der bedürftigen und dürstenden Republik ihre Hülfe nicht versagen.[1] Der Clerus zeigte sich ganz wie der König erwartete. An demselben Tage, an welchem ihm dessen Anforderung bekannt wurde, faßte er den einstimmigen Beschluß, ihm die für die Zeit überaus bedeutende Summe von

[1] Discours de Mr. Poncet. Procès verbaux V. 1675. Pièces just. III.

fünfthalb Millionen Livres, obwohl er ſie nicht anders als durch Anleihen aufzubringen vermochte, zu bewilligen, und verſäumte nicht, wie den Miniſter, ſo den König davon in Kenntniß zu ſetzen. Der König antwortete aus ſeinem Feldlager in den Ausdrücken der vollſten Befriedigung. Noch angenehmer aber, als die Höhe der Summe, ſo ließ er ſich vernehmen, ſei ihm die einmüthige Beeiferung aller Deputirten, ihm dieſelbe anzubieten; ſie ſei ein neues Motiv für ihn, der erſten Corporation ſeines Reiches auch ſeinerſeits bei allen Gelegenheiten Gnade zu erweiſen. Die Bewilligung überſtieg das Gewohnte um mehr als das doppelte; und höchſt willkommen war ſie in jenen entſcheidenden Augenblicken. Der Bevollmächtigte des Königs hat ſpäter geſagt, ohne eine anſehnliche Beihülfe hätte die Ehre des Staates nicht mehr aufrecht erhalten werden können; der Clerus habe das dringende Bedürfniß in Ueberfluß verwandelt.[1]

Die Prälaten verdankten den Beſitz ihrer Stellen der königlichen Gnade; ihre nächſten Verwandten kämpften im Heere: die Siege derſelben kamen dem Katholicismus zu gute; wie hätten ſie nicht alles, was in ihren Kräften ſtand, für eine Sache aufbieten ſollen, in der ſie großentheils ihre eigne erblickten?

Aber auch noch in einer andern Angelegenheit, und zwar im Widerſpruch mit ihrem beſonderen Vortheil ſchloß ſich die Geiſtlichkeit damals dem Fürſten an. Es war eine alte Befugniß der Krone, bei der Vacanz eines Bisthums nicht allein

[1] Poncet 22. Juni 1680: a peine nous eumes achevé la parole, que d'un même esprit, d'un même zèle et dans un même moment vous changeates la dizette du fond de la guerre en une opulence qui a été victorieuse pour la France.

die aufkommenden Erträge zu ziehen, ſondern auch die kirchlichen Aemter und Pfründen zu vergeben; der König hatte dieſelbe in den alten Provinzen des Reiches von jeher ausgeübt, und ſie auch auf ſpäter erworbene, wie die Bretagne, ausgedehnt: doch waren die vier ſüdlichen, Guienne, Languedoc, Provence und Dauphiné noch immer davon befreit. Unter Heinrich IV. war ein Verſuch, auch dieſe herbeizuziehen, gemacht, aber wieder zurückgenommen worden: denn dieſer König liebte nicht offene Streitigkeiten zu erwecken: er ſchonte das Beſtehende. Die folgenden Regierungen hatten die Sache unberührt gelaſſen; Ludwig XIV. aber hielt ſich für mächtig genug und für berufen, ſie zu entſcheiden. Im Jahre 1673 ſprach er, hierin mit den Parlamenten einverſtanden, die Ausdehnung der Regale über die vier Provinzen aus: die Rechtstitel, auf welche dieſe ihre Befreiung begründeten, ſind dem Conſeil vorgelegt, aber von demſelben verworfen worden. Einſt hatte ein zu Lyon verſammeltes allgemeines Concil den Anſpruch der Krone für unſtatthaft erklärt: der Clerus hielt jedoch nicht für angemeſſen, darauf hin dieſer Entſcheidung zu widerſprechen, denn er würde damit nur die Feindſeligkeit der weltlichen Gerichtshöfe erwecken, dieſe würden hinwieder die geiſtliche Jurisdiction zu beſchränken, ſeine öffentliche Autorität zu untergraben trachten. Da nun aber der Clerus ſtillſchwieg, ſo nahm die Regierung keine Rückſicht weiter. Sie forderte die Biſchöfe der vier Provinzen auf, ihre Unterwerfung unter die Regale der Chambre des comptes anzuzeigen, und zwar, dem Charakter dieſer Verwaltung gemäß, nicht ohne dem Gebote die Drohung hinzuzufügen, daß in den Diöceſen, wo man dieſe Anzeige unterlaſſe, die Regale ſofort als eröffnet betrachtet werden ſolle.

Die Meiſten unterwarfen ſich: Einige aber gab es doch, welche ſich den ſchweren Folgen des Widerſpruchs auszuſetzen den Muth beſaßen, es waren eben die Häupter der janſeniſtiſchen Partei.

Denn in der Idee von welcher der Janſenismus ausgegangen war, lag der Grundſatz der Unabhängigkeit der geiſtlichen Gewalt. Die Biſchöfe Pavillon von Alet und Caulet von Pamiers urtheilten, daß dieſelbe durch die Regale verletzt werde, und fanden es lächerlich daß die Entſcheidung eines Conciliums durch das contradictatoriſche Verfahren des franzöſiſchen Staatsraths aufgehoben werden ſolle. Sie unterließen die geforderte Anzeige der Unterwerfung.

Die Regierung Ludwigs XIV. war aber gewohnt, nicht allein zu drohen, ſondern auch ihre Drohungen zu vollziehen. In Kurzem ſtellte ſich ein kraft der eröffneten Regale für Alet ernannter geiſtlicher Würdenträger dar: der Biſchof wollte ihn nicht anerkennen und wandte ſich an den eben verſammelten Clerus. Die Verſammlung konnte ſich nicht entſchließen etwas für ihn zu thun, da der König einmal geſprochen habe. [1]

In andern Kreiſen aber fanden die Biſchöfe um ſo mehr Anhänger. Denn die Gerechtſame, welche der König fordere, ſeien allerdings geiſtlicher Natur, und nur der Kirche zuſtändig: gäbe man nach, daß der Fürſt als ſolcher geiſtliche Rechte beſitze, ſo würde man ihm ein Primat einräumen, wie es in England eingeführt ſei: man müſſe nicht die Parlamentsregiſter als das Geſetz betrachten, ſondern die Concilienbeſchlüſſe und die Tradition; in Streitigkeiten auf dieſem Felde könne unmöglich der König entſcheiden; er würde dann zugleich Partei

[1] Mémoires chronologiques et dogmatiques III, 178.

und Richter sein. Und nur die Kirche habe die Verheißung der Unfehlbarkeit, nicht die weltliche Macht; der König sei wie ein andrer Mensch, allerlei fremden Einflüssen und seinen eigenen Leidenschaften unterworfen; wenn in Ludwig XIV. ein religiöser Fürst die Regierung verwalte, wer stehe dafür, daß nicht ein anderer von ganz anderer Gesinnung ihm nachfolge?

Nicht ein kleines Interesse des Vortheils, selbst nicht die vorliegende Frage in ihrem weiteren Umfange allein war es, was die Gemüther aufregte; sondern der Widerspruch der hierarchischen Principien und der von dem Staat geforderten Rechte. Auf einem Gebiete, wo sich beide unmittelbar berührten, bereitete sich noch einmal ein Kampf zwischen ihnen vor. Wohl herrschte jetzt die den königlichen Rechten geneigte Ansicht in Frankreich, aber nicht zu verachten war die Theilnahme, welche tiefere religiöse Gesinnung den Widerstrebenden widmete, zumal wenn diese eine Unterstützung fanden, wie sie ihnen in der That zu Theil ward, von dem römischen Papste.

Nachdem der Bischof von Alet in der Hitze des Streites gestorben war, trat der Bischof von Pamiers, Caulet in den Vordergrund; er verband sich mit seinem Capitel, — das durch die getroffenen Reformen und das gemeinsame Leben auf das engste mit ihm vereinigt war, so daß jeder Fremde und Unabhängige ihnen unerträglich vorkam, — alle Regalisten von sich zu weisen, möge auch daraus erfolgen, was da wolle; sie wollten, wie sie sagten, den Kelch gemeinschaftlich trinken. Papst Innocenz XI., ebenfalls ein Mann von strengsten Gesinnungen, sprach dem Bischof, der von dem sein Verfahren verwerfenden Urtheile des Metropolitans an ihn appellirt hatte, seinen Beifall und seine Theilnahme aus. Um so mehr hielt sich das Capitel verpflichtet, auch nach dem Tode seines

Biſchofs (im Auguſt 1680) an dem ergriffenen Syſtem feſtzuhalten. Mit Ausſchließung der von dem König kraft der Regale bereits ernannten Capitularen wählte es einen Generalvicar, der ganz wie der verſtorbene Biſchof geſinnt war, und nun dieſe, als ſie ſich einſt im Chor der Kirche darſtellten, geradezu mit dem Kirchenbann belegte. Allerdings eine Art von Auflehnung einer Diöceſe gegen die Autorität der vereinten geiſtlichen und weltlichen Gewalten in Frankreich, die der Metropolitan, Erzbiſchof von Toulouſe, nicht dulden wollte. Er erklärte die Ausſchließung der Regaliſten und die ohne dieſelben vorgenommene Wahl eines Generalvicars für ungültig; als aber keine andere Verſammlung des Capitels zu Stande zu bringen war, ſo ſetzte er kraft ſeiner Metropolitangewalt dem Gewählten einen andern entgegen, den er ſelber ernannte. Hierüber aber gerieth er ſelbſt mit einer höheren Gewalt, dem Papſt zu Rom, in Conflict. Innocenz XI. hatte ſich ſchon in dieſer Sache ausgeſprochen und den König in aller Form aufgefordert, ſeine Verordnung zurückzunehmen. Daß der Erzbiſchof von Toulouſe deſſenungeachtet die Wahl, welche kraft ſeiner Grundſätze ihm nicht allein rechtmäßig, ſondern lobenswürdig erſchien, vernichten wollte, ſetzte ihn in Zorn.

In einem Breve vom 1. Januar 1681, das von großer Aufregung zeugt, beſtätigte er die von dem Capitel getroffene Wahl, und bedrohte die, welche eine andere Wahl vornehmen, oder feſthalten, ſelbſt die, welche dazu nur rathen und helfen würden, mit der Excommunication. Da die Biſchöfe Janſeniſten waren, und von den Janſeniſten unterſtützt wurden, ſo wird man ſich nicht wundern, unter den Vorfechtern ihrer Feinde Jeſuiten zu finden. Auch dieſe werden in dem Breve namentlich mit kirchlichen Strafen bedroht.

Es iſt auffallend, daß die Jeſuiten wenigſtens in Frankreich ſich in dieſer Frage von dem Papſtthum trennten: aber ſchon ſeit einiger Zeit bemerkte man, daß dieſer Orden, der die Macht nun einmal liebt, ſich jetzt eben ſo eng an Frankreich anſchloß, wie früher an Spanien. Täglich wuchs ſein Anſehen in dieſem Lande, beſonders dadurch, daß der königliche Beichtvater, der an dem Gewiſſensrath, wir würden ſagen, dem geiſtlichen Miniſterium, in welchem die Prälaturen vergeben wurden, Theil nahm, regelmäßig aus dem Orden hervorging; eben deshalb ſchloſſen ſich ihm die vornehmen Familien an, die mit dieſen Pfründen ausgeſtattet zu werden wünſchten. Schon an ſich knüpfte dieß Verhältniß den Orden an die Politik von Frankreich; überdieß aber, daß ſich der Papſt der Janſeniſten annahm, war für ihn hinreichend, ſich auf die Seite des Clerus und des Königs zu ſtellen. Auch die Sorbonne und damit der geſammte Lehrkörper war regaliſtiſch.

Und ſo brach auch auf dieſer Stufe des europäiſchen Lebens der Streit zwiſchen Kirche und Staat noch einmal aus; und zwar zwiſchen einem überaus kirchlichen Papſt, der hierbei von jeder weltlichen Rückſicht frei war, und einem König, deſſen Regierung einen kirchlichen und katholiſchen Charakter trug. In den Schriften der janſeniſtiſchen Partei findet ſich eine fortdauernde Polemik gegen das Concordat Franz I. Man darf es in der That als eine Wirkung des Concordats betrachten, die erſt jetzt zu voller Erſcheinung kam, daß der Clerus, nicht durch vorübergehende Anwandlung, ſondern ſyſtematiſch, und ſelbſt im Widerſpruch mit alten allgemeinen Satzungen, für die Krone Partei ergriff.

Die im Jahre 1680 in regelmäßiger Verſammlung vereinigten Prälaten hielten ſich bereits für verpflichtet, ihren

Schmerz darüber auszusprechen, daß man in Rom es wage, dem ältesten Sohn der Kirche, dem Beschützer derselben zu nahe zu treten; sie ihrerseits seien ihm so eng verbunden, daß nichts sie von ihm trennen könne. Als Rom hierauf durch noch anzüglichere Breven antwortete, glaubte man auch in Frankreich weiter gehen zu müssen. Die gerade in Paris anwesenden Bischöfe, auf den Antrag der Agenten des Clerus vereinigt, forderten im März 1681 den König zur Einberufung einer allgemeinen Versammlung oder auch eines Nationalconcilium auf, wo die Kirche von Frankreich den Streitpunkt untersuchen, und ihre Stimme erheben könne, so daß man hoffen dürfe, ihre Vorstellungen würden auch in Rom Gehör finden. Der König zögerte nicht, auf diesen Vorschlag einzugehen. Er schrieb eine aus geistlichen Deputirten aller Provinzen zusammenzusetzende Versammlung aus, „um über die Aufrechterhaltung der Freiheiten der gallicanischen Kirche und die Ausführung der zwischen der Krone und dem Stuhle zu Rom bestehenden Verträge zu berathschlagen.“[1] Es ist die durch ihre Beschlüsse so namhaft gewordene Versammlung von 1682, die vom November 1681 bis in den März 1682 saß. Bei den Wahlen wurden diejenigen ausgeschlossen, die ein unerledigtes Interesse an dem römischen Hofe hatten. Gab es einige unter den Gewählten, welche Grund zum Mißvergnügen über die Regierung zu haben meinten, so trug der König, der sich Alle vorstellen ließ, so wie sie anlangten, dafür Sorge, daß sie befriedigt wurden.

So jedoch standen die Sachen darum in dieser Versammlung

[1] Lettre écrite au roi par Messeigneurs les Archevêques, Evêques et autres ecclésiastiques deputés. Procès verbaux V. App. 186.

nicht, daß die Geſichtspunkte der weltlichen Gewalt unbedingt angenommen worden wären. Eine ſofort niedergeſetzte Commiſſion brachte die Unzuſtändigkeit, welche in der Verleihung kirchlicher Würden, die mit Seelſorge verbunden ſeien, durch eine rein weltliche Behörde lag, und die Mißbräuche, die ſich damit verknüpft hatten, in ſchonenden Worten, aber mit Nachdruck zur Sprache, und ſchlug vor, den König um eine Verzichtleiſtung auf dieſes Recht zu bitten. Der Erzbiſchof von Paris, Achille de Harlai, den man als den vornehmſten Urheber aller dieſer Bewegungen anſah, und der, wie gegen die Janſeniſten, ſo gegen die römiſchen Anſprüche das große Wort führte, ward beauftragt, die Bitte dem König vorzutragen. Er fand den Auftrag ſchwierig und faſt verzweifelt, denn die Sache ſei abgemacht, der Proceß habe lange geſchwebt, und ſei verloren. Um ſo größeren Eindruck machte es, daß ihn der König mit entgegenkommender Freundlichkeit empfing, den Gründen des Clerus beiſtimmte, ſie noch verſtärkte, und nur erſt ſeine Miniſter darüber hören zu wollen erklärte. Im Conſeil gab es verſchiedene Meinungen: denn die Streitfrage war uralt und berührte die Principien. Philipp der Schöne war einſt von Bonifacius VIII. gefragt worden, ob er das Recht der Pfründenverleihung mit ausdrücklicher oder ſtillſchweigender Einwilligung der Kirche ausübe; er hatte geantwortet: er wiſſe das nicht und kümmere ſich nicht darum; es ſei genug, daß er ein Recht in Anwendung bringe, welches von ſeinen Vorfahren ausgeübt worden ſei. Man machte geltend, daß auch der kirchlich angeſehenſte, perſönlich frömmſte aller franzöſiſchen Könige, Ludwig IX., genannt der Heilige, dieſes Recht ohne Scrupel ausgeübt habe. Ludwig XIV. fand ſich dennoch bewogen, darauf Verzicht zu leiſten. Er ſagte dem Erzbiſchof,

allem Widerſpruch, der ihm mündlich und ſchriftlich vorgetragen worden, zum Trotz, wolle er die Erklärung, welche der Clerus fordere, wie ſie vorliege, unterzeichnen, ohne ein Wort daran zu ändern. Darin ward beſtimmt, daß der Antritt der mit Seelſorge verknüpften Pfründen während einer Vacanz, von der Erfüllung der canoniſchen Vorſchriften, ſo wie von der Prüfung und Billigung der kirchlichen Gewalten abhängig ſein ſolle. Der Clerus, der dieſe Nachricht, man kann denken mit welchem Jubel, empfing, beſchloß dagegen, die Einwilligung in die im Jahr 1673 verfügte Ausdehnung der Regale über die vier Provinzen feierlich auszuſprechen, und dieß dem Papſt in einem beſonderen Anſchreiben kund zu thun. Zunächſt brachte ſie dem König ihren Dank für ſeine Willfährigkeit dar. Es war in St. Germain, am 9. Februar 1682; die Garden, ihre Officiere an der Spitze, waren in den Vorſälen aufgeſtellt, beide Thürflügel der königlichen Gemächer geöffnet; der König erwiederte der geiſtlichen Deputation, er habe das neue Edict vornehmlich aus zwei Gründen bewilligt, einmal aus altem Eifer für die Kirche, und ſodann um der Hochachtung willen, die er für die Männer hege, aus denen die Verſammlung beſtehe.[1]

Nun aber kamen noch allgemeinere Tendenzen des franzöſiſchen Staates und Königthums zur Sprache.

In dem Conſeil wurde die Frage aufgeworfen, ob man nicht die alten Differenzen der gallicaniſchen Kirche mit dem Römiſchen Stuhle vor die Verſammlung bringen und von ihr entſcheiden laſſen ſollte. Le Tellier und deſſen Sohn, Erzbiſchof von Rheims, hatten dieſen Gedanken zuerſt; ſie erſchraken jedoch vor den zu erwartenden unangenehmen Folgen

[1] Procès verbaux V, 455.

und gaben ihn wieder auf; um so lebhafter ergriff ihn Colbert. Er stellte dem König vor, daß in gewöhnlichen Zeiten, wo man auf Erhaltung des guten Verständnisses mit Rom denke, eine Entscheidung dieser Art unmöglich sein werde; ein Augenblick ausgesprochenen Mißverständnisses sei günstig für die Sache und man müsse ihn ergreifen. Des Königs Charakter war es überhaupt, jeden Widerstand, der ihm geleistet wurde, durch einen Angriff auf den Gegner, der diesen dann immer an der empfindlichsten Stelle treffen sollte, zu erwidern: längst lag ihm die Sache im Sinn; sie sofort in Gang zu bringen, dafür entschied ihn diese Betrachtung Colberts.[1]

Bald im Anfange der Versammlung regte man auf Anlaß einiger starker Ausdrücke in den letzten päpstlichen Breven die Fragen über die Unfehlbarkeit des Römischen Stuhls und sein Verhältniß zur weltlichen Gewalt an, und es ward eine Commission zur Untersuchung derselben niedergesetzt, deren Mitglied Bossuet war und die sich zu Ansichten vereinigte, denen im Lichte der allgemeinen Kirchengeschichte eine historische Bedeutung zukommt. Der Bischof von Tournay, Gilbert du Plessis Pralin, der sie vortrug, sucht eine Stellung jenseit der Ansichten der hierarchischen Jahrhunderte zu gewinnen. Er verwirft die Grundsätze Gregors VII., der in der Kirche einen großen Schaden angerichtet habe, und seiner eifrigsten Nachfolger; unter den Neuern bekämpft er besonders den Cardinal du Perron, welcher für einen französischen Prälaten viel zu römisch gesinnt gewesen sei; er beklagt, daß man seine Reden in die Schriften des französischen Clerus aufgenommen habe. Dagegen erneuert er die Ansicht des Optatus Milevitanus,

[1] So hat Bossuet selbst im Jahr 1700 die Sache erzählt. Journal de Le Dieu. Bausset: Vie de Bossuet I, 161.

daß die Kirche in dem Staate sei; die Lehre der Kirchenväter erkenne das göttliche Recht des Fürstenthums an, nie könne Empörung durch religiöse Gründe gerechtfertigt werden. Und wie wolle man den Päpsten Unfehlbarkeit zuschreiben? Man würde dann ihre Anmaßung, Könige abzusetzen, billigen müssen. Nicht dem sichtbaren Oberhaupt der Kirche komme die Infallibilität zu, sondern nur der Kirche selbst und einem allgemeinen Concil.[1] So setzte sich der Clerus den Doctrinen entgegen, auf welche das hierarchische System der frühern Jahrhunderte gegründet, und welche nicht selten in seinem eigenen Schooße, oder mit seiner Billigung verkündigt worden waren, einst in den Zeiten der Ligue mit der Absicht, sie zur vollen Geltung zu bringen, dann um vieles milder und vielmehr im Einklang mit den momentanen Tendenzen der Regierung durch du Perron, später wenigstens in Einem Punkte von dem Orden der Jesuiten; aber jetzt machte dieser seine Autorität, die bei dem König und in der Nation größer war als je, nicht dafür geltend; die Corporation des Clerus schloß sich an die Ansichten Gersons, die Entscheidungen des Costnitzer Concils, die durch Richer erneuerten Lehren der Sorbonne, und die Satzungen des Parlaments an. In vier berühmt gewordenen Sätzen ward die Unabhängigkeit der weltlichen Macht von allen Eingriffen, die Superiorität der Concilien über das Papstthum, die Nothwendigkeit der Beistimmung der Kirche in geistlichen

[1] Procès verbal de l'assemblée generale du clergé de France, tenue a Paris au convent des Augustins es années 1681. 82. Ex Bibliotheca communitatis Sancti Sulpicii in der Bibl. de Bourgogne zu Brüssel. Die meisten dieser Protokolle sind sogleich gedruckt worden, dieses jedoch nicht. Die Originale einzusehen ist doch zu Zeiten recht erwünscht, weil die Auszüge, in der großen Sammlung nach den Argumenten gesondert, den Gang der Verhandlungen nicht so klar erscheinen lassen.

Fragen und die Beobachtung der nationalen Gesetze in weltlichen, ausgesprochen. Bossuet vollzog die Abfassung in maßvollem, auf das sorgfältigste abgewogenem Ausdruck; einigen seiner geistlichen Mitbrüder ging er nicht weit genug. Die vier Sätze sind das Manifest der Vereinigung zwischen der Krone und den Bischöfen des Reiches dem römischen Stuhl gegenüber. Der König empfing sie mit Wohlgefallen, als einen Beweis des Eifers für seinen Dienst, und für die Erhaltung der gallicanischen Kirchenfreiheit. Der Begriff des Nationalen, auch in den kirchlichen Verhältnissen, vereinigte Clerus, König und Volk. In der Bestimmung über die Regale war die geistliche Würde des Bisthums gerettet; in den vier Sätzen hatte die Krone, welche ja die Freiheit der Nation vor allen Dingen repräsentirt, offenbar das Uebergewicht. Die Sorbonne nahm einigen Anstoß daran, daß in dem Edicte, welches die Sätze zum Landesgesetz erhob, die lehrenden Corporationen der Aufsicht von Regierungsbehörden unterworfen wurden: aber wie hätte sie sich lange weigern können, es anzunehmen: da sie ja eben diese Grundsätze seit ihrer Erneuerung im Anfang des Jahrhunderts wieder bekannt und noch vor Kurzem feierlich ausgesprochen hatte. Wie in den Universitäten, so sollte in allen andern Schulen und Seminarien im Reiche, eben diese Lehre gelehrt, keine andere geduldet werden.

Papst Innocenz hatte das Schreiben der Bischöfe über die Regale drei Tage lang liegen lassen, ohne es zu öffnen; was ihm darin von den Zugeständnissen des Königs gemeldet wurde, machte keinen Eindruck auf ihn; er bemerkte nur, daß der Clerus die Ausdehnung eines weltlichen Rechts auf Diöcesen, deren Exemtion er so feierlich ausgesprochen, in aller Form anerkannt hatte. In seiner Antwort sagt er, er habe

dieß nicht ohne Entsetzen vernommen; denn den Bischöfen komme nicht zu, Rechte aufzugeben, die nicht ihnen, sondern ihrer Kirche zugehören: er wendet das Wort auf sie an, „die Söhne meiner Mutter streiten wider mich." Hierüber fand sich aber wieder die Versammlung beleidigt, sie schrieb es fremdartigen Einflüssen zu, daß er so wenig Rücksicht auf ihre Gründe und auf die Würde des Episcopates selbst nehme; sie beauftragte eine ihrer Commissionen, eine rechtfertigende Antwort an den Papst vorzubereiten.

Auch eine Protestation gegen die Breven des Papstes war im Werke: ich finde, der päpstliche Nuntius habe sich der Annahme derselben geflissentlich entzogen.

Wenn aber der Streit über die Regale schon so weit führte, welche Folgen sollte vollends die Annahme und Bekanntmachung der vier Sätze haben.

Niemand konnte sich darüber täuschen, daß der römische Hof an den hierarchischen Doctrinen, wie sie von Baronius und Bellarmin formulirt worden waren, festhielt; in Bezug nicht allein auf die mehr kirchlichen Fragen, sondern auch auf die Unabhängigkeit der weltlichen Gewalt, die er nicht anerkennen wollte. Das heilige Officium ging über die verschiedenen Streitpunkte zu Rath; eine Censur der vier Sätze war vorbereitet; ein förmlicher Bruch des römischen Stuhles mit dem französischen Hofe und Clerus schien unvermeidlich zu sein.

Noch schwieg der Papst, aber er war zu dem Aeußersten entschlossen, auf das Aeußerste gefaßt. Er wolle, sagte er, keine Bündnisse schließen, um sich in Rom zu vertheidigen, Gewalt nicht der Gewalt entgegensetzen, sondern sich nur der geistlichen Waffen bedienen, um das zu behaupten, was ihm gehöre.[1]

[1] Spanheim: à se servir de toutes les armes spirituelles. pour

Im Angeſicht dieſer Haltung ſchien es doch dem König nicht rathſam, die Sache weiter fortgehen zu laſſen. Die Verſammlung war noch im vollen Lauf ihrer Geſchäfte begriffen, als er ſie, ihr ſelbſt höchſt unerwartet, am 29. Juni 1682 vertagte. Die Prälaten hielten dieſe Verfügung für ein Werk des Cardinal d'Eſtrées, der allein nach der Ehre trachte, eine Verſöhnung zu ſtiften: wohl mag es ſein, daß deſſen Berichte zu dem Beſchluſſe das Meiſte beigetragen haben.[1]

Auch der Papſt hielt die Cenſur der vier Sätze zurück: aber ſchon ſtellte ſich eine mächtige Partei auf ſeine Seite: nicht allein in Rom, wo der Bibliothekar des Vaticans, Emmanuel Schelſtraten, das Wort für ihn ergriff: die Facultäten unabhängiger katholiſcher Univerſitäten, angeſehene Prälaten der ſpaniſchen und ungariſchen Kirche haben die vier Sätze als Erfindungen des Satans bezeichnet; durch die Rinde von ſcheinbar frommen Doctrinen dringe das Gift des gehäſſigſten Schisma hervor. In Frankreich durften die Anhänger des Papſtes nicht öffentlich auftreten, aber um ſo rückſichtsloſer drücken ſie ſich in handſchriftlichen Werken aus, die bis auf uns gekommen ſind. Schon die vorbereitende Verſammlung erklären ſie für unkanoniſch, ſie ſpotten des Gedankens, daß eine auf ihren Anlaß berufene Zuſammenkunft als ein Nationalconcil betrachtet werden könne: da habe man Geiſtliche geſehen, welche

le maintien de ce, qu'il croit luy appartenir, quoiqu'il en puisse arriver.

[1] In den nach England geſandten diplomatiſchen Berichten heißt es: Le pape n'a voulu recevoir aucune proposition d'accommodement qu'il n'eut sceu, que l'assemblée aura été congediée, ne voulant pas, qu'elle y eust aucune part. Man ſagt vom Erzbiſchof von Paris, qu'il pourrait avoir chagrin de cette affaire, mais qu'il ne rougira pas (er werde nicht Cardinal werden).

durch die Regale zu ihrer Stelle gelangt ſeien, um über die Regale ihr Urtheil abzugeben: die Kirche ſeufze unter weltlicher Unterdrückung.[1] Das Empfindlichſte war, daß der Papſt den Geiſtlichen zweiten Ranges, die an der Verſammlung Theil genommen, wenn ſie vom König zu biſchöflichen Sitzen vorgeſchlagen wurden, die Inſtitution verſagte.

Ohne Zweifel war die gallicaniſche Kirche durch die Stellung, die ſie nahm, aus dem Gemeingefühl der geſammten katholiſchen Welt einen Schritt herausgetreten. Fragen von allgemeinem Inhalt und der höchſten Bedeutung hatte ſie für ſich ſelbſt entſchieden, im Widerſpruch mit dem Papſt, im Verein mit ihrem König. Ein anſpruchvolles Unternehmen, dieſe Entſcheidung zur allgemeinen Norm erheben, und ſogar, wovon Boſſuet ſo häufig redet, ſie zur Grundlage der Wiederherſtellung des Katholicismus in aller Welt machen zu wollen. Zunächſt mag man die vier Sätze als die Manifeſtation eines innern Bedürfniſſes der katholiſchen Kirche betrachten, dieſe große Streitfrage zu Ende zu bringen. Was ſich auch immer gegen die canoniſche Geſetzlichkeit oder die weltlichen Motive der Beſchlüſſe von 1682 einwenden läßt, die Erörterung des Gegenſtandes ſelbſt iſt vom höchſten Intereſſe und das ganze Verfahren trägt einen großartigen Charakter. Die Zuſammenkunft, die Aufſtellung der Gegenſätze, die Erwägungen, das Verhältniß zwiſchen dem König und der Verſammlung, ſelbſt zwiſchen dem Papſt und der Verſammlung, Alles hat Styl und Form. Die Gränzen der Verehrung ſowohl der höchſten geiſtlichen, als der weltlichen Macht werden mit Beſtimmtheit

[1] Critique de l'assemblée du clergé de France (tenue 1682); ſchließt mit den Worten Fulberts: o derelicta, moesta, o desolata Galliarum ecclesia! (Mſ. derſelben Bibliothek.)

bezeichnet: die letzte hat das Uebergewicht, aber auch die erste wird nicht mißkannt.

Dieses französische Gemeinwesen war durch die Geschichte und das Gefühl der Macht eine Welt für sich; es vermaß sich, für die Entscheidung aller großen und allgemeinen Fragen zu genügen.

Die zwischen dem König und dem Clerus geschlossene Verbindung, welche sich hier zunächst als Opposition der nationalen kirchlichen Gewalten gegen die allgemeine katholische Kirche, und gegen deren Oberhaupt, den Papst, darstellt, richtete sich in demselben Augenblick gegen andere Widersacher, gegen die Protestanten. Man wollte das kirchliche Frankreich dem Römischen Hofe entgegen setzen, aber nicht ein von religiösen Meinungen gespaltenes, sondern durchaus einmüthiges, der katholischen Confession angehöriges Frankreich.

Fünftes Capitel.

Widerrufung des Edicts von Nantes.

Es hatte eine Zeit gegeben, in der die Protestanten, im Kampfe mit den von der Hierarchie gebilligten empörerischen Bewegungen, das Princip der Legitimität aufrecht erhielten; da hatten sie alle ihre religiösen Freiheiten und politischen Rechte erworben.

Eine andere war gefolgt, in der, als die Regierung, durch die an einem großen Fürsten vollzogene Mordthat erschreckt, und durch persönliche Verhältnisse eingeladen, ihre Politik veränderte, die Protestanten an der Rebellion mächtiger

Magnaten ſelber Theil nahmen; da gingen ſie ihrer politiſch-militäriſchen Selbſtſtändigkeit verluſtig, doch behaupteten ſie, unter dem Einfluß einer günſtigen Weltlage, ihre religiöſen Freiheiten.

Deren hatten ſie ſich trotz mancher Unbilden, die ihnen — mehr durch die Ungunſt der Parlamente, als durch die Regierung, die dieſer keineswegs vollkommen mächtig war, — zugefügt wurden, ſeitdem im Allgemeinen erfreut; ſo daß ſie in den Unruhen der Fronde dem König treu anhingen, wie ja auch dieſer eben mit den Parlamenten zu ſtreiten hatte; Montauban und Rochelle verjüngten ihren alten Ruhm entſchloſſener Tapferkeit im Kampfe mit den Anhängern Condé's.[1] Dafür war es denn eine der erſten Beſchlußnahmen des für volljährig erklärten Königs, daß das Edict von Nantes in ſeiner vollen Geltung wieder hergeſtellt, Alles, was von den Parlamenten oder ſelbſt von dem Conſeil dagegen vorgenommen worden, ungültig ſein ſolle.[2] In Folge dieſer Erklärung wurden an vielen Orten neue Kirchen gebaut; — man wollte deren hunderte zählen; — die Reformirten traten wieder in die ſtädtiſchen Aemter und Conſulate ein, von denen ſie bisher ausgeſchloſſen waren; Manche finden wir an hohen Stellen in königlichem Dienſt, wie Herwart zur Seite Fouquets. Die Edelleute durften wieder ihr Patronatsrecht ausüben; wir hören, daß ſich ein gutes geſellſchaftliches Verhältniß zwiſchen ihnen und den benachbarten Prälaten bildete. Trotz aller Widerreden des Clerus bewilligte ihnen Mazarin im Jahr 1659 eine Provinzialſynode, die ihnen ſeit vielen Jahren nicht

[1] Benoiſt Histoire de l'édit de Nantes III, 151.

[2] Declaration portant confirmation de l'édit de Nantes, 21. Mai 1652. ib. App. 38.

zugeſtanden worden war: er verſichert ſie, ſein rothes Käppchen verhindere ihn nicht, ihre Verdienſte anzuerkennen.

Und dieſem Beiſpiele folgte nun auch Ludwig XIV. in den erſten Jahren ſeiner Regierung, obgleich er ſchon damals eine einſeitige Vorliebe für das katholiſche Bekenntniß blicken ließ. Nicht allein auswärtigen Fürſten, wie dem Kurfürſten von Brandenburg, hat er erklärt, er wolle die Gerechtſame der Proteſtanten aufrecht halten, ſondern es finden ſich auch Erlaſſe der Verwaltung in demſelben Sinne. Im Jahr 1666 wird der Herzog St. Aignan in Bezug auf gewiſſe Verdächtigungen der proteſtantiſchen Einwohner in Havre, vom König erinnert, nicht etwa Alle entgelten zu laſſen, was ein Einzelner verbrochen haben möge: „denn da ſie, ſagt er, mir nicht minder treu ſind, als andere Unterthanen, ſo müſſen ſie auch mit eben ſo viel Rückſicht behandelt werden.“[1] Wenn es gewiß iſt, daß ſie damals und ferner manches Unbillige erfuhren, ſo bezeugt doch der ausführlichſte und zuverläſſigſte ihrer Geſchichtſchreiber, daß dieß mehr läſtig und widerwärtig, als gefährlich geweſen ſei.

Die Reformirten hatten einen ſehr bedeutenden Antheil an der Verwaltung der Finanzen, den Staatspachtungen, dem Anleiheweſen: es iſt bemerkenswerth, mit welchem Eifer und Erfolg ſie ſich der aufkommenden Manufaktur widmeten.[2]

Die Eiſenarbeiten in Sedan, die Papierfabrikation in Auvergne und in Angoumois, die Lohgerbereien von Touraine, die mit den engliſchen wetteiferten, waren faſt ausſchließend

[1] Ne m'étant pas moins fidéles que mes autres sujets, il ne faut pas les traiter avec moins d'égard et de bonté. 1. Avril 1666. Oeuvres de Louis XIV. V, p. 375.

[2] Vgl. Ch. Weiß: Histoire des refugiés protestants de France I, 37.

in ihren Händen; um die Hauptstadt her arbeiteten sie in den Luxusartikeln, worin diese sich schon damals vielen Ruf erwarb; in der Normandie und Bretagne hatten sie fast den meisten Antheil an den blühenden Leinwandwebereien; — und nicht gering war deren Vertrieb nach England; — in Tours und Lyon an der Fabrication von Seide, Sammet und Taffet; in Gevaudan nährten sich ganze Familien durch Bearbeitung der wohlfeileren wollenen Zeuge. Ihr Verkehr war besonders mit Engländern und Holländern, welche ein größeres Vertrauen in die Zuverlässigkeit ihrer Glaubensgenossen setzten.

Man zählte mehr als anderthalb Millionen, vielleicht zwei Millionen thätiger und ruhiger, besonders gewerbsfleißiger Einwohner reformirten Glaubens in Frankreich,[1] in deren Händen sich ein überaus bedeutendes Vermögen befand.

Ein sehr lebendiges und sehr verbreitetes geistiges Bestreben gibt sich kund, wenn man die Verzeichnisse von Schriftstellern, die in einzelnen Bezirken oder Städten lebten, durchgeht. In Nimes z. B. findet man nicht nur Theologen, welche den Kampf gegen die namhaften Jansenisten oder gegen Bossuet nicht ohne Glück führen, sondern auch Aerzte, welche an entfernte Höfe berufen werden, und zugleich Entdeckungen in den Naturwissenschaften machen; Poeten, die den Dialect von Languedoc in den Rang einer Schriftsprache zu erheben trachten;

[1] In deutschen Flugschriften der Zeit werden 1,800,000 angegeben: einen einigermaßen authentischen Anhalt für die Bestimmung der Zahl bildet der Entwurf eines Anschreibens der 1682 neu ernannten Directoren an den König, worin sie sagen: que les édits tendoient à priver deux millions d'âmes des droits les plus naturels. Benoist III, III, 639. So erklärt das Parlament in einem Arret vom 26. Dec. 1687 »la reunion de près de deux millions de personnes« für vollendet.

Schriftſteller leichterer Gattung, die ſich in den Streit der Tagesmeinungen ſtürzen, die geltenden philoſophiſchen Syſteme angreifen oder vertheidigen, und dabei geborne Gelehrte, die nur in den Studien leben, von eben ſo viel Ausbreitung als Tiefe der Kenntniſſe, und zugleich beinahe ſchwärmeriſcher Religioſität.[1] Die Proteſtanten hatten eine Reihe trefflicher, einen und den andern ausgezeichneten Prediger unter ſich, wie Daillé in Charenton, von dem ſie behaupten, ſeit Calvin habe es keinen größern Lehrer in der Kirche gegeben. Auf ihren Akademien, zu Sedan, Montauban, Saumur, wurde die große Frage über die Gnade, welche die Katholiken in zwei Lager ſpaltete, auch von proteſtantiſchem Standpunkt aus in neue Erwägung gezogen. In den beiden erſtgenannten hielt man an der ſtrengen Auffaſſung Calvins von der Gnadenwahl feſt: in Saumur, wo der gemäßigte Geiſt Dupleſſis Mornay's noch zu wohnen ſchien, kam man auf die Annahme des univerſalen Rathſchluſſes, durch welchen allen Menſchen das Heil geboten werde, zurück; allmählich aber drang dieſe Anſicht auch in Sedan ein.[2] Es ſchien faſt, als werde der confeſſionelle Gegenſatz durch innere Umbildung zurückweichen, wie man etwas Aehnliches bei den Katholiken bemerkte. In den Controverſsſchriften, welche noch Eindruck auf die gebildete Welt machten, war von den Punkten, gegen welche ſich anderthalb Jahrhunderte früher der Widerſpruch hauptſächlich erhoben hatte, — der Anrufung der Heiligen, dem Dienſt der Bilder und der Reliquien, Fegfeuer und Ablaß, — wenig die Rede; bei vielen Katholiken griff die Meinung um ſich, die überlieferte Lehre ſei gut, aber ſie ſei von Aberglauben

[1] Nicolas, Histoire littéraire de Nimes I.

[2] Boſſuet Histoire des variations L. XIV. §. 116.

umgeben, den man dem Volke laſſen müſſe; ſie ſelbſt zogen ſich von allen daran ſtreifenden Gottesdienſten zurück.

An dieſe gegenſeitige Annäherung knüpften nun Manche die Hoffnung einer vollkommenen Vereinigung, oder wie man ſich ausdrückte, einer Reunion der Hugenotten. Turenne hat darüber Rathſchläge an die Hand gegeben, und wie es ſchon im Plane Richelieu's gelegen hatte, ſo iſt kein Zweifel, daß auch Ludwig XIV. dieſem Plan den lebendigſten Antheil widmete. Denn nachdem er den janſeniſtiſchen Kirchenfrieden geſtiftet hatte, welcher Ruhm erwartete ihn in den Jahrbüchern der Welt, wenn ihm das bei weitem Schwerere gelang, auch die Proteſtanten mit der alten Kirche zu verſöhnen. Ein Entwurf dazu liegt vor, nach welchem den Pfarrern die Ehe erlaubt, in der Lehre dasjenige, worüber man übereinſtimmte, feſtgehalten, alles Disputiren über die ſtreitigen Punkte vermieden werden ſollte. Es war ganz im Sinne Colberts, wenn auf der andern Seite die Abſchaffung der Hälfte der Klöſter verſprochen, ſogar die Aufſtellung eines Patriarchen in Ausſicht geſtellt wurde. Eine Anzahl von Predigern ward für dieſen oder einen ähnlichen Plan gewonnen: ſie behielten ſich nur vor, dabei nichts gegen ihr Gewiſſen thun zu müſſen. Im Jahr 1673 war es ſo weit, daß eine in Charenton verſammelte Synode die Sache förmlich in Gang bringen ſollte. Allein hier erſchien doch die althugenottiſche, an ihrem Bekenntniß feſthaltende Partei bei weitem als die ſtärkere. Die doppelte Beſorgniß erhob ſich, daß durch die Annahme neuer Formeln das Edict von Nantes zweifelhaft, und jedes dagegen gemachte Zugeſtändniß zuletzt, wenn der Papſt es verlange, widerrufen werden würde. In der Synode wurde der eifrigſte Verfechter der Reunionsideen beinahe als Verräther betrachtet,

und für unfähig erklärt, geiſtliche Functionen zu vollziehen, bis er ſich gerechtfertigt habe.[1] Hierüber aber erwachte nun der Unwille des Königs, nicht allein, weil ein Entwurf, der ihm lieb war, ſcheiterte, ſondern auch, weil er es unerträglich fand, daß es in ſeinem Reiche eine Partei gab, welche die Religion, zu der er ſich bekannte, des Irrthums zieh und von ihm geſondert die rechte Wahrheit zu beſitzen vermeinte. Von ſeinem Feldlager vor Maſtricht verordnete er, daß die Verhandlungen der Synode nichtig ſeien und vor den Augen des königlichen Commiſſärs zerriſſen werden ſollten.

Wenn der Krieg, in welchem Ludwig XIV. damals begriffen war, zugleich einen religiöſen Charakter trug, und bei der Gefahr von Holland das proteſtantiſche Gemeingefühl gegen ihn aufregte, ſo lag es nahe, ihm ſeine reformirten Unterthanen als Verbündete ſeiner Feinde erſcheinen zu laſſen. Von einer wirklichen Verbindung findet ſich keine Spur; doch erſchien ſie als möglich;[2] und ſchon dieß war genug. In der großen Feſtung, zu welcher er Frankreich umgeſtaltete, ſah der König mit Mißbehagen ſo viele Menſchen, die wenigſtens in Einer Beziehung mit ſeinen Feinden ein gemeinſchaftliches Intereſſe hatten.

Ob es nicht zum Weſen eines großen Reiches gehört, entgegengeſetzte Richtungen in ſeinem Innern aufkommen und gewähren zu laſſen, ſo lange ſie ſich der Staatsgewalt nicht

[1] Benoiſt Histoire de l'édit de Nantes III, II, 265.

[2] Auch der venetianiſche Geſandte gedenkt ihrer bei den Erwägungen, die zum Aachener Frieden führten. Als wahrſcheinliche Folgen der Fortſetzung des Krieges erwähnen die Miniſter: L'armata navale d'Inghilterra nella riviera di Bordeos: quella d'Olanda alle Roccelle: gli Vgonotti in arme.

widerſetzen, wäre erſt die Frage; die entgegengeſetzte Meinung jedoch iſt die angenommene; nach dieſer iſt einem Reiche vor allem Einheit nothwendig; das am ſtrengſten geſchloſſene auch das mächtigſte; jede innere Differenz eine Gefahr. Und wenn jemals ein Fürſt, ſo war Ludwig XIV. von dieſer Lehre durchdrungen.[1] In ſeinem Staate, wo jede Selbſtſtändigkeit von der höchſten Gewalt gebeugt war, oder ſich ihr unterworfen hatte, erſchien die auf ihrem eigenen Princip beruhende reformirte Genoſſenſchaft als eine Anomalie.

Früher hatten Prinzen von Geblüt, auch ſpäter Magnaten erſten Ranges an der Spitze der Hugenotten geſtanden: einige große Generale waren aus ihnen hervorgegangen: und die Rückſicht, welche ausgezeichneten Perſönlichkeiten nicht verſagt werden kann, war der ganzen Genoſſenſchaft zu gute gekommen; jetzt aber war das nicht mehr der Fall; viele eben von den Vornehmſten waren übergetreten; andere hoffte man in Kurzem herüberzuziehen. Der Abfall in ihrer Mitte hatte den Credit der Confeſſion ſelbſt erſchüttert. Ein Fürſt, der dem Katholicismus anhing, weil er darin erzogen war, und von dem inneren Rechte der religiöſen Abweichung keinen Begriff hatte, wie Ludwig XIV., wurde leicht überredet, daß nur Hartnäckigkeit und Eigenwille die Abſonderung aufrecht erhalte.

In dieſer Stimmung, in der ſich Mißkenntniß und Mißachtung, politiſches Vorurtheil und perſönliches Mißvergnügen vereinigten, empfing Ludwig XIV. jene Bewilligungen des Clerus von 1675, welche von eben ſo viel Ergebenheit zeigten,

[1] Wie Colbert Croiſſy dem brandenburgiſchen Geſandten ſpäter einmal wiederholt: l'importance et l'interest d'un si grand bien, que celui, de voir tous les sujets du royaume reunis dans une même religion. Spanheim 7. Jan. 1686.

wie ſie Nutzen brachten. Mit um ſo größerer Geneigtheit vernahm er nun ihre Vorſtellungen, die denn ganz unumwunden gegen die Hugenotten gerichtet waren. Nach allen den Siegen, die Gott dem König verliehen, ſo lauteten ſie, könne auch er nicht verweigern, was Gott durch den Mund der Geiſtlichkeit von ihm fordere: er könne dem Verleiher der Siege ſeine Dankbarkeit nur dadurch beweiſen, daß er die Ketzerei in ſeinem Reich ausrotte:[1] er werde alsdann zugleich ein Kriegsheld und ein religiöſer Heros ſein: man rühme von Auguſtus, daß er ſein Land glücklich gemacht habe: das Heil der Kirche und des Staats zugleich werde ſich an den Namen Ludwigs des Großen knüpfen. Nicht zwar in Bezug auf das Papſtthum, aber in Bezug auf ſeine eigenen ausſchließenden Rechte hielt der Clerus an den Begriffen der hierarchiſchen Jahrhunderte feſt. Den Glaubenseifer und den Ehrgeiz des Königs ſuchte er für dieſelben zu entflammen. Der König erwiederte, niemals habe eine Vorſtellung einen größern Eindruck auf ihn gemacht. So ſcheint es in der That: man darf annehmen, daß ſein Entſchluß damals, da die Treue der Proteſtanten ihm verdächtig war, die Hingebung des Clerus aber ſtärker als je erſchien, gefaßt worden iſt.

So lange der Krieg währte, ließ ſich nicht viel thun, der König entſchuldigte ſich ſelbſt darüber mit der Bemerkung, daß es ihm ſo leid thue, wie dem Clerus nur immer; unmittelbar nach dem Frieden aber legte ſeine Regierung Hand an das Werk.

Sie kam zunächſt auf den alten Gedanken zurück, alle die Wege der Gewaltſamkeit, die das Edict frei gelaſſen hatte,

[1] En employant votre autorité pour l'entière exstirpation de l'hérésie.

zur Beschränkung des reformirten Bekenntnisses zu benutzen; nichts zu erlauben, was in demselben nicht ausdrücklich verheißen, Alles zu verbieten, was darin nicht ausdrücklich erlaubt sei; und diesem indirekten Drängen die Verführungen hinzuzufügen, die in augenblicklicher Unterstützung für die Bedürftigen, oder für eine höhere Classe in der Erwerbung der königlichen Gnade liegen konnten.

Die Summe der Fürsorge Heinrichs IV. für seine alten Glaubensgenossen lag darin, daß er die Parlamente zur Verification der den Protestanten für ihr Bestehen unentbehrlichen Gesetze nöthigte. Wie viel Mühe hatte es ihm gekostet, jene gemischten Kammern zu Stande zu bringen, auf denen alle Unparteilichkeit des Gerichts für sie beruhte. In dem Edict fand sich die Andeutung, daß dieß vielleicht in Zukunft nicht mehr nöthig sein werde. Darauf hin wurden die gemischten Kammern, an denen man schon eine Zeit daher rüttelte, geradezu aufgehoben, im Widerspruch mit einem Worte, das der König früher selbst hatte verlauten lassen.[1]

Von den Forderungen der Geistlichkeit im Jahr 1675 war eine der vornehmsten, daß der Uebertritt vom katholischen Glauben zum Protestantismus schlechthin verboten werde. Dieß schien gegen einen Artikel des Edictes zu laufen, in welchem den künftigen Reformirten der Genuß ihrer Privilegien versprochen wurde: aber der Clerus legte den Satz dahin aus, daß er nicht von solchen, die zu der Religion übertreten, verstanden werden dürfe, sondern nur von Denen, die in derselben geboren seien. Diese Erläuterung nahm der König jetzt an. Der

[1] Articles concernants la religion, lesquels Mrss. les Archevêques etc. en 1675 supplient le roi de leur accorder. Jeder Artikel ist mit einer Preuve versehen.

Verſammlung des Clerus im Jahr 1680 machte er bekannt, daß er das Verbot, und zwar unter den härteſten Strafen, erlaſſen habe. Gemiſchte Ehen wurden aus demſelben Grunde geradehin verboten. Man wollte keine Wehemütter reformirten Glaubens mehr dulden. Der Verordnung, daß jedes Kind binnen 24 Stunden getauft werden müſſe, lag das Motiv zum Grunde, daß ſie dann wegen der Entfernung der Prediger meiſtens durch katholiſche Prieſter vollzogen werden würde. Wenn bisher das Alter, in welchem es den Kindern der Reformirten frei ſtehen ſollte, zum Katholicismus überzutreten, auf das vierzehnte Jahr für das männliche, auf das zwölfte für das weibliche Geſchlecht beſtimmt geweſen war, ſo erklärte man jetzt das ſiebente Lebensjahr für genügend, und die Kinder für berechtigt, eine Penſion zu ihrer Erhaltung von den Aeltern zu fordern:[1] gleich als hätte man abſichtlich Hader in die Familien bringen und die Aufwallungen Unzurechnungsfähiger begünſtigen wollen. Jedes Mittel ſchien recht, um den Uebertritt zum Proteſtantismus unmöglich zu machen, den Uebertritt zum Katholicismus zu provociren.

Eine andere Forderung der Verſammlung von 1675 war geweſen, daß die Reformirten nicht mehr ſo leicht und ſo zahlreich wie bisher bei der Steuerverwaltung angeſtellt, von den Generalpachten der Einkünfte aber vollkommen ausgeſchloſſen würden.[2] Denn es ſei nicht zu dulden, daß der größte Theil der Reichthümer der Provinzen in ihre Hände gerathe,

[1] Nicht ganz neu war die letzte Beſtimmung; ſie ward eben in den Articles concernants la religion der Verſammlung von 1685 abermals zur Sprache gebracht; der Präſident ſollte in entſtehenden Streitigkeiten zu entſcheiden haben.

[2] Articles concernants la religion etc. v. 1675 §. 44.

und ihnen die Autorität zu Theil werde, welche denen zufalle, die die Geſchäfte des Königs verwalten. Unmöglich konnte dieſe Neuerung den Finanzen förderlich ſein; bei der Veränderung der Pachtungen ſah man ſogleich einen Verluſt von einer halben Million voraus.[1] Es erhellt nicht, ob und wie weit ſich Colbert dieſen Anmuthungen widerſetzt hat; die Agenten des Clerus verſichern, durch ſeine eigene Frömmigkeit und die des Königs bewogen, habe er die Hand dazu geboten. Genug, die Reformirten wurden von den Finanzen, den Pachtungen, ſo wie der Marine ausgeſchloſſen: ſie wurden ihrer ſtädtiſchen Aemter, ihrer Communaldienſte beraubt. Die reformirten Prediger hatten ſich bisher auf den Grund eines Artikels in dem Edict der Exemtion von der Taille erfreut; der Clerus fand eine Auslegung der Worte, nach der ihnen dieſes Vorrecht entzogen wurde, während die, welche ſich fügten, Gnadengeſchenke erhielten, zu denen beſtimmte Fonds geſtiftet waren: lange Zeit war Peliſſon mit Vertheilung dieſer Gaben beauftragt. Die Reformirten verloren ſelbſt die Privilegien des Ranges, den ſie in Folge königlicher Briefe oder höherer Aemter erworben hatten: ihre Wittwen die Rechte, die ſich für ſie daran knüpfen mochten. Andere wurden aus den Collegien der Sachverſtändigen verwieſen: nachdem ihnen tauſend andere Erwerbszweige genommen waren, ſo ward endlich auch das Recht des Handwerks an das kirchliche Bekenntniß geknüpft.

Von der Methode eines ſo gut wie direkten Zwanges, welche einige Intendanten im Jahr 1681 in Anwendung brachten, — wir werden ihrer ſogleich weiter gedenken, —

[1] Rapport d'agence par Mr. de Valbelle 1680. Pr. Verb. V. P. Just.

ſtand die Regierung damals noch ab, aber ſonſt ließ ſie nichts unverſucht, was zu ihrem Zwecke führen konnte.

Das Verderblichſte war jenes Verbot der Aufnahme eines Katholiken in die kirchliche Gemeinſchaft der Reformirten: — jede Theilnahme an einer ſolchen Handlung, ſogar die Zulaſſung der Neubekehrten, die etwa zu ihrem alten Glauben zurückkehren wollten, zur Theilnahme an der Abendmahlsfeier wurde als ein Verbrechen betrachtet, die das Interdict für die Kirche, in der es begangen worden, und für den Prediger, der dazu geholfen habe, herbeiführte. Beleidigungen des katholiſchen Cultus reichten an ſich ſchon hin, um eine Kirche zu ſchließen oder zu zerſtören. Dieſe Kirchen waren der katholiſchen Geiſtlichkeit das Widerwärtigſte; im Ruin einer Kirche ſah ſie einen Gewinn auf immer. Die Parlamente boten ihr die Hand dazu. Unter ſehr nichtigen Vorwänden verdammte das Parlament zu Guyenne die Kirche zu Bourdeaux, das Parlament der Bretagne, die Kirche zu Rennes zur Zerſtörung. Das Parlament der Normandie machte den Predigten von Havre de Grace und Rouen ein Ende, und traf Anſtalt, die beginnende Auswanderung zu verhindern: in den Häfen von Dieppe, Honfleur, Havre, durchſuchte man Schiffe und Häuſer, um die Flüchtlinge zurückzuhalten: ihre Güter wurden verſteigert. Das Parlament von Paris erwarb ſich den guten Ruf, daß es unzweifelhafte Ungerechtigkeiten vermeide; am ſchonungsloſeſten, wie von jeher, ſo auch jetzt, war das Parlament von Toulouſe. Eine Menge von Kirchen hat es unter dem einen oder dem andern Vorwand ſperren oder zerſtören laſſen. Wir erfahren, daß dießmal nicht, wie vor Alters, die Wuth des Volkes dieſe Handlungen unterſtützte. Gar manche Katholiken äußerten, wie ein deutſcher Bericht ſagt,

ihr Befremden über dieſe Anordnungen: wäre das gemeine Volk, ſo heißt es da, in derſelben Stimmung[1] wie die Häupter, ſo würde Niemand ſicher ſein.

In dieſer bedrängten Lage zeigten die franzöſiſchen Reformirten Würde und Haltung.

Manche haben den Gehorſam gegen das eine und das andere Edict mit dem Worte verſagt, der König habe über ihr Leben, ihr Hab und Gut zu verfügen, nicht über ihr Gewiſſen. Wie viele ſahen ſich ihres Lebensunterhaltes beraubt, ihre Familien an den Bettelſtab gebracht, dennoch hielten ſie aus. Unter den Gebildeten galt es für eine Ehrenſache, um keines Vortheils willen, noch wegen irgend eines Verluſtes die Religion zu wechſeln. Eine gewiſſe Größe athmet, was von der Bevölkerung der Cevennen berichtet wird. In St. Hippolyt war die Kirche, in der ſie ſich zahlreich zuſammenzufinden pflegten, zerſtört worden: auf die Nachricht, daß in Montpellier ein Buß- und Bettag gehalten werde, um von Gott die Abwendung fernerer Strafen zu erflehen, erhoben ſich bei 6000 Männer, um an demſelben Theil zu nehmen. Der Intendant erſchrak, als ſie die Straße daher zogen, und bat ſich bereits von dem Gouverneur Truppen gegen ſie aus. Aber ſie waren ohne Waffen und Wehr gekommen; jedermann erkannte, daß ihre einzige Abſicht war, ihr Gebet dem Gebet ihrer Brüder hinzuzufügen; die Predigt, welche gehalten ward, galt nur der inneren Bekehrung; kein anderer Beſchluß wurde gefaßt, als der, ſchlecht und recht zu leben, ohne allen Aufwand, in chriſtlicher Freundſchaft. Bei ſiebzig Familien, welche in altem Hader mit einander lagen, hielten ein Verſöhnungsfeſt. Ruhig, wie

[1] Johann Beck 28. Juni, 5. Juli 1680, „ſo ausgelaſſen gegen die von der Religion als die Häupter.“

ſie gekommen, und unbeläſtigt zogen die Männer wieder nach Hauſe.[1]

Nur einmal hat eine Demonſtration ſtattgefunden, von der man nicht ſagen konnte, daß ſie ſich ganz innerhalb der geſetzlichen Ordnung hielt. Eine Anzahl Deputirter der Provinzen Ober- und Niederlanguedoc, Vivarais, Cevennen, Dauphiné, im tiefſten Geheimniß gewählt und in Toulouſe verſammelt, faßten den Beſchluß, daß ſich die Gemeinden auf einen beſtimmten Tag überall in den verbotenen Kirchen oder den Ruinen der zerſtörten verſammeln und hier ihre Pſalmen, beſonders die auf den Zuſtand der Kirche bezüglichen, auf den Knieen liegend beten ſollten. Der Verſuch — wenn er einer Entſchuldigung bedarf, ſo iſt er derſelben doch auch überaus würdig — wurde wirklich gemacht, und zwar zugleich in Vivarais, Dauphiné und den Cevennen. Hierüber zuerſt erwachte die alte Antipathie in der katholiſchen Bevölkerung, gleich als ſei irgend eine Gewaltſamkeit, eine Selbſthülfe im Werke, der ſie ihrer eigenen Sicherheit wegen nicht zuſehen wollte; ſie griff zu den Waffen. Auch ein paar hundert Proteſtanten bewaffneten ſich: zum Schrecken mehr der friedlichen Mehrzahl ihrer Glaubensgenoſſen, die nicht an das Recht des Widerſtandes gegen die höchſten Gewalten glaubte, als ihrer Gegner. Truppen wurden herangezogen und ſtellten ſofort den vollen Gehorſam wieder her. Dann ward eine Amneſtie verkündet, aber die Anſtifter blieben der Strafe vorbehalten. In den Kerkern von Toulouſe ſollen einmal ſechzig Prediger zugleich geſchmachtet haben.

Einer Geſinnung, wie ſie die Proteſtanten an den Tag legten, gegenüber konnte man wohl nicht lange die Hoffnung

[1] Aus den Relationen Johann Becks 11. April 1681.

festhalten, durch Beschränkungen und Herabwürdigungen, Strafe oder Verführung etwas Nachhaltiges auszurichten. Schon verlauteten auch, mit Ermahnung gepaart, die ernstesten Drohungen.

Die Clerusversammlung von 1682 meinte durch ihren Widerspruch gegen die Infallibilität und weltliche Machtvollkommenheit des Papstes die Bekehrung der Protestanten zu erleichtern; denn hauptsächlich sei ja das Dogma von der Omnipotenz des römischen Stuhls Schuld an ihrem Abfall. Mit einem gewissen Selbstgefühl über seine Freisinnigkeit hielt es der Clerus für zeitgemäß, noch einmal einen recht systematischen Bekehrungsversuch zu machen. Die Argumente wurden zusammengestellt, mit denen man bisher die protestantischen Lehren bekämpft hatte, und den Bischöfen so wie den mit der Mission an die Protestanten Beauftragten mitgetheilt; die Versammlung forderte die gesammte Geistlichkeit zu erneuten Anstrengungen auf: an die Reformirten selbst, „ihre Brüder von der calvinistischen Secession," wandte sie sich mit einer salbungsvollen Ermahnung, von dem Schisma abzulassen; der König befahl, dieselbe den Consistorien mitzutheilen. Wenn er selbst dabei die Beobachtung der Edicte seiner Vorfahren aufs neue zusichert; so lautet die Ansprache der Bischöfe nicht so harmlos. Würden, so heißt es darin, die Reformirten auch diese Mahnung aus der Acht schlagen, so würde ihr dadurch um so mehr alle Entschuldigung verlierender Irrthum auch ein ohne Vergleich schwereres Unglück über sie hereinziehen.[1]

[1] Et parceque cette dernière erreur sera plus criminelle en vous, que toutes les autres, vous devez vous attendre a des malheurs incomparablement plus épouvantables et plus funestes, que tous ceux que vous ont attiré jusqu'à present votre revolte

Die Anſprache ward, in Güte mitgetheilt, mit Ehrerbietung empfangen, Wirkung aber konnte ſie nicht hervorbringen. Daß darin der Papſt gerühmt ward, mit welchem doch ein heftiger Streit entbrannt und der ſo ſchwer verletzt war, erſchien den Reformirten als eine verwerfliche Zweizüngigkeit. Was konnte es ſie fördern, wenn zwar das Anſehen des Papſtthums geſchwächt, aber dagegen die nicht weniger drückende Autorität des Clerus vermehrt wurde. Sie waren in der Sache mehr für den Papſt als den König. Aber auch von dem König erwarteten ſie trotz der Drohungen noch nicht das Aeußerſte; er werde Liſt und Gewalt gegen ſie brauchen, aber ein ſo feierlich genehmigtes, altanerkanntes, als unwiderruflich bezeichnetes Geſetz, wie das Edict von Nantes, geradezu aufzuheben, werde er nicht wagen. Was ſolle feſt bleiben, wenn dieß umgeſtürzt werde; wer ſolle ſich jemals auf etwas, wozu er ſich verpflichtet habe, verlaſſen; was werde Europa dazu ſagen?

Ohne Zweifel hatte die Rückſicht auf Europa damals noch eine gewiſſe Bedeutung. Denn noch ſchwebten die Verhandlungen über Krieg und Frieden in Deutſchland und den Niederlanden. Mehr als einmal hat Avaux des ſchlechten Eindrucks erwähnt, welchen die Nachrichten von den in Frankreich über die Proteſtanten ergangenen Bedrängniſſen im Haag machten, der Entwürfe, welche die Gegner des Königs darauf gründeten. Eifrige Reformirte, die Republikaner in den Niederlanden, der Kurfürſt von Brandenburg waren eben die beſten Verbündeten Frankreichs: die franzöſiſche Regierung durfte das Verſtändniß

et votre schisme. Bei weitem ſtärker als in der lateiniſchen Faſſung: quemadmodum hic error vester novissimus erit pejor priore, sic erunt novissima vestra pejora prioribus.

mit ihnen nicht dadurch in Frage stellen, daß sie ihre Glaubensgenossen geradehin mißhandelte. Jetzt aber war der Waffenstillstand durchgeführt, die europäischen Mächte hatten sich vor der vollzogenen Gewaltthat abermals gebeugt; von keiner Seite war eine Feindseligkeit zu fürchten. Ohne irgend eine Besorgniß konnte man zu dem Aeußersten fortschreiten.[1]

Das Verfahren, zu welchen man sich zunächst wieder entschloß, hat folgenden Ursprung.

Noch immer herrschte in Frankreich die so oft verdammte und bekämpfte Willkür bei der Eintreibung der Taille; wir finden wohl, daß Intendanten ein Dorf gegen andere erleichterten, um damit einem Gönner bei Hof, dem es gehörte, eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Dieß Verfahren wandte man nun auf das religiöse Verhältniß an, um die Zahl der Bekehrungen zu vermehren. Man nahm den Katholischen oder Uebertretenden die Hälfte der Last ab, und warf sie auf die Protestanten, man nannte das, da die Gnadengeschenke dabei gespart wurden: Seelen gewinnen, ohne daß es den König Geld koste.[2] Schon im Jahr 1681 war man nun aber zunächst in Poitou darauf gekommen, die Einquartierung der Truppen zu diesem Zwecke zu benutzen. Es erhellt nicht deutlich, ob die Erfindung dieser quälerischen Maßregel dem

[1] Vgl. Avaux Negot. I, 132. Avaux schrieb dem König Oct. 1681, nach einer Mittheilung der Bürgermeister von Amsterdam, der Prinz von Oranien und damals auch der König von England dächten daran »de susciter des affaires au roi dans le dedans du royaume par le moyen de ceux de la religion pretendue reformée qui etoient maltraités« (ib. 99.).

[2] Aus einer Depesche des englischen Gesandten Savile: that whilst they get souls to god the almighty, the king may loose no money (25. April 1681).

Intendanten oder dem Minister angehört;[1] genug, auch in den höchsten Regionen war man damit einverstanden. Den protestantischen Familienvätern wurden noch einmal so viel Reiter zugetheilt, als den katholischen; denjenigen, die sich bekehrten, die Einquartierung abgenommen. Damals jedoch, wie gesagt, hielt man damit noch inne. Der Widerwille, der innerhalb des Landes und außerhalb dadurch erweckt wurde, war so allgemein, daß die Anordnung zurückgenommen und der Intendant von Poitou, Marillac, der sie provocirt zu haben scheint, abberufen wurde.[2]

Jetzt aber unter veränderten Umständen, kam man, und zwar abermals auf den Anlaß eines eifrigen Intendanten, darauf zurück.

Es war Nicolas Joseph Foucault, der an der Justizreform Colberts mitgearbeitet hatte, und dann durch diesen Staatsmann von Stelle zu Stelle befördert worden war. Schon als Intendant von Montauban hat er, wie er selbst erzählt, bei Louvois in Vorschlag gebracht, ein paar Schwadronen Reiterei nach seinen Bezirken kommen zu lassen, um die Missionare zu unterstützen. Er gehörte zu den Leuten, die durch das Interesse des öffentlichen Dienstes, wie sie ihn verstehen, über jede andere menschliche Rücksicht erhaben zu sein glauben, denen zugleich daran liegt, die Stufe, welche sie erreicht haben, zu behaupten und durch die Gunst der Mächtigen, die sie mit

[1] Rulhieres beklagt, daß er sich die Briefe Marillacs nicht habe verschaffen können; er theilt das Schreiben von Louvois mit (18. März 1681), in welchem die Anordnungen enthalten sind. Eclaircissements historiques sur les causes etc. I, 201.

[2] Da das zurücknehmende Schreiben (für Limoges) schon vom 20. Juni ist (Rulh. 219), so kann es nicht eigentlich als die Folge der Proklamation Carls II. vom 28. Juli betrachtet werden.

jedem Mittel zu erwerben bereit ſind, noch höher zu ſteigen. Er war ſeitdem nach Pau verſetzt worden; in der zweiten Hälfte des Jahres 1684 finden wir ihn in Paris. Er erzählt ſelbſt, wie er einſt in einer langen Audienz dem König eine Karte von Bearn vorgelegt und ihm nachgewieſen habe, daß es in dem Lande für ſeinen Umfang zu viele Kirchen gebe; er gab den Rath, deren funfzehn zu ſchließen; als zu belaſſende aber brachte er nur ſolche in Vorſchlag, an Zahl ihrer fünf, von denen er ſchon wußte, daß Dinge darin vorgegangen waren, welche zu einer Schleifung derſelben berechtigten; mit einer königlichen Verfügung gegen die erſten und mit den Richterſprüchen des Parlaments gegen die andern gerüſtet, hoffte er alle Kirchen und Kanzeln in dieſem Mutterland des franzöſiſchen Proteſtantismus zu vernichten. Seine Vorſchläge ſcheinen durch den guten Ruf, ſelbſt den der Billigkeit und Milde, den er noch genoß, unterſtützt worden zu ſein; er ſprach dem König von der Verehrung, mit welcher die Landsleute Heinrichs IV. dem Enkel deſſelben zugethan ſeien, und rühmt ſich, eine überaus gnädige Erwiederung nach dem Lande mitgenommen zu haben. Der König empfahl dem Kanzler und den übrigen Miniſtern die Denkſchriften und Pläne, die ihnen Foucault übergeben werde, ohne daß man doch beurtheilen könnte, wie weit bis ins Einzelne er von ihnen Kunde gehabt habe.[1] Schon genug, daß er ſich ihnen nicht widerſetzte.

Es dauerte einige Monate, ehe Foucault ſeine Inſtruktionen erhielt; ſie fielen in dem von ihm befürworteten Sinne aus; im Februar 1685 traf er wieder in Bearn ein.

[1] Mémoires de Messire Nic. Joh. Foucault bei Bernier: Mém. secrets etc. de la cour de France par le Marquis de Sourches II, 270.

Er begann damit, die funfzehn als überflüſſig bezeichneten Kirchen, nachdem das Parlament das Edict darüber regiſtrirt hatte, zerſtören zu laſſen; binnen ſechs Wochen war dieß Werk vollbracht. Hierauf erſuchte man ihn, dafür zu ſorgen, — und ſelbſt bei einem der Miniſter des Königs, Colbert Croiſſy, fand dieſer Wunſch Beifall, — daß die übrigen fünf zur Aufnahme einer größeren Menſchenzahl eingerichtet würden; das war jedoch nicht ſeine Abſicht. Vielmehr brachte er nun die Contraventionen gegen die Edicte zur Sprache, welche in denſelben vorgefallen ſein ſollten; eine Kirche nach der andern ließ er verdammen, und dann zerſtören. Ende Mai waren auch die beiden letzten zu Grunde gerichtet. Kein Prediger ward in dem kleinen Lande oder in der Nähe der Gränzen geduldet.

Nachdem die Prediger entfernt worden, begannen die Jeſuiten ihre Miſſionsthätigkeit mit ungeſtörtem Eifer. Eben mit den Führern der Jeſuiten, dem Erzbiſchof Harlay von Paris und dem Beichtvater des Königs, Pater La Chaiſe, ſtand Foucault in Verbindung. Höchſt auffallend, daß auch dieſe im Rufe der Milde und Mäßigung ſtanden. Hauptſächlich durch dieſe Eigenſchaften war La Chaiſe zu ſeinem hohen Poſten empfohlen worden: Harlay hatte früher als Erzbiſchof von Rouen die Reformirten ſogar gut behandelt.[1] Es ſcheint, als ſei jetzt ihr Gedanke geweſen, ihre durch den Gegenſatz gegen den Papſt beinahe zweifelhaft gewordene

[1] Spanheim, Relation de la cour de France, ſagt von dem Beichtvater: Il avait fait paroitre un esprit doux, traitable et moderé; und von dem Erzbiſchof: il avait donné les preuves d'un naturel doux traitable bienfaisant et même assez commode envers les gens de la religion.

Rechtgläubigkeit durch die Vernichtung der Proteſtanten um ſo glänzender zu beweiſen. Ueberdieß aber: wenn ſie es vollbrachten, ſo konnte es ihnen nicht fehlen, vollends Meiſter der franzöſiſchen Kirche und zugleich des Königs ſelber zu werden. Denn in dieſer Richtung bewegte ſich nun deſſen religiöſer Ehrgeiz. La Chaiſe ließ Foucault wiſſen, daß er ſeine Berichte dem König vorlege, der mit Wohlgefallen Kenntniß von ihnen nehme. Man kann denken, wie viel dem Intendanten daran lag, immer größere, unerwartetere Erfolge zu berichten.

Nicht allein der Miſſion jedoch wollte er ſein Unternehmen anvertrauen: zur Unterſtützung derſelben forderte er Truppen von Louvois: nicht, wie er ſagte, um Thätlichkeiten auszuüben, wofür er vielmehr einſtehe, ſondern nur um Furcht einzuflößen. Und, wie er erwartet habe, erzählt er, ganz ſo ſei es gegangen; bei der erſten Nachricht von der Annäherung der Compagnien ſeien in ein paar kleinen Ortſchaften Hunderte von Bekehrungen erfolgt.

Im April meldete er, daß ſeit ſeiner Rückkehr ins Land 150 Familienväter zum Katholicismus übergetreten ſeien, mit ihren Kindern und Familien achthundert Seelen; Anfang Juni zählte er 5000 neue Bekehrungen auf, die ihm auf ſeine Weiſe gelungen waren; im Juli überhaupt 16,000 Bekehrungen; am Ende dieſes Monats berechnete er, daß von 21,000 Anhängern der reformirten Religion nur noch 1000 übrig ſeien. In der Stadt Orthez waren von 1000 nicht mehr als 200 dem Bekenntniß treu geblieben. Foucault ſpottet über den Leichtſinn der Bearner und über ihre Prediger, „falſche Hirten, die ihre Heerden verlaſſen haben.“ Er hatte ſie ſelbſt verjagt.

Aus ſeinen Nachrichten ſollte man ſchließen, daß die

Miſſion, die Furcht und ſeine Unerſchütterlichkeit Alles gethan; er machte ſich ein Verdienſt daraus, daß er die Einwirkungen des Miniſters, oder des Biſchofs von Lescar, welche noch einige Nachgiebigkeit erwarten ließen, abgewehrt habe. Und es mag ſein, daß, wo ſich die Menſchen aus bloßer Furcht unterwarfen, keinerlei Gewaltthätigkeit erfolgte. Wo aber dem Befehl, den man als den des Königs verkündete, die Religion zu verändern, nicht ſofort Folge geleiſtet wurde, in ſolche Ortſchaften drangen die Dragoner mit gezogenem Schwert ein, und betrugen ſich wie in einem eroberten feindlichen Platze. Es iſt allzuwohl bezeugt, um bezweifelt werden zu können, daß ſie gegen Alte und Junge, Reiche und Arme, Männer und Frauen Mißhandlungen ohne Ende begingen, die ruchloſeſten an denen, welche am ſtandhafteſten waren.[1]

Bis an den Hof drangen die Klagen der Mißhandelten nicht; man hörte hier nur von den großen Erfolgen. Louvois, vielleicht eiferſüchtig über dieſelben, da ſie von dem Erzbiſchof und deſſen Freunden ausgingen, faßte den Gedanken, die umfaſſende Macht, die ihm zuſtand, zur Anwendung einer ähnlichen Verbindung militäriſcher und adminiſtrativer Gewalt mit jeſuitiſcher Miſſion über das ganze ſüdliche Frankreich hin zu benutzen. So eben wurde auf Anlaß diplomatiſcher Irrungen eine Abtheilung des Heeres nach den Pyrenäen geſchickt: dieſer Marſch ward mit den Bekehrungsabſichten in Verbindung gebracht.

[1] Vgl. unter andern das Schreiben aus Perigord 5. Sept., das damals gedruckt wurde: „Sie haben nichts vergeſſen, was auch unmenſchlich ſcheinet, ſie haben die Häuſer niedergeriſſen, die ſchönſten Mobilien und Hausrath in Stücke geſchlagen, die alten Männer, deren graues Haupt ſonſt von jedermann reſpectirt wird, haben ſie braun und blau, ja zu Boden geſchmiſſen, die Frauen und Jungfrauen haben ſie geſchändet."

Die Inſtruction iſt vorhanden, in welcher die Art und Weiſe, wie dieß geſchehen ſollte, näher angegeben wird. In den Städten und Flecken ſollten die Truppen eben nur bei den Reformirten einquartiert werden und denſelben zur Laſt fallen, ſo lange, bis ſie ſich bekehren würden; aus keinem Orte aber ſich entfernen, bevor nicht die Zahl der Bekehrten die der ſich Weigernden um das Dreifache oder Vierfache überſteige. Eine gewiſſe Schonung ward für die Familien der Wohlhabenderen empfohlen, um dieſe nicht zur Flucht zu veranlaſſen, welche für die Provinzen nachtheilig ſein könnte.[1] Denn nicht allein Fanatismus und Haß lagen hier zu Grunde; ein Jeder berechnete, was im Allgemeinen und für ihn perſönlich daraus folgen könne.

Zuerſt in Guyenne und dem Bezirke von Montauban ward das Verfahren verſucht; es hatte eine ungeheure Wirkung. Denn ſeit mehr als vierzig Jahren waren die Menſchen an den tiefſten Frieden gewöhnt; ſie hatten einen natürlichen Abſcheu, Gewaltſamkeiten über ſich hereinzuziehen; vor denen, die von dieſen Kriegsvölkern zu erwarten ſeien, eine durch die Nachrichten von Bearn vermehrte Furcht; bei der Annäherung der Truppen ergriff ſie ein allgemeiner Schrecken; da ſich allenthalben Einige fanden, die den übrigen vorangingen, ſo folgte der Uebertritt in Maſſe. Viel trug dazu bei, daß auch bedingte Unterwerfungen angenommen wurden; z. B. die Anerkennung der katholiſch-apoſtoliſch-römiſchen Kirche, wie ſie

[1] Inſtruction von Louvois: en sorte que lorsque S. M. voudra ne plus permettre l'exercice de cette religion dans son royaume, il n'y ait plus à appréhender que le petit nombre de religionnaires qui resteront, puissent rien entreprendre. (Noailles, hist. de Mad. de Maintenon, t. IV, p. 101.)

zu den Zeiten der Apostel gewesen sei. Das Wort katholisch genügte, welchen Begriff man auch mit demselben verbinden mochte. Im Anfang des Septembers zählte man bereits 60,000 Bekehrungen in Guyenne, 20,000 im Gebiete von Montauban: Boufflers, der hier die Vertheilung der Truppen geleitet, wandte sich nun nach Saintonge. In Languedoc vertrat damals der Herzog von Noailles die Stelle des Gouverneurs; man versichert, daß in Folge seiner Anordnungen binnen drei Tagen 60,000 Bekehrungen in Nismes ausgesprochen worden; Montpellier ging in Folge einer Deliberation des Stadtraths über; im October war bereits ein Drittheil von Gevaudan herbeigebracht; ehe die Truppen kamen, geschah die Unterwerfung; Noailles wußte in Kurzem nicht mehr, was er mit denselben anfangen sollte.[1] So ging es überall. In Dauphiné zählte man binnen vierzehn Tagen 30,000 Bekehrungen; für Bas Poitou reichte ein einziges Regiment hin. Lange hatte Rochelle die Einquartierung anderer Truppengattungen ausgehalten, als aber die Dragoner kamen, unterwarf sich die Stadt binnen vierundzwanzig Stunden. Alle diese durch den Protestantismus einst namhaft gewordenen Städte und Provinzen, in denen das reformirte Bekenntniß so freudig empfangen, so tapfer behauptet worden war, beugten sich ohne Schwertstreich und Blutvergießen; die Erwartungen derer, welche diese Maßregeln angeordnet, wurden durch den Erfolg derselben übertroffen.

Indem dieß aber so geschah, und nun alle Tage Nachrichten von dem Uebertritt der Hugenotten in Masse bei Hofe eintrafen, trat man daselbst dem letzten Gedanken näher, den man bisher durchblicken zu lassen sorgfältig vermieden hatte.

[1] Mémoires de Noailles, Pet. 71, 271.

Noch wenige Monate vorher hat die Verſammlung des Clerus ausdrücklich ausgeſprochen, daß ſie zwar Grund hätte, bei dem König auf die Abſchaffung des Edicts von Nantes zu dringen, daß ſie es jedoch nicht thue. Nun aber ward aus den Ereigniſſen ſelbſt ein Motiv dafür entnommen. Wo die Umkehr zum Katholicismus noch verweigert werde, beruhe das auf der Meinung, daß der Wille des Königs nicht unzweifelhaft ausgeſprochen ſei, ſo lange er das Edict noch nicht widerrufen habe: die Erklärung der Intendanten und der Kriegsbefehlshaber genüge noch nicht: man müſſe officiell erfahren, daß der König keine andere Religion als die katholiſche in ſeinem Reiche dulden wolle.

War nun aber von einem ſo entſcheidenden Schritte, wie die Abſchaffung des feierlich beſtätigten Edictes, die Rede, ſo mußten doch noch einmal die auswärtigen Beziehungen, vor allen das Verhältniß zu England, in Betracht gezogen werden. Denn verhielt es ſich nicht ſo, daß der Antheil, welchen Carl I. an der Abkunft von 1626 genommen, die Politik, die ihn zum Frieden von 1629 beſtimmt hatte, der engliſchen Regierung auch die Pflicht auferlegte, über die Erfüllung der Verſprechungen zu halten, welche Richelieu damals machte? Später waren den Proteſtanten die Beziehungen zu Cromwell, der ſie zu den Waffen hätte aufrufen können, zu Statten gekommen. Selbſt Ludwig XIV. hatte ſich einmal im Jahr 1669, um nicht die Feindſeligkeit des engliſchen Parlaments auf ſich zu ziehen, zu Zugeſtändniſſen, die ihm bereits ſchwer wurden, bewegen laſſen. Als die Verfolgungen zum Ausbruch kamen, iſt Carl II. von England von ſeinem Geſandten in Paris an die Garantie von 1626 und an die Pflicht, die er als erſter proteſtantiſcher Fürſt habe, ſich der franzöſiſchen Reformirten

wenigſtens durch eine Declaration zu ihren Gunſten anzunehmen, erinnert worden.[1] Man ſage zwar, dann werde ſich Ludwig XIV. der Katholiken in England annehmen wollen: aber welch ein Vergleich ſei das: in England führe man die beſtehenden Geſetze aus, in Frankreich breche man ſie. Carl II. hatte hierauf am 28. Sept. 1681 in der That eine Ordonnanz erlaſſen, in welcher er den Flüchtlingen, die nach England kommen würden, das Bürgerrecht, ſo weit er es verleihen konnte, und mannichfaltige Erleichterungen zuſagte, das Recht der Naturaliſation, ſobald ſich wieder ein Parlament verſammelt haben werde:[2] der Geſandte ſprach ihm dafür die Erkenntlichkeit der Proteſtanten aus. Ich weiß nicht, ob Ludwig XIV. bei Lebzeiten Carls II., deſſen er nie ſicher war, die äußerſten Schritte gethan hätte; wenigſtens würde es ihm Unterhandlungen und bedeutende Geldſummen gekoſtet haben. Jetzt aber war Jakob II. auf den engliſchen Thron geſtiegen, ein Fürſt, der ſeinen Entſchluß, den Katholicismus in England wiederherzuſtellen, unumwunden vor ſich hertrug. Die Empörung Monmouths machte doch einen gewiſſen Eindruck in Frankreich in Bezug auch auf die religiöſe Angelegenheit, aber bereits im Juni war ſie gedämpft worden, Jakob II. in vollen Beſitz der königlichen Gewalt gekommen.[3] Welchen Antheil konnte ein Fürſt wie dieſer, den

[1] Savile an Carl II. 11. Juli 1681. Er macht ihn aufmerkſam auf »the number of french seamen, of this religion, their willingnes, and easiness of transportation of the considerable number of wealthy people ready whit great sums do come over to you.« Am 20. Aug. dankte er dem König im Namen der franzöſiſchen Proteſtanten für ſeine Fürſorge, verſpricht davon gute Folgen (State papers office.)

[2] Vgl. Benoiſt III, II, 291.

[3] Die handſchriftliche Gazette ſagt am 28. April: la cour icy voulant

Proteſtanten widmen? Es war nicht einmal nöthig, ihm die Subſidien, die er auf das dringendſte nachſuchte, zu bewilligen:[1] Frankreich durfte ohnehin auf ihn zählen.

Eine andere Frage war, ob das Edict rechtlich aufgehoben werden könne. Durch eine Familienerinnerung werden wir unterrichtet, daß dieſelbe in einem Gewiſſensrath, welchem zwei Theologen und zwei Rechtsgelehrte beiwohnten, erwogen und bejahend entſchieden worden iſt. Der Generalprocurator des Parlaments von Paris ward im October 1685 nach Fontainebleau beſchieden, um darüber gehört zu werden. Das vornehmſte Argument, auf welches man das Recht der Widerrufung gründete, war die Thatſache der vorangegangenen Bekehrungen ſelbſt. Dieſe ſeien, ſagte man, ſo über alles Erwarten zahlreich, daß der Grund wegfalle, aus welchem das Edict einſt gegeben worden, die Beſorgniß vor einem bürgerlichen Krieg; mit dem Grunde aber falle auch die Wirkung.[2] Die Juriſten hielten es für erlaubt; die Theologen drangen darauf, als auf die Erfüllung einer religiöſen Pflicht. Es war ſo eben die Zeit der Vacanzen im Parlament, das ſich erſt am Martinstage im November wieder verſammelte, aber jeder Verzug erſchien wie ein Verluſt. Die während der

savoir, s'il n'y passera quelque chose qui puisse repondre aux intentions qu'on a de faire donner le dernier coup par l'assemblée prochaine du clergé à l'extirpation des Huguenots.

[1] Vgl. Dalrymple III, 44.

[2] So berichtet Spanheim 22. Okt. 1685 ſeinem Kurfürſten. Il y a quelques jours, que la resolution fut enfin prise à Fontainebleau ou le procureur general du parlement avoit été appellé pour en venir à la suppression ouverte de l'édit de Nantes, sur ce fondement de ces grandes et générales conversions, comme on les appelle, arrivées dans le royaume et ainsi de la cause comme cessante qui avoit donné lieu au dit édit et à ce, qui en resulte.

Ferien fungirende Commission des Parlaments registrirte das Edict am 22. October; schon einige Tage früher war es mit dem großen Siegel versehen worden. Schon am 21. wagte man nicht in Charenton zu predigen.

Auch in dem Erlaß selbst bezeichnete der König als das vornehmste Motiv desselben, daß der größere und bessere Theil der Reformirten sich bereits mit den Katholischen wieder vereinigt habe. Das Bekenntniß an sich verbot er darin nicht; er erlaubte den Reformirten freien Handel und Wandel, aber die Religionsübung untersagte er ihnen unbedingt: ihre Kirchen sollten ohne Ausnahme zerstört, Versammlungen derselben auch nicht in Privathäusern geduldet werden, alle Prediger wurden verbannt, keinem Anderen aber von des Königs Unterthanen vom reformirten Bekenntniß sollte es gestattet sein, das Reich zu verlassen. Die, welche es versuchen, und die, welche es begünstigen würden, namentlich die Schiffscapitäne, wurden mit den härtesten Strafen bedroht.

Betrachtet man den Wortlaut des revocirenden Edictes, so unterscheidet es sich von den ein Jahrhundert früher während der Ligue erlassenen dadurch, daß diese auch das Privatbekenntniß nicht dulden, was Ludwig XIV. vorbehielt. Dagegen aber erlaubten jene die Auswanderung, die er verbot. Das neue Edict nähert sich am meisten dem politisch-religiösen Standpunkt, den Catharina Medicis nach dem Blutbad der Bartholomäusnacht einnehmen zu sollen glaubte. Sie hat damals Gewissensfreiheit zugelassen, nur die Ausübung der Religion untersagt, und zugleich die Heimkehr aller aus dem Lande Geflüchteten geboten, unter Androhung der härtesten Strafen. Im Edict von 1685 finden sich dieselben Versprechungen, dieselben Drohungen. Wenn sich aber damals

zeigte, daß dieſe Unterſcheidung nicht haltbar ſei, und jedermann doch zu dem Uebertritt gezwungen werden würde, ſo trat das auch jetzt ſofort an den Tag. Befehlshaber von hohem Anſehen, wie Noailles, beklagten ſich bei dem Kriegsminiſter über die eingeſchaltete Clauſel,[1] denn ſie verhindere die Vollendung der Converſion; ſchon ſehe man an Vielen Reue über ihren raſchen Entſchluß und Enthaltung von der katholiſchen Communion: das Volk müſſe wiſſen, daß der König nur Eine Religion im Reiche dulden wolle. Der Kriegsminiſter antwortete, daß eine etwas ſtarke Einlegung von Truppen die Menſchen bald über den Willen des Königs enttäuſchen werde; er möge ſich nur in den härteſten Ausdrücken gegen Die erklären, welche eine Religion, die Sr. Majeſtät mißfalle, bis den letzten Augenblick bekennen wollten. Die dem Marſchall anſtößige Clauſel leitete er von der perſönlichen Anſicht des Mannes ab, der das Edict entworfen habe; es war der Staatsſecretär Chateau-neuf. Genug, die Beſchränkung ſtand im Edict, faktiſch war ſie ungültig.

Wie man fortan verfuhr, ſieht man beſonders an den Ereigniſſen in Orange, wo die Franzoſen der politiſchen Anmaßung, — denn bereits behandelten ſie die Stadt ohne alle Beachtung der Souverainetät des Prinzen, dem ſie gehörte, — den religiöſen Zwang hinzufügten. Schon ſeit einiger Zeit lagerten Truppen daſelbſt, und ein Kriegscommiſſär war anweſend: dieſer nahm ein Verzeichniß aller reformirten Einwohner auf. Dann erſchien, 10. November 1685, der nächſte militäriſche Befehlshaber, Graf Teſſé, in der Stadt, verſammelte die Bürgermeiſter und die Parlamentsräthe, und ſtellte ihnen, in

[1] Bei Rulhiere Eclaircissements sur la revocation de l'édit de Nantes I, 344.

der Umgebung eines zahlreichen Gefolges, vor, der König wolle ſie zwar nicht in ihrem Gewiſſen bedrängen, aber ſein Befehl an ſie ſei, alle Prediger zu entlaſſen, nach ein paar Stunden müßten dieſelben entfernt ſein; ferner, der König ſende zwei Regimenter, das eine Dragoner, in die Stadt; die Mannſchaften würden ſämmtlich bei den Reformirten eingelegt, und von dieſen bezahlt werden; ſobald ſich Einer von ihnen zum Katholicismus bekehre, werde man ihm ſeine Einquartierung abnehmen und ſie den Andern auflegen, und in dieſer Weiſe fortfahren: ſo daß, wenn zuletzt Ein Einwohner unbekehrt übrig bliebe, dieſem die Bezahlung aller Truppen zur Laſt fallen werde;[1] er habe Befehl, ſo lange am Ort zu bleiben, als es einen einzigen Reformirten daſelbſt gebe. Noch während der Berathung hierüber erklärten ſich einige aus Furcht zum Uebertritt bereit: in der Nacht folgten andere nach, durch die Inſolenz der Truppen bewogen; am folgenden Morgen bat die Stadt den General um eine kurze Bedenkzeit; er gewährte ihnen nur die paar Stunden bis Mittag; aber eben dieſes Drohen und Drängen hatte ſeine Wirkung: die Einwohner ſagten, Hab und Gut würden ſie gern aufopfern, aber das Beiſpiel anderer Ortſchaften zeige, daß nachdem der Beſitz zu Grunde gerichtet ſei, perſönliche Mißhandlungen

[1] Que dès qu'un se catholiseroit, les soldats qui seroient chez lui se delogeroient pour etre logés sur ceux de la religion P. R. et que dès ce jour les nouveaus convertis seroient exempts de contribuer aux frais de la subsistance des troupes, ce qui seroit toujours ainsi continué, jusqu'à ce, qu'il n'y eut plus aucune personne de la P. R. en sorte, que s'il en restoit un seul, toutes les troupes seroient mis sur lui et payés sur lui seul. Suite de ce qui est passé en Orange (State papers office zu London).

angewendet würden, ſo lange, als jemand von ſeinem Bekenntniſſe nicht weiche; da ſei denn doch beſſer, von Anfang an das Unvermeidliche über ſich ergehen zu laſſen, und ſich zu unterwerfen. Sie baten den Biſchof um Nachſicht in einigen Punkten, die er ihnen bewilligte. Indem aber die Menge ſich fügte, hielten der Präſident und die Räthe des Parlamentes noch feſt. Graf Teſſé ließ ſie wiſſen, er werde ſie nicht auffordern, ihre Religion zu wechſeln, aber er werde Truppen bei ihnen einlagern, z. B. bei dem Präſidenten zuerſt 35 Mann Dragoner, und wenn er ſich binnen einigen Stunden nicht zum Katholicismus bekehre, noch einmal ſo viel, nach ein paar Stunden eine dritte Compagnie. Präſident und Räthe erklärten hierauf, Hab und Gut würden ſie im Stich laſſen, wenn ſie perſönlich ihre Gewiſſensfreiheit retten könnten: ſie baten um ihre Päſſe; ſo weit aber erſtreckte ſich der Auftrag des Grafen nicht, ein ſolches Geſuch zu bewilligen, er ſchlug es unbedingt ab. Den Männern blieb nichts übrig, als ſich zu der katholiſchen Kirche zu bekennen.[1]

Die Proteſtanten haben ſich in ihren Schriften beklagt, daß angeſehene Männer von Rang und perſönlichem Rufe ihre Hand zu dieſem Werke der Tyrannei nicht verſagten: die höheren Officiere ſahen es ohne Zweifel als eine Sache der militäriſchen Execution und des Dienſtes an.

So hat ſich dieß Ereigniß in immer ſteigender Gewaltſamkeit entwickelt. Zuerſt war es nur auf eine Reunion der Proteſtanten mit gegenſeitigen Zugeſtändniſſen abgeſehen: als ſich dieſe auf dem angebahnten Wege unmöglich zeigte, faßte man den Gedanken des indirekten Zwanges. Jener Mißbrauch

[1] Ils furent contraints malgré eux de plier et de declarer de bouche, qu'ils embrasseroient la religion catholique. ib.

ſcheinbarer Geſetzlichkeit, der in den auswärtigen Angelegenheiten eine ſo große Rolle ſpielte, war in den innern doppelt wirkſam. Immer drangvoller, gehäſſiger wurden die Maßregeln; ſie erreichten die Gränze des mit den Geſetzen allenfalls zu Vereinbarenden. Da das nicht zum Ziele führte, ſchritt man zur Drohung und nicht ſelten zur Anwendung perſönlicher Gewaltthätigkeit: Generale und Intendanten vereinigten ſich mit den Miſſionaren: ein plötzlicher Schrecken brachte den Uebertritt in Maſſe hervor. Aber auch dieſe genügte noch nicht, da noch eine Umkehr möglich war, da es noch Entſchuldigungen gab: um jeden Ausweg abzuſchneiden, ward das Edict in aller Form widerrufen. Die Geſammtheit der Franzoſen zu einem Glauben zu vereinigen, ſchien für Staat und Kirche ein ſo großes Heil, daß Alles als gerechtfertigt betrachtet wurde, was dazu führen konnte. Auch die letzte Ausflucht, welche ſelbſt das Edict noch übrig ließ, ward in der Ausführung abgeſchnitten: an die Stelle der Bekehrung trat der unerbittliche Zwang in ſchroffer Nacktheit.

Einen ſolchen entſchloß ſich — einem Vorurtheil zu Liebe — der allerchriſtlichſte König gegen ſeine getreueſten Unterthanen anzuwenden. Er wollte, wie ſich verſteht, die Reformirten nicht verjagen, er hatte ſie vielmehr, indem er die Spaltung hebe, mit ſeinen übrigen Unterthanen und ſeiner Regierung um ſo enger zu vereinigen gemeint: aber ſchon bei den erſten Verfolgungen begann trotz aller Vorkehrungen die Emigration: in demſelben Maße wie jene nahm auch dieſe zu. Der Heroismus des Bekenntniſſes zeigte ſich dießmal nicht in dem Widerſtand, ſondern, wenn man das paradoxe Wort ausſprechen darf, in der Flucht. Denn mit welchen Gefahren war dieſe verknüpft! Der Graf von Marancé iſt mit ſeiner

Familie, ſeinen Kindern und deren Wärterinnen, auf einem kleinen Fahrzeug von ſieben Tonnen Gehalt, von der Normandie nach England geflüchtet, in der ſchlimmſten Jahreszeit. Unter unſäglichen Beſchwerden, die ſeichten Stellen der Flüſſe durchwatend, im Dickicht der Gebüſche übernachtend, haben Andere den Gränzplatz erreicht, von wo ſie dann als Spaziergänger ſo gut wie möglich gekleidet, oder als Bediente, junge Damen als die Frauen ihrer Führer, ſich über die Gränze gerettet haben. Andere mußten einen höchſt widerwärtigen Verſteck auf den Schiffen aushalten, zwiſchen Waarenballen, in dunkeln Räumen voll ſtickender Luft, in leeren Tonnen, der ſehr gefährlich geworden wäre, wenn die Marinebeamten ſie gefunden hätten, oder in manchen Fällen hätten finden wollen. Denn ohne Connivenz wäre auch die Flucht nicht möglich geweſen. Die Capitäne der Galeeren, durch welche das Fortkommen der Flüchtlinge verhindert werden ſollte, führten dieſe zuweilen ſelbſt in ſichern Port, nicht aus Sympathie, ſondern wie ſie des Vortheils halber auch andere Contrebande beförderten. Die Pfarrer haben ſich gewinnen laſſen, einem Auswandernden Certificate ihrer Katholicität zu ertheilen.[1]

Aber wie Vielen ging es nicht ſo gut. Der Marquis de Bordage entſchloß ſich, das reiche Einkommen, das er in Frankreich beſaß — man berechnete es auf 60,000 Livres — zu miſſen und alle glänzenden Hoffnungen, die er ſich hätte machen dürfen, um bei ſeiner Religion zu bleiben: aber unfern der Gränze bei Maubeuge wurde er feſtgehalten und zurückgeſchleppt. Ein Receveur von St. Menehould, de Marolles, wurde in der Nähe von Straßburg ergriffen, zu den Galeeren verurtheilt und unter Verbrechern, an die Kette geſchmiedet,

[1] Benoiſt III, 2, 976.

nach Paris gebracht; er trug die ſchwerſte von allen.[1] Es war ein Mann von hohem Verdienſt und Anſehen: alle ſeine Freunde beſuchten ihn; der König ſchickte zu ihm, um ihn zum Uebertritt zu vermögen. Er ſagte: ihm mangle nichts, er lebe zufrieden. Der Generalprocurator des Parlaments nahm mit Thränen von ihm Abſchied: er konnte nichts für ihn thun, als ihm eine leichtere Kette anlegen laſſen: ſo ward er nach Marſeille abgeführt. Alle Gefängniſſe waren überfüllt.

Diejenigen, welche im Drang des Momentes ſich unterworfen hatten, blieben doch nicht unterwürfig. In Languedoc, wo man nach einiger Zeit ungefähr 200,000 Neubekehrte zählte, hielt es der Intendant Baville für nothwendig, die katholiſche Bevölkerung als Landmiliz zu organiſiren: um jede Erhebung ſofort erſticken zu können, in den Cevennen wurden Militärſtraßen gezogen, die Eingänge der Berge mit Forts bewaffnet. Wie die Bekehrung durch eine Combination militäriſcher und kirchlicher Handlungen ins Werk geſetzt wurde, ſo ward ſie durch dieſelbe behauptet.

Nie waren Kirche und Staat in Gallien enger vereinigt geweſen. Wenn man fragt, weſſen Sache die Vernichtung der Reformirten hauptſächlich war, ſo iſt es nicht zweifelhaft: anderthalb Jahrhunderte hatte der Clerus auf ihre Vernichtung gedrungen, immer vergeblich: jetzt hatte der König ſie nicht allein bewilligt, ſondern er ſetzte ſeine ganze Autorität ein, ſie durchzuführen. Dagegen lag in der Streitigkeit mit dem Papſt der Nachdruck auf den Vorrechten der Krone; die Geiſtlichkeit wich von dem univerſalen Zuſammenhange, der in dem Begriffe der katholiſchen Kirche liegt, einen Schritt zurück, um ſich vor allen Dingen ihrem König anzuſchließen.

[1] Johann Beck: 9. Juli 1686. (Archiv zu Berlin.)

Die Oppoſition gegen die Eingriffe von Rom, die Unterdrückung der proteſtantiſchen Confeſſion ſind zwei Handlungen, die einander entſprechen, einander ergänzen. Nicht den Anſtrengungen und dem Eifer des allgemeinen Katholicismus, ſondern der Idee der gallicaniſchen Kirche, der franzöſiſchen Einheit, ſind die Proteſtanten in Frankreich zum Opfer gefallen.

Sechstes Capitel.

Miniſterium und Hof. Allgemeine Lage.

Fortgezogen von dem großen Intereſſe, das in der Entwickelung der Thatſachen liegt, die ſich wie durch ihre eigene Kraft bewegen, haben wir der theilnehmenden und einwirkenden Perſönlichkeiten weniger gedacht; wenden wir unſern Blick auch dieſen zu: — zunächſt dem Miniſterium, wie es ſich im Laufe der Zeit weiter geſtaltete.

Miniſter.

Pomponne, der nach geſchloſſenem Kirchenfrieden an die Stelle Lionne's getreten war, erhielt nach dem Frieden von Nimwegen unerwartet ſeine Entlaſſung. Man wird ſich darüber ſo ſehr nicht verwundern, wenn man ſich erinnert, daß er der janſeniſtiſchen Partei angehörte, die eben damals für Rom gegen den König auftrat. Pomponne war ein angeſehener und würdiger Mann, von den beſten Formen; rückſichtsvoll und dienſtfertig, ſeinem Fürſten zu gemäßigt

und ruhig:[1] vielleicht eben darum in Stadt und Hof beliebt. Alles machte ihm, zum Beweis von Theilnahme, eine Art von Beileidsbesuch, wie es die Sitte mit sich brachte; den Erzbischof von Paris und die andern Häupter der jesuitischen Partei vermißte man hiebei.

Da nun der Bruder Colberts, der den Nimweger Frieden unterhandelt hatte, Colbert de Croissy, für die erledigte Stelle ernannt wurde, so theilten sich eigentlich zwei Familien in die höchste Verwaltung. Auf der einen Seite stand Le Tellier und dessen Sohn Louvois, auf der andern Colbert mit seinem Bruder. Man bemerkte, daß der König das Geheimniß des Staates nur zwischen diesen beiden Familien theilen wolle, die nun zu noch größerem Ansehen gelangten: ihre Anhänger, denen nach und nach alle wichtigen Stellen des Staates zufielen, bildeten gleichsam zwei Parteien, die in unaufhörlicher Eifersucht dem allgemeinen Zweck der Herrschaft wetteifernd dienten.

Croissy und Louvois gehörten schon einer zweiten Generation von Staatsmännern an, die vor allem von der Macht und Größe ihres Fürsten durchdrungen, weitere Erfolge mehr von einem trotzigen Geltendmachen derselben, als von Unterhandlung mit Andern und geschicktem Eingehen auf deren Interessen und Bedürfnisse erwarteten. Croissy war ein Mann von allgemeiner Bildung, einigem historischen Wissen, reicher in mancherlei Missionen erworbener Erfahrung; von pünktlicher

[1] D. G. Morosini 1671 schreibt ihm ingegno lucidissimo, prudenza, moderatione, eine presenza venusta zu. Ascanio Giustiniano: 1676. Non gli ho dimandato cosa alcuna che da lui dipendendo non me l'abbi concessa, essendo materia d'altri non me l'abbi protetta.

Arbeitſamkeit. Was ihn empfahl, war die Sicherheit, mit der er die Beſchlüſſe des Conſeils auffaßte und in ſeinen Depeſchen niederlegte, in einer den Perſonen und Dingen angemeſſenen Form, einem allezeit gewählten und Gemeines fernhaltenden Ausdruck. In der mündlichen Unterhandlung dagegen, für welche die Geſandten faſt ausſchließend auf ihn angewieſen waren, that er ihnen nicht Genüge. Seine natürliche Lebhaftigkeit ſchlug in das Linkiſche um, wenn er ſie mäßigen wollte: in der Regel aber ließ er ihr ihren Lauf. Man bedurfte viele Ruhe und Vorſicht, um durch ſeine Aufwallungen nicht gereizt zu werden. Er hatte nicht die Geduld, die Gründe, die man ihm vorbrachte, zu würdigen; zuweilen bemerkte man, daß er ſelber nicht einmal vollſtändig unterrichtet ſein möge: er warf ſich dann in allgemeine Betrachtungen: ſein vornehmſtes Argument war zuletzt immer das Unwiderlegliche: die Macht und der Wille ſeines Fürſten.[1]

In Louvois hätte Niemand, der ihn ſah, die Eigenſchaften eines wirkſamen Miniſters ſuchen ſollen. Eine große maſſenhafte, ſchwerfällige Geſtalt, ſtarke, beinahe rohe, wenig ausgebildete Geſichtszüge, eine rückſichtsloſe, heftige Art ſich zu betragen, ſo daß man, wenn es möglich war, der Nothwendigkeit ihn zu ſehen auswich,[2] ließen weder Spannkraft, noch Geiſt, noch Verſtändniß der Welt in ihm erwarten. Aber wenn man ihm näher trat, nahm man doch viele außerordentliche

[1] Relatione di Venier: L'ardire che prende fa che non ascolta gli argomenti de ministri, che trattano seco, et che li scordi.

[2] Ascan. Giuſtiniane: 1676. Nell' officiosità poco sodisfa: ciò però vien creduto effetto di occulta intentione per minorarsi a cagione di risparmio di tempo i superflui discorsi, avendo ora ottenuto che ognuno scansa di parlargli.

Eigenſchaften an ihm wahr. Einen zugleich feurigeren und unermüdlicheren Arbeiter konnte es nicht geben: nachdem er den ganzen Tag an ſeinem Arbeitstiſch geſeſſen und, wie man ſagte, die Federn ſeiner Secretäre ermüdet hatte, um die erforderlichen Verfügungen und Inſtruktionen niederzuſchreiben, nahm er Poſtpferde, um ſich ſelbſt an Ort und Stelle zu begeben, die Ausführung des Angeordneten zu leiten, zu beaufſichtigen. Er konnte 36 Stunden ununterbrochen an der Arbeit ſein: dann erholte er ſich wieder durch einen Schlaf, der ebenfalls Tag und Nacht dauerte. In früheren Jahren ſeinem Vater in dem Miniſterium des Kriegs beigeordnet, war er in den Geſchäften deſſelben ſo zu ſagen groß geworden und vollkommen zu Hauſe. Ueberdieß aber verſtand er, die Menſchen zu wählen, welche ihn in der Arbeit unterſtützen konnten: nur Wenigen ſchenkte er ſein Vertrauen, dieſe knüpfte er dann durch perſönliche Güte und Fürſorge unauflöslich an ſich. Da er jeden nach ſeiner beſondern Gabe zu verwenden wußte, ſo verband ſich in ſeinem Miniſterium mit Energie und Umfaſſung, Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit des Dienſtes. Auch diejenigen, die ihn nicht liebten, bewunderten ſein Talent, das in der Vereinigung eines beweglichen, durchdringenden Verſtandes mit einem allezeit entſchloſſenen Willen beruht. Die Richtigkeit ſeines Urtheils litt nicht unter der Raſchheit, mit welcher er es ausſprach; von dem Andrang der Geſchäfte ließ er ſich nie verwirren: in der Ausführung wußte er die beſte Ordnung zu halten. Sein Geſchäftskreis reichte von der erſten Einübung der Mannſchaften bis zu dem Entwurf und der Leitung eines Feldzuges; er umfaßte die Bewegung des Heeres und die Mittel dazu, Beſtimmung der Quartiere und der Marſchroute, Magazinweſen und Verproviantirung, den Bau der

Festungen und den Transport des Geschützes; die Erhaltung der militärischen Zucht in jedem Zweige und die Aufsicht über die Generale und ihren Dienst. Er war einige Jahre jünger als der König und mit demselben aufgewachsen: der König behauptete,[1] ihn zu den Geschäften gebildet zu haben. Da sich Louvois des königlichen Vertrauens erfreute, kümmerte er sich um Niemand sonst; durch hohe Geburt oder Rang bei Hofe ließ er sich nicht abhalten, auf die strengste Pflichterfüllung zu dringen. Louvois war aber nicht allein Kriegsminister; als Mitglied des Conseils nahm er an allen Berathungen über die allgemeinen Angelegenheiten des Reiches entscheidenden Antheil. Manche fanden es von vorn herein zweifelhaft, ob er auch dazu tüchtig sei: denn für die oberste Leitung habe er nicht kaltes Blut genug; er fasse weniger den Zweck, als die Mittel ins Auge: die Ausführung gelte ihm Alles. Ueberdieß aber hegte er von der Macht von Frankreich, den übrigen europäischen Staaten gegenüber, die größte Meinung: eben diese gab ihm, wie ein Venetianer sagt, seine kecke Unumwundenheit,[2] er hielt Alles für möglich, ausführbar, und war immer für die gewaltsamen Mittel.

Von dem wetteifernden Zusammenwirken dieser beiden Minister schreibt sich der Charakter der politischen Maßregeln der Epoche großentheils her. Croissy sah in dem Werke der Reunionen sein bedeutendstes Verdienst. Durch den Antheil, den er an den Nimwegischen Frieden genommen, hatte er diese Sache wie zu seiner eigenen gemacht, und hielt an dem zweifelhaften Anspruch, den er damals durchgeführt, gleich als an

[1] G. Morosini: viene della M. S. con frequenza nominato opera delle sue mani.

[2] Foscarini: franchezza ardimentosa.

einem unbestrittenen Rechte fest. Noch entschiedener aber fast hatte sich Louvois mit dem Gedanken durchdrungen, daß der Monarch nach innen und außen hin thun könne, was ihm beliebe. Weder Gesetze, noch europäische Verträge kümmerten ihn; sein Ehrgeiz war, in jedem Falle zu zeigen, daß der König ausführen könne, was er zu unternehmen für gut halte. In Besitz der Gnade des Königs, dessen geheimste Gedanken und Wünsche er verstand und an das Licht des Tages hervorrief, durch den Credit seines Vaters unterstützt, hatte Louvois den meisten Einfluß.[1]

Im September 1683 starb der ältere Colbert.

Wenn es wahr ist, daß Colbert durch seine Rathschläge zum Kriege von Holland angetrieben hat, so hat er dafür schwer gebüßt. Er könnte es nur in der Hoffnung gethan haben, die französische Marine vollends von dem Uebergewicht der Holländer zu befreien: und wäre der Friede gleich nach den ersten großen Schlägen geschlossen worden, so würde ohne Zweifel sein finanzielles System gefördert worden sein. Aber daß der Krieg so viele Jahre dauerte und sich so umfassend gestaltete, brachte dasselbe nothwendig in Unordnung. Schon war die Verwaltung überaus schwierig geworden, als ihm der König die Nothwendigkeit zu erkennen gab, eine außerordentliche Einnahme von jährlich 60 Millionen für den Krieg

[1] Spanheim Relation: Mr. de Louvois a toute l'habilité d'un ministre merveilleusement vigilant actif prevoyant ferme appliqué, entrant en tout le detail des choses qu'il entreprend ou fait entreprendre — — d'autre part il a peu de droiture dans ses intentions, peu de maturité ou la reflexion duë dans ses conseils, peu d'équité dans ses projets, peu de moderation dans sa conduite, et en un mot il y apporte plus de violence et de prévention que de justice et de bonne foy.

herbeizuſchaffen. Darin lag der Widerſtreit zwiſchen Louvois und Colbert, daß jener keine andere Rückſicht kannte, als ſeine Kriegsbedürfniſſe, dieſer die Finanzen und die allgemeine Wohlfahrt im Auge behielt. Colbert, hören wir, ſei bedeutet worden: ſollte er die Herbeiſchaffung dieſer Summe für unthunlich halten, ſo wiſſe man ſchon einen Andern, der das unternehmen werde. Er würde vielleicht für ſeinen ſtaatswirthſchaftlichen Ruf am beſten geſorgt haben, wenn er, woran er dachte, ſich zurückgezogen hätte. Aber ſeine Familie beſchwor ihn, das nicht zu thun: ihn ſelbſt, verſichern ſeine Freunde, habe noch mehr das Bewußtſein bewogen, daß er allein fähig ſein werde, das Land aus der gefährlichen Lage, in die es durch die Fortſetzung des Kriegs gerathe, zu retten.[1] Und gewiß, in der Mitte der Kriegsbedrängniſſe, durfte er König und Land nicht verlaſſen. Er hat vermittelt, daß die Ausgabe, die ſich im Jahr 1670 auf 77 Millionen belief, im Jahre 1679 auf 131 Millionen anſteigen konnte. Wie wäre das aber möglich geweſen, ohne daß er das ihm principiell Verhaßte hätte thun oder dulden müſſen? Colbert kannte recht wohl die Geheimniſſe des Credits, und hat ihn durch einige Anordnungen gefördert: ihn anzuſpannen trug er deßhalb Bedenken, weil er fürchtete, die Leichtigkeit, ihn zu benutzen, werde zu unerträglichen Mißbräuchen und Unordnungen führen: — dennoch mußte er zu Anleihen ſchreiten, und zwar auf Zinſen von einer ihm verhaßten Höhe (von achthalb Procent); deren Negociation gleichwohl nicht ohne große Verluſte von Statten ging. Neue Taxen, Aemtercreationen, mit allerlei drückenden fiscaliſchen Maßregeln, waren nicht zu vermeiden. Und zugleich ward es für die Einbringung der Auflagen, namentlich der Taille, nachtheilig, daß

[1] Mémoires de Charles Perrault 163.

die Truppen mit nicht zurückzuhaltender Gewaltthätigkeit im Lande lagerten, oder es von einer Gränze nach der andern durchzogen. Die Besoldungen waren bisher regelmäßig in den bestimmten Terminen erfolgt; damit hatte es jetzt ein Ende; das Jahr der Pensionen fing an zu 18 Monaten gerechnet zu werden. Die Schatzmeister der öffentlichen Bauten, die in der Regel Ueberschüsse verrechnet hatten, baten um Vorschuß: denn alles eingehende Geld brauchte man unmittelbar für den Krieg. Man bemerkte, daß Colbert, der sonst freudig bei der Arbeit war und sich im Gefühl einer befriedigenden Thätigkeit wohl die Hände rieb, wenn er daran ging, jetzt dagegen Verstimmung und Unmuth an den Tag legte. Nach dem Frieden von Nimwegen, als die gemachten Aufwendungen vollends liquidirt wurden, sind die Ausgaben noch höher gestiegen, überdieß aber blieb die Armee auf dem Kriegsfuß, ungeheure Kosten machten die Bauten der Festungswerke. Noch ist nichts zu Tage gekommen, woraus sich ein Widerspruch dieses Ministers gegen die Verfolgung der Reformirten mit Bestimmtheit ergäbe. An der engen Verbindung zwischen Krone und Clerus, die dadurch befördert wurde, war auch ihm viel gelegen; und zu dem Aeußersten kam es ja bei seinen Lebzeiten nicht; er scheint den Erfolg des eingeschlagenen Verfahrens so wenig wie Andere vorausgesehen, um die eigentlich religiöse Frage sich so viel nicht bekümmert zu haben. Aber daran kann kein Zweifel sein, daß er den Eintrag in den Finanzen, der schon damals aus den Drangsalen, die man den Reformirten anthat, erwuchs, auf das schmerzlichste empfand: für die Geldverwaltung lag eine neue Schwierigkeit darin.

Dennoch gelang es ihm, das Gleichgewicht zwischen der Ausgabe und der Einnahme für das Jahr 1683 ziemlich

wiederherzuſtellen. Der ſchwerſten Zinszahlungen wußte er das Land glücklich wieder zu entledigen.

Dem Krieg zum Trotz war der Handel, namentlich der levantiſche, in Aufnahme geblieben; die Manufacturen fanden in aller Welt reichliche Nachfrage; der ſtarke Ausgangszoll, mit dem ſie belegt waren, und der der königlichen Kaſſe wohl zu Statten kam, hinderte ihren Vertrieb nicht.

Wie die Landmacht, ſo ward auch die Seemacht, und zwar dieſe unter Colberts eigener Aufſicht, in einen Achtung gebietenden Zuſtand gebracht. Bei ſeinem Eintritt in die Verwaltung der Marine hatte er nur 30 Kriegsfahrzeuge, und darunter drei vom erſten Rang, vorgefunden; im Jahre 1683 waren 32 Kriegsſchiffe erſten Ranges in See, mit den noch im Bau begriffenen zählte Frankreich überhaupt 267 Kriegsfahrzeuge, mehr als irgend eine Macht der Welt.

Für die Bauten der königlichen Schlöſſer in Fontainebleau, Chambord, St. Germain und ihre Koſten ſchaffte er Rath. Verſailles, das eben damals in Stand geſetzt wurde, um vom Hofe bezogen werden zu können, hat in den fünf Friedensjahren 46 Millionen Livres gekoſtet.[1]

An dieſen Bau von Verſailles knüpfte ſich der Tod, oder, wenn man will, die Kataſtrophe von Colbert.

Die von einem ſpätern Schriftſteller herrührenden Nachrichten von einem tadelnden Wort, das der König wegen der großen Koſten einiger Theile dieſes Baues, z. B. des großen Gitters am Eingang, im Vergleich mit den Feſtungsbauten von Louvois gerichtet haben ſoll, wage ich nicht zu wiederholen. Aber ganz ohne Grund ſind ſie nicht. Auch der brandenburgiſche Geſandte weiß, daß ein Verdruß Colberts über jenen

[1] Nach den Jahresrechnungen in Peignots Documens authentiques.

Bau zu seinem Tode beigetragen: er habe sich über die Arbeiter erzürnt, durch deren Nachlässigkeit die Brüstung eines neuen und schönen Zimmers zusammengebrochen sei. Der venetianische Gesandte meldet seiner Signorie das Ereigniß, über das er besser als Andere unterrichtet zu sein behauptet, folgendergestalt: Nicht über Colbert selbst, aber über dessen jüngern Sohn Armois, welcher, zu des Vaters Nachfolger bestimmt, die Aufsicht über den Bau von Versailles führte, habe sich der König gegen Colbert beschwert; er habe gesagt: er wisse nicht, wie es zugehe, daß er trotz seines großen Geldaufwandes schlechter als jeder andere bedient werde; bald darauf, als Colbert wegen der Zahlung einer Summe Schwierigkeit erhoben, habe ihm der König seine Verwunderung ausgesprochen, daß er ihn in solchen Dingen hartnäckig finde und ihn bitten müsse; das sei nicht der Fall mit Louvois, den brauche er seine Wünsche nur anzudeuten, so seien sie schon ausgeführt. Colbert, von dem wir wissen, wie ganz er von der königlichen Gnade abhing, habe diesen Beweis der Ungunst, diese Bevorzugung seines Nebenbuhlers nicht ertragen können: er habe seinen Sturz vorauszusehen gemeint, und sei darüber in eine tödtliche Krankheit gefallen.[1] Man habe ihm gerathen, dem König über die Sache zu schreiben, ihm seine Verdienste in Erinnerung zu bringen; er habe jedoch davon nichts hören mögen, zu sterben sei ihm nicht unlieb gewesen.

Mit Gewißheit weiß man, daß der König in seiner Krankheit an ihn schrieb: Colbert, der sich seinem Ende nahe fühlte, wollte den Brief nicht lesen, er wollte sich nur noch mit seinem Gott beschäftigen.

[1] Foscarini: Esternamente imperturbato, internamente compunto mori o volle quasi lasciarsi morire.

Hat aber Colbert nicht bis zuletzt die volle Gnade des Königs behauptet, ſo hat ihn das Volk, das in der Strenge ſeiner Staatsverwaltung eine willkürliche Bedrückung ſah, und an den Reichthümern, die ſeine Familie ſammelte, Aergerniß nahm, mit bitterm Haß verfolgt. Die Leiche mußte mit militäriſchem Geleit nach der Grabcapelle geſchafft werden, die heftig erregte Menge hätte ſie ſonſt in Stücke zerriſſen. Man ließ ſich nicht abhalten, Pasquille an dieſe Capelle anzuſchlagen. Vierzehn Tage hörte man von nichts als von Schmähreden gegen den Verſtorbenen.[1]

Ein Menſchenleben voll Größe, Ernſt und Schickſal. Eine für die Welt bedeutende, gleichſam angeborne Geiſtesrichtung und Gabe, ihr Raum zu verſchaffen: — auf den erſten Stationen des Dienſtes Leiſtungen, die ſich förderlich, unentbehrlich erweiſen, und eine unerſchütterliche Ergebenheit, die ſich Vertrauen gewinnt: hierauf muthiges Vorgehen gegen einen Feind, der die höchſte Stelle beſitzt, jedoch einen verderblichen Weg eingeſchlagen hat; bis es endlich gelingt, denſelben zu ſtürzen; — nunmehr die Gründung eines neuen Syſtems, durchgreifende, rückſichtsloſe Reformen, nicht allein bedeutend für den Augenblick, ſondern für alle Jahrhunderte. Alle Anſtrengungen, die man macht und andern zumuthet, die Gewaltſamkeiten, zu denen man ſchreitet, werden durch die Ausſichten eines univerſalen Gedeihens, die ſich daran knüpfen, der Wohlfahrt des Volkes und der Größe des Staates, gerechtfertigt, erträglich;[2] — bis dann aus dem Gegenſatz zu

[1] Am Tage ſeines Begräbniſſes erſchien ein Placat: que ceux qui vont écrire en enfer, n'ont qu'à faire promtement leurs dépêches et les apporter; le courier va partir.

[2] Aus dem Schreiben von Eliſabeth Charlotte 29. Sept.

der Welt, in den man tritt, nicht ohne eigenen Antheil, Verwickelungen hervorgehen, welche ein ruhiges Verfolgen des vorgesteckten Zieles unmöglich machen: in den Verlegenheiten des Augenblickes sieht man sich fast zu dem Gegentheil von dem genöthigt, was man ursprünglich beabsichtigte; alles erfüllt sich mit dornenvollem Mißvergnügen; Niemand erkennt mehr die Absicht, die große Idee: die Ordnung erscheint nur noch als Gewalt und Eigenmacht, sie entrüstet die Menge, für die man sorgen, verstimmt den Fürsten, dessen Sache man führen wollte: am wenigsten genügt man sich selbst — bis dann irgend ein Vorfall, der das Herz ergreift, die schon gebrochene Existenz vollends niederwirft, und das Loos der Sterblichen sich an ihr erfüllt.

Glücklich, wenn die ergriffene Idee die Sympathien der Nachwelt, eine Fiber ihres Lebens berührt; dann reinigt sich das Andenken von den Schlacken des Momentes zur Anerkennung dessen, was das Wesen war; der Name, mit der Idee zusammenfallend, erhebt sich in stolzer Einsamkeit aus der Nacht der Jahrhunderte.

Als den wahrscheinlichen Nachfolger Colberts bei der Controlle bezeichnete ein Theil des Publicums den eifrigsten Mitarbeiter desselben, Pussort, der ganz in seinem Geiste gewirkt haben würde; Andere hielten einen der alten Anhänger Fouquets, Gourville oder Pelisson, für wahrscheinlicher; der König ernannte einen Freund und Verwandten der Familie Le Tellier, Pelletier, der in den Finanzen noch nie gearbeitet hatte, aber für talentvoll, gemäßigt und wohlwollend galt; auch der König wollte die rauhen Formen Colberts nicht mehr; seine Wahl hatte die allgemeine Stimme für sich. Die Aufsicht über die königlichen Bauten ging an Louvois über, der sich dann sofort

an Ort und Stelle begab, und bald darauf von den Unterschleifen und mannichfaltigen Unordnungen, auf die er gestoßen sei, Meldung machte. Auch die Anhänger und Beamten Colberts hatten sich bereichert; man sprach davon, daß ihnen ein ähnliches Strafgericht bevorstehe, wie es einst über die Partisane Fouquets ergangen war.

Dadurch kam nun das Uebergewicht im Staat an die Familie Le Tellier: sie hatte von vier Stimmen im Conseil deren drei. Louvois ward als der erste Minister betrachtet.[1]

Einen gewissen Einfluß hatte dieß auf die allgemeinen Angelegenheiten in so fern, als die Erklärungen des Ministerium, daß es den Frieden wolle, mehr Glauben fanden als früher; denn für die Verwaltung der Finanzen war der Friede unbedingt nothwendig, und Louvois konnte nicht wünschen, den damit betrauten Minister, seinen Freund und Parteigenossen, in Verlegenheit zu bringen, was in Bezug auf Colbert oft gerade sein Zweck gewesen war.

Man meinte Anfangs, weder Colbert Croissy noch auch der Sohn Colberts, der bereits mit der Verwaltung der Marine betraut war, Marquis de Seignelay, werde sich behaupten können. Allein der Sinn des Königs war es ohnehin nicht, die Summe der Gewalt ganz und gar in die Hände eines Einzigen zu legen. Croissy gab keinen gegründeten Anlaß zum Tadel: Seignelay wußte durch Leutseligkeit und Freigebigkeit die populäre Ungunst zu mindern. Ueberdieß aber fanden sie in einer Dame eine Stütze, die damals mit dem König in die engste Verbindung trat.

[1] Saville 8. Sept.: Louvois has now the whole ministry in his hands and in those of his creatures.

Hof der Damen.

Wenn Ludwig XIV. schon in den ersten Zeiten seiner Ehe die Treue, die er seiner Gemahlin schuldig war, verletzte, so fühlte er sich auch durch die Verbindungen, die er alsdann leidenschaftlich erregt und freiwillig einging, nicht auf immer gefesselt. Vor den Augen der La Valliere, insofern von ihr begünstigt, als sie, um den König zu unterhalten, Gelegenheit dazu gab, entspann sich ein anderes Verhältniß zu einer der Hofdamen der Königin, die bereits verheirathet war, Frau von Montespan. Sie fesselte den König durch Anmuth und leichte geistvolle Unterhaltung noch mehr fast als durch ihre Schönheit; oder vielmehr durch die Verbindung von beiden,[1] ihre Augen leuchteten von Verstand. Von Natur neigte sie nicht zu Ausschweifungen: man erzählt, sie habe Anfangs den König durch ihren Geist zu beherrschen, und dabei ihre Tugend zu behaupten gemeint.[2] Das neue Verhältniß ward eine Zeit lang in das tiefste Geheimniß gehüllt. La Valliere, die es entstehen und wachsen sah, hat dabei unendlich gelitten, aber ihrer glücklichern Nebenbuhlerin sogar Dienste, die nur einer untergeordneten Stellung zukommen, geleistet, so daß der Hof ihrer Blindheit und Unterwürfigkeit spottete. In der That aber war in ihr eine lebhafte geistliche Anregung erwacht, die ihr das Leiden fast lieb machte, weil sie dadurch Buße thue.[3] Meinte sie doch, ihr früherer Tugendstolz sei zu ihrem Falle Ursach gewesen! Mitten in ihrem Glück hatte sie nie innere

[1] Ascanio Guistiniano: Serve solo col suo ammirabile ingegno a tener divertito il re delle cure che lo circondano.

[2] Mémoires de Mad. de Caylus.

[3] So versichert Elisabeth Charlotte in ihren Briefen.

Ruhe empfunden: ſie ſuchte und fand dieſelbe jetzt in einem Kloſter der Carmeliterinnen. Bei ihrem Eintritt war ſie noch einmal vom Geräuſch und Getümmel der Welt umgeben; kaum konnte ſich ihr Wagen durch die theilnehmende Menge Bahn machen. Aber ohne Bedauern hörte ſie die Thore des Kloſters hinter ſich ſchließen: der Oberin ſagte ſie, ſie lege die Freiheit in ihre Hände nieder, von der ſie immer einen ſchlechten Gebrauch gemacht habe.[1]

Denn zwiſchen frivolem Genuß und religiöſer Zurückgezogenheit bewegte ſich nun einmal dieſe Welt. Schon berührte der Ernſt der Kirche auch den König und ſeine Buhlerin. Am Gründonnerſtag 1675 wurde der Frau von Monteſpan das Sacrament verſagt; als der König ſich darüber beſchwerte, fand er doch bei Männern, die er ſonſt am höchſten ſtellte, dem Erzieher ſeines Sohnes, Montauſier, und bei Boſſuet Widerſpruch: dieſe billigten nicht allein die Handlung des Prieſters, ſondern ſie machten auch den König ſelbſt aufmerkſam, wie ſehr er durch die Ungeſetzlichkeit, die er begehe, ſeinen Ruhm, ja die Religion beeinträchtige. In einer raſchen Aufwallung religiöſen Gefühles verſprach Ludwig XIV. ſich von der Geliebten zu trennen; dieſe ſelbſt willigte ein, oder ſchien einzuwilligen, unter dem Einfluß Boſſuets: der bei dieſem Werke ſich alle Gaben der alten Kirchenväter herbeiwünſchte, denn er möchte vergeſſen, daß er in der Welt ſei.[2] In Kurzem aber zeigte ſich, daß alles vergebens war. Bei dem erſten

[1] Abrégé de la vie et de la pénitence de Mme. la duchesse de la Vallière connue en religion sous le nom de Louise de la misericorde. (Bibl. zu München.)

[2] Schreiben an Bellefonds 20. Juni 1675 in Bauſſet hist. de Bossuet II, 37.

Wiederſehen erklärte ihm der König, er habe der Frau von Monteſpan wieder ein Zimmer im Schloß anweiſen laſſen. Ihm und Andern ſchien es nun einmal, als ſei ſie für ihn unentbehrlich. Die Königin ſelbſt fügte ſich mit guter Miene in die Rückkehr, weil dieſer Umgang den König erheiterte. Abgeſehen von dem Unentſchuldbaren des Verhältniſſes ſelbſt, übte Frau von Monteſpan übrigens keinen verderblichen Einfluß aus. Den Staat zu beherrſchen trachtete ſie nicht, auf geſellſchaftliche Intriguen ließ ſie ſich nicht ein: ihr Ehrgeiz war, als Gebieterin des Königs zu glänzen, alle die Vortheile und das Anſehen zu genießen, die mit einer ſolchen Stellung verknüpft waren. Dem Gefühl für Tugend, das ſie früher genährt haben ſoll, widerſpricht nicht, wenn ſie nun, da die Schranken einmal überſchritten waren, ihr Verhältniß zur Schau trug, und ſich für den ſchlechten Ruf, den man ihr machte, durch wegwerfende kauſtiſche Urtheile über die Andern rächte. Den König ſuchte ſie bei ſeiner Liebe zum Ruhm feſtzuhalten. In ihr oder in ihrer Umgebung iſt der Gedanke entſtanden, daß die beiden großen Repräſentanten der ſiegreich gewordenen literariſchen Richtung, Boileau und Racine, die Geſchichte des Königs für die Nachwelt ſchreiben ſollten. Einige Abſchnitte dieſer Arbeiten, von denen leider nie etwas bekannt geworden iſt, ſind dem König in ihrer Gegenwart vorgeleſen worden.

Sollten die religiöſen Antriebe bei dem König zur Wirkſamkeit gelangen, ſo mußten ſie auf eine andere Weiſe, als es durch die Ermahnung der Theologen geſchehen konnte, vertreten werden. Eine andere Dame übernahm dieſe Miſſion, die zu derſelben wie durch Natur und Schickſal vorbereitet war.

Es war die Enkelin des beredten und unbeugsamen Hugenotten, Agrippa d'Aubigné, Françoise. Von ihrem Vater, der ein wenig rühmliches Leben führte, in dürftigen Verhältnissen zurückgelassen, hatte sie sich von Jugend an auf sich selber angewiesen gefühlt. In den Jahren, wo man sonst nur glaubt und annimmt, was man gelehrt wird, war sie zwar unter drängenden äußern Einflüssen, jedoch nicht ohne Selbstbestimmung und Spuren von Nachdenken, zum Katholicismus zurückgetreten. Zur Gesellschaft der Hauptstadt gelangte sie dadurch in ein gewisses Verhältniß, daß sie dem bejahrten Scarron, dem Gründer der französischen Burleske, die Hand reichte. In dessen Hause bildete sie einen Kreis um sich, der von Jedermann gesucht ward. Sie glänzte in demselben wie durch Schönheit und über allen Tadel erhabenes Betragen, so auch durch literarisches Talent: sie erscheint in dem Verzeichniß der Pretiösen: ein Wort, das damals noch eher als ein Lob verstanden ward. Nach dem Tode Scarrons hielt sie sich an einige vornehme Familien, die Albert und Richelieu, in deren Häusern sie Zutritt fand: hier lernte sie Frau von Montespan, noch vor dem Verhältniß derselben zu dem König, kennen, und schloß eine Art von Freundschaft mit ihr. Sie gehörte zu den Frauen, welche Bildung und praktische Talente, wie sie dem weiblichen Geschlechte wohl anstehen, vereinigen. Es gab keine, die sich einer kranken Freundin selbstvergessener gewidmet,[1] ein fremdes Hauswesen verständiger geführt, der die Dienerschaft so leicht Gehorsam geleistet hätte. Sie besaß die eigenthümliche Gabe, zugleich zu dienen und doch sich geltend zu machen.

[1] Sie legte darauf auch später den größten Werth. Entretiens de Mad. de Maintenon bei La Beaumelle, Mémoires pour servir à l'histoire de Mad. de Maintenon, VI, 211.

Als nun Frau von Monteſpan für die Kinder, die aus ihrer Verbindung mit dem König entſprungen waren, eine Erzieherin ſuchte, erinnerte ſie ſich dieſer alten Freundin, die zugleich vollkommen verſchwiegen und zuverläſſig erſchien. Dieſe hatte einiges Bedenken; ſie nahm den Vorſchlag an, als der König ſie wiſſen ließ, daß er ſelbſt es wünſche. Ein entferntes einſam liegendes geräumiges Haus mit einem Garten war zur Erziehung der Kinder gemiethet. Hier ſtellte ſich der König ſelbſt zuweilen ein, Alles, was er bemerkte, beſonders auch das tiefe Geheimniß, in welches ſie die Angelegenheit zu hüllen wußte, gereichte ihm zu voller Genugthuung.[1] Nach einiger Zeit ward ſie durch ſeine Dankbarkeit in den Stand geſetzt, ſich die Beſitzung Maintenon zu kaufen; der König war der erſte, der ſie als Madame de Maintenon bezeichnet hat.

Vom erſten Augenblicke ihres Lebens war ihr Geſichtspunkt, ſich des allgemeinen Beifalls durch ein untadelhaftes Leben zu verſichern. Niemals, ſagt ſie, habe ſie tiefere Beſchämung empfunden, als da ſie erfuhr, daß ſie dennoch von einer Bekannten als die Frau bezeichnet werde, welche in Frankreich die ſchönſten Augen habe und die meiſte Coquetterie. Ueberdieß, von einem Zug der Gemüther, der damals unter den franzöſiſchen Frauen faſt allgemein war, ergriffen, wandte ſie ſich ſelbſt, den literariſchen Kreiſen entſagend, zur Religion; ſie gehörte recht eigentlich der Partei an, die man als die Devoten bezeichnet, und die faſt als eine Genoſſenſchaft erſchien. Nicht ohne erſt mit ihrem Beichtvater Abbé Gobelin zu Rath gegangen zu ſein, war ſie in die Stellung getreten, die man ihr anbot; bei den kleinſten Abweichungen von der ſtrengen religiöſen Ordnung, welche ihr Aufenthalt am Hofe

[1] Noailles, Histoire de Mad. de Maintenon II, chap. 1.

nothwendig machte, holte ſie ſein Gutachten ein, alle Monate beſuchte er ſie einmal in Verſailles.

Zwiſchen den beiden Damen ſtellte ſich, wie es in einem ſolchen Verhältniß nicht anders ſein konnte, ein ſteter Wechſel von Vertraulichkeit und Mißverſtändniß ein.

Die eine, die ſich als die Höhere fühlte, zwiſchen leichten Anwandlungen von Reue und unbekümmerter Fortſetzung ihres Wandels, dem Ehrgeiz, den König zu beſitzen und der Furcht, ihn zu verlieren, unaufhörlich hin- und hergeworfen, zwar voll von Selbſtgefühl darüber, daß ſie die Mutter königlicher Kinder war, welche ihr Vater legitimirte und zu dem höchſten Range in ſeinem Reich beſtimmte,[1] aber ohne die Fähigkeit, ſie in ſeinem Sinn zu erziehen; die andere, die Niemand verpflichtet zu ſein meinte als dem König allein, und demſelben täglich werther wurde, da ſich ihre geiſtige und leibliche Pflege den Kindern, die er liebte, ſehr vortheilhaft erwies; — dieſe ſelbſt zogen ſie der Mutter vor —; überdieß aber von der ruhigen Haltung, die auf das Bewußtſein untadelhafter Führung und anerkannter Verdienſte gegründet, durch den Wiederſchein religiöſer Ueberzeugungen, von denen Alles getragen wird, einen neuen Glanz erhält. In den Streitigkeiten zwiſchen den beiden Damen, die der König als Hausvater entſcheiden mußte, nahm er zuweilen auch für die Erzieherin Partei, der es nicht entging, daß dieß ſie weiter führen könne.

Es waren die Zeiten, in denen ſich der König von einer

[1] Domenico Contarini bezeichnet ſie bereits als principi di sangue impuro, sollevati a maggior trattamento, che mai potessero ottenere quelli de' re passati — a quali restano preparati ricchi apanaggi conforme la nascita loro fortunata richiede.

neuen Leidenschaft für ein Hoffräulein seiner Schwägerin von Orleans, das eben in dieser Absicht an den Hof gebracht worden sein soll, hatte ergreifen lassen. Geist war es nicht, was ihn an sie fesselte; sie hatte nur Schönheit und Lebenslust; sie glaubte vollkommen glücklich zu sein, als sie der König zur Ducheſſe von Fontanges erhoben hatte und ihr alle Mittel, ein glänzendes und verschwenderisches Leben zu führen, gewährte. Sie hatte einst geträumt, sie werde, auf einem Berge stehend, von einer plötzlichen Helle umleuchtet, die sich eben so plötzlich in ein tiefes Dunkel verwandelte: wie ihr ein Kapuziner diesen Traum gedeutet hatte, so geschah ihr. Nach kurzem Glanz, schon im Begriff und in der Nothwendigkeit, sich zurückzuziehen, ward sie von einem frühen Tode hinweggerafft.

Das liegt wohl am Tage, daß die Herrschaft der Frau von Monteſpan sehr erschüttert war, wenn ein solches Verhältniß sich bilden konnte; die Stürme ehrgeiziger Leidenschaft und rücksichtsloser Launenhaftigkeit, die der König darüber auszuhalten hatte, dienten nun nicht mehr dazu, sie herzustellen. Sie mögen vielmehr bewirkt haben, daß ihm ein Umgang anderer Art Bedürfniß wurde. Eben damals trat ihm Frau von Maintenon näher. Sie hatte sich zuweilen versucht gefühlt, den Hof zu verlassen; so wie sie aber bemerkte, daß sie Aufmerksamkeit und Gehör fand, war auch ihr Entschluß gefaßt, zu bleiben und den König, wie sie sagte, zu Gott zurückzuführen. Sie sprach ihm von den Pflichten und Segnungen der Religion, mit Vorsicht und doch überzeugender Kraft, in Momenten, wo er am meisten dafür offen war, ohne ihn zu drängen, ihm beschwerlich zu fallen. Ganz im Gegentheil. Sie war noch einige Jahre älter als der König,

von dem Reiz der Sinnlichkeit kann bei ihr nicht die Rede ſein, aber ſie konnte noch immer als eine ſchöne Frau gelten: man bemerkte es als eine ihrer Eigenſchaften, daß man nie eine Veränderung an ihr wahrnahm: indem ſie dem König Tugend und Enthaltſamkeit predigte, wußte ſie zugleich ſein Herz zu gewinnen, ihn vollkommen einzunehmen. Die erſte Wirkung dieſes Verhältniſſes war, daß Ludwig XIV. wieder mehr zu ſeiner Gemahlin zurückkehrte. Es war die letzte Genugthuung, welche dieſer Fürſtin zu Theil wurde; im Juli 1683 ſtarb ſie eines plötzlichen Todes. Seitdem ward Frau von Maintenon von Tag zu Tag mächtiger. Madame de Monteſpan blieb noch Jahre lang am Hofe, und der König ſah ſie zuweilen, aber niemals mehr allein: alle ſeine Aufmerkſamkeiten galten der Frau von Maintenon, der er ebenfalls eine Stelle bei Hofe, im Hofhalt der Dauphine, gegeben hatte. In ein Paar Lehnſtühlen neben einander ſitzend, pflegten ſie ſtundenlange Unterredungen; der König ſchien kein größeres Vergnügen zu kennen, als das, mit ihr zu ſprechen.[1] Die Feinheit zugleich und Gediegenheit ihres Geiſtes, die Einſicht und Geſinnung, die ſie zeigte, berührten eine lebendige Ader in ſeinem eigenen Daſein. Ob ſie den Eindruck, den ſie machte, mit bewußter Abſicht berechnet hat oder nicht,

[1] Foscarini: la vivacità dell' ingegno, la delicatezza del gusto, la flessibilità dell' umore additano li fondamenti virtuosi di tanta partialità. Er glaubte an die vollkommene Reinheit des Verhältniſſes. Venier rühmt an ihr: spiriti sublimi, maniere insinuanti, intelligenza superiore al sesso, dotata di discrezione e modesti. Das Urtheil über das Verhalten von Mad. de Maintenon knüpft ſich vor allem an die Frage, ob jener Brief an Mad. Frontanon ächt iſt, in welchem die bekannte Phraſe vorkommt: je le renvoie toujours affligé et jamais desesperé. In der Sammlung der Briefe ed. 1758. I, 74.

wer will es ſagen oder auch es läugnen? Wer will überhaupt die flüchtigen und doch ſo nachhaltigen Beziehungen dieſer Art bis in die Tiefe ihres Geheimniſſes verfolgen? Die Summe iſt hier, daß die Mutter der natürlichen Kinder des Königs von der Erzieherin derſelben verdrängt wurde; die Stürme und Aufregungen eines zuweilen unterbrochenen und immer wieder angeknüpften Verhältniſſes hörten auf; an ihre Stelle trat ein anderes, das wie ein häusliches angefangen, ſich eben ſo fortſetzte, und auf einer religiöſen Richtung eben ſo wohl, wie auf perſönlichem Wohlgefallen beruhte. Höchſt wahrſcheinlich hat es gleich damals, wiewohl nicht genau bekannt geworden iſt, in welcher Weiſe, die kirchliche Sanction empfangen. Und wie nun der Geiſt dieſer Frau alle Kreiſe, die er berührte, ſich zu unterwerfen pflegte, ſo bemerkte man ihn auch ohne Verzug an dem Hofe. In Kurzem erſchien der König als ſtrenger Handhaber der Sittenzucht, anſtößige Verhältniſſe zwiſchen beiden Geſchlechtern wollte er nicht mehr dulden; die Mitglieder ſeiner Oper ließ er wiſſen, er wolle ſich lieber des Vergnügens ſie zu hören berauben, als ihren ſchändlichen Ausſchweifungen nachſehen.[1] Das hinderte ihn aber nicht, prächtige Feſte zu veranſtalten, bei denen Frau von Maintenon die Unterhaltung von Lotterien einführte, von denen der König die Koſten ganz oder doch größtentheils trug, wie ſie einſt zu Mazarins Zeiten vorgekommen waren. Wenigſtens im Anfang fand man das ſehr angenehm.

Einen ſehr guten Eindruck machte auf den niedern und bedürftigen Adel die Stiftung von St. Cyr. Frau von Maintenon hatte ein natürliches Mitgefühl mit den Zuſtänden, aus

[1] faisant menacer du feu le fameux Baptiste, s'il étoit convaincu d'un pareil crime (crime infame.) Spanheim 9. Febr. 1685.)

denen ſie ſelber hervorgegangen war; ſo bald ſie zu einigen Mitteln gelangte, ließ ſie ſich die Erziehung armer Fräulein angelegen ſein. Sie hatte das erſt in einem Haus zu Montmorency, dann zu Rueil unternommen, aber man begreift, daß ihr die Koſten, ſobald die Zahl anwuchs, zu hoch wurden: leicht bewog ſie den König, für ſie einzutreten. Denn dieſem Fürſten, der das Hotel der Invaliden geſtiftet hat, war es Ernſt damit, für die Hinterlaſſenen der in ſeinem Dienſte Gefallenen oder Verarmten zu ſorgen. Ein Kloſter wollte er nicht ſtiften, denn er liebte weder die Klöſter, noch die Kloſtererziehung, ſondern eine Genoſſenſchaft mit einfachen Gelübden, zur Erziehung junger Fräulein nach den Bedürfniſſen ihres Standes zum Beruf ihres Lebens. So ward St. Cyr gegründet; es war das gemeinſchaftliche Werk des Königs und der Frau von Maintenon. Einen Tag um den andern ward das Inſtitut von der letztern beſucht, ſie meinte hier allein ſich glücklich zu fühlen: von ihr und einer ihrer Freundinnen ſind die Statuten entworfen, von dem König ſelbſt in langen Sitzungen revidirt worden.[1] Von der Erziehung erwarteten ſie beide die Reform der Sitten, die ihnen nothwendig ſchien.

An dieſe mächtige Frau nun, von der wir noch weiter zu reden haben werden, wandte ſich die Familie Colbert in jener Gefahr und fand Fürſprache bei ihr. Louvois hielt ſich von den Geſinnungen entfernt, die ſie fördern wollte, und war eher auf der Seite der Frau von Monteſpan geweſen: auch der König fand ihn zwar unentbehrlich, aber nicht gefahrlos; wie

[1] Lavallée, Histoire de la maison royale de St. Cyr, chap. 3. Spanheim ſchreibt ihr die Abſicht zu, de se rendre considerable et aux roi même et à la France par un établissement, qui eut de l'éclat et fut en même tems une preuve de sa piété.

hätten ſie ihn ſollen allmächtig werden laſſen? Des Königs Sinn war von jeher, nicht zuzugeben, daß die Ausübung der Macht in die Hände einer einzigen Faction, oder gar Eines Mannes gelange. Gegen die allgemeine Erwartung behauptete ſich der Marquis von Seignelay in dem Miniſterium der Marine, zu dem auch die Handelsangelegenheiten gehörten, ſo wie ein Staatsſecretariat, unter dem Isle de France und Paris ſtand. Sein Einfluß ſchien ſogar zuweilen dem Anſehen von Louvois das Gleichgewicht zu halten. Die Frau von Maintenon umgab ſich gern mit Mitgliedern dieſer Familie, welche ſich in der religiöſen Richtung ihr zuneigten.

Die Frage drängt ſich auf, welchen Zuſammenhang nun dieſe Verhältniſſe des Hofes mit der Verfolgung der Reformirten haben. Aus dem Wechſel momentaner Gegenſätze und Stimmungen, die ſelbſt zweifelhaft ſind, läßt ſich das Ereigniß nicht erklären. Ich finde nicht anders, als daß im entſcheidenden Moment alle Parteien dazu zuſammenwirkten. Louvois hat anfangs für mildere Maßregeln geſtimmt, aber ſie waren, wie man gleich damals bemerkte, gegen ſeine Natur, er ſelber wurde der Urheber gräßlicher Gewalt.[1] Der Kanzler Le Tellier war mit nichten ein Freund des Erzbiſchofs Harlay und ſeiner Jeſuiten, aber er pries ſich glücklich, daß er es noch erlebe, das widerrufende Edict unterzeichnen zu können. So war auch der damalige Führer der Partei Colbert, Seignelay,

[1] Mad. de Maintenon à la Comtesse de S. Geran 13. Avril 1684 bei Beaumell II, 121. Mr. de Louvois voudroit de la douceur. In den Mémoires pour servir à l'histoire de Mr. de Louvois wird Alles der Rückſicht auf ſeinen Vater zugeſchrieben: il crut devoir sacrifier la bonne politique à sa tendresse — et aux devoirs de la religion (VIII).

geſinnt. Die Autorität, welche er in der Hauptſtadt beſaß, wendete er zur Bedrängung der Reformirten an: auch diejenigen, welche ſich verborgen hielten, ließ er aufſuchen. Die alte Annahme, daß Frau von Maintenon die Gewaltmaßregeln provocirt habe, hat an ſich wenig Wahrſcheinlichkeit; man weiß, daß ſie inmitten ihrer katholiſchen Devotion ſogar noch zuweilen Spuren ihres alten Glaubens blicken ließ, wie ſie denn allezeit den Geſang der Pſalmen der Meſſe vorzog: aber eben daß ſie eine Uebergetretene war, was man ihr immer nachtrug, hielt ſie ab, ihren Einfluß dagegen einzuſetzen. Wer will überhaupt an ſich das Böſe? Keiner der Menſchen, die hier beiſammen waren, wollte der Nachwelt als ein Verfolger erſcheinen. Aber ſie hielten nun einmal für den größten Ruhm des Königs vor Gott und Menſchen, wenn er, was von ſeinen Vorfahren vergebens verſucht worden, die Ketzer in ſeinem Reich in den Schooß der Kirche zurückführe. Von der dem katholiſchen Bekenntniß zukommenden Autorität und Macht, und der Nothwendigkeit, ihr die ausſchließende Alleinherrſchaft zu verſchaffen, hatten ſie eine abſtracte, unhiſtoriſche, durch und durch mit Wahn verſetzte Meinung; ſie ſahen darin nicht nur ein hohes Verdienſt, ſondern ſie meinten, der Segen des Himmels werde damit verbunden ſein. Sie wußten nicht oder vergaßen, daß die Ordnung der Welt auf moraliſchen Geſetzen beruht, die noch niemals übertreten worden ſind, ohne die Rache auf das Haupt deſſen herabgezogen zu haben, der ſie übertritt. Und kein Begriff kam ihnen von der Widerſtandsfähigkeit des proteſtantiſchen Geiſtes; ſie wollten die Furcht, aber nicht die Gewaltthat; wie wäre aber jene ohne dieſe auch nur möglich geweſen? So weit war der Staat entwickelt, daß er ſo blutige Exceſſe, wie die der St. Barthelemy, nicht wieder

zuließ oder provocirte; aber allen Grauſamkeiten, die mit der öffentlichen Ordnung einigermaßen vereinbar ſind, ließ er ihren Lauf. Nicht allein die Jeſuiten, welche ſich mit den Truppen verbündeten, boten dazu ihre Hand: auch die namhafteſten Janſeniſten fanden es in der Ordnung; ſie rechtfertigten die Gewaltthätigkeit durch das, was in der alten Kirche gegen die Donatiſten geſchehen war. So war faſt die allgemeine Stimmung. Man begreift es, wenn enthuſiaſtiſche Trappiſten in dem Erfolg das Wunder ihrer Tage erblicken: aber auch alte Kriegsmänner begrüßen ihn als einen ſolchen, der mancher gewonnenen Schlacht gleichkomme; Damen von zartem Gefühl, welche ihr Glück in der gebildeten Geſellſchaft ſahen, der ſie angehörten, drücken Bewunderung des Königs wegen dieſer Handlung aus; ein Poet von Ruf machte das Ereigniß zum Gegenſtand eines Heldengedichtes.[1]

Veränderte Weltſtellung.

Sonderbarer Weiſe lag ein Motiv der Verfolgung in dem friedlichen Verhältniß, in das ſich der König zu den Osmanen ſetzte. Dem Verdienſte um die Chriſtenheit, das ſich das Haus Oeſterreich im Kampfe gegen dieſelben erwerbe, ſtellte er das ſeine gleich, indem er die Ketzer bekämpfe.[2] Hätte ſich, ſagte er, der Kaiſer nicht Hollands angenommen, ſo würde dieß Land jetzt eben ſo gut katholiſch ſein wie Frankreich; er dagegen habe einen katholiſchen Biſchof nach Straßburg zurückgeführt;

[1] Zuſammenſtellung der Zeugniſſe in Noailles Vie de Maintenon IV, 120.

[2] Johann Beck, 13. Aug. 1683: „daß er den Biſchof und die wahre Religion wieder zu Straßburg eingeſetzet."

vor Aller Augen liege, was er zur Vermehrung des Glaubens in seinem Reiche thue. Indem die Erfolge des Türkenkriegs sich immer glänzender entwickelten, fühlte der französische Hof den Vorwurf, daß er sich indessen in Streitigkeiten mit dem Papste eingelassen habe, er wollte auch etwas Großes für die Christenheit thun; einer unserer Venetianer versichert, daß dieser Ehrgeiz vorzüglich beigetragen habe, den Entschluß zur Ausrottung der Reformirten hervorzurufen.[1]

Schon in Frankreich beruhigte sich nicht ein Jeder bei dieser Ansicht. Der König mußte erleben, daß einige Prinzen von Geblüt, zwei Conty, von denen der eine sich später einen großen Namen gemacht, auf eine halbe Erlaubniß hin, die er ihnen gegeben, sich als Freiwillige der kaiserlichen Armee anschloßen: die ganze kriegslustige Jugend des Hofes wäre gefolgt, hätte Ludwig XIV. es nicht ausdrücklich verboten. Die Zurückkehrenden wurden mit Ungnade empfangen; eine Wiederholung des Unternehmens auch ihnen verwehrt.[2] Wie viel weniger geschah aber Europa damit ein Genüge.

Für den König von Frankreich lag an und für sich ein Nachtheil darin, daß das große Interesse der Welt sich auf die Seite des Hauses Oesterreich warf, in jenen Kämpfen gegen die Osmanen, in denen nach einem Augenblick der äußersten Gefahr die Christenheit wieder siegreich erschien. Ein Ruhm ward erfochten, an welchem Frankreich keinen Theil hatte; mit der Hülfe des an Kriegsmännern unerschöpflichen Deutschland

[1] Venier: Irritata l'ambizione e suegliato un emolo desiderio di fare qualche cosa di grande per la religione s'impegnò la corte alla total destruttione degl' Vgonoti.

[2] Mémoires de Sourches I, 62. Toute la jeunesse de la cour se dispose à les suivre.

ſtellte der Kaiſer zahlreiche und tapfere Heere ins Feld, von deren hierdurch wachſender Kriegsübung Frankreich allerdings zu fürchten haben mochte, wenn es jemals wieder zwiſchen ihnen zum Kampfe kam. Eine große Bundesgenoſſenſchaft der Mächte, welche die Türkei berührten, bildete ſich. Alle Verſuche des franzöſiſchen Geſandten, Polen von dieſem Bündniſſe abzuziehen, ſcheiterten an der Standhaftigkeit des Königs, der auf das Crucifix geſchworen hatte, keinen einſeitigen Frieden zu ſchließen. Die Venetianer, welche Candia trotz ihres damaligen Bündniſſes mit Frankreich verloren hatten, eroberten Morea im Bunde mit dem Kaiſer, und ſtellten ihre Macht in dem Mittelmeere wieder her. Seit mehr als funfzig Jahren hatten ſich die Kurfürſten von Bayern der franzöſiſchen Politik angeſchloſſen, und kein Bündniß war für dieſe vortheilhafter geweſen; um es auf immer zu befeſtigen, wählte ſich Ludwig XIV. ſeine Schwiegertochter, die Mutter künftiger Könige, aus dieſem Hauſe. Allein jetzt, unter dem doppelten Einfluß kirchlicher und kriegeriſcher Sympathien, ſchloß ſich der junge heldenmüthige Maximilian Emanuel dem Kaiſer an; er zog einer ihm ſelber angetragenen franzöſiſchen Verbindung die Vermählung mit der Tochter des Kaiſers vor, welche ſeinem Hauſe, was man in Frankreich ſofort mit großem Mißvergnügen empfand, ſogar eine eventuelle Ausſicht auf die ſpaniſche Erbſchaft mitbrachte. Dieſem Bund geſellte ſich der glaubenseifrige Papſt Innocenz XI. mit ganzer Seele bei; er ſah in ihm eine Stütze gegen die Anmaßungen Ludwigs XIV. Für die Vereinigung der katholiſchen Welt in einem von Frankreich abgewandten Sinne bildete das Verfahren, das Ludwig XIV. in den kirchlichen Angelegenheiten eingeſchlagen hatte, ein Moment; Niemand billigte ſie.

War aber dergeſtalt ihm die eine Partei entfremdet, wie viel mehr mußte die andere, die proteſtantiſche, durch die Verfolgung der Hugenotten in Aufregung geſetzt werden. Eben da empfand man ſie, wie berührt, am tiefſten, wo Frankreich bisher ſeine beſten Freunde gefunden hatte. Schon im December 1685 bemerkte der franzöſiſche Geſandte im Haag, wiewohl mit aller möglichen Zurückhaltung, daß die Partei des Prinzen von Oranien durch die letzten Ereigniſſe in Frankreich unendlich gewachſen und den entſchiedenen Gegnern deſſelben kein wahrer Einfluß mehr übrig ſei.[1] Von allen Fürſten der erſte, der den durch die Aufhebung des Edictes Vergewaltigten ſein Land eröffnete, war der Kurfürſt von Brandenburg. Er ließ dem franzöſiſchen Hof erklären, bei dem engen Verhältniß, in dem er mit ihm ſtehe, habe er das Verfahren, das man dort gegen ſeine Glaubensgenoſſen eingeſchlagen, mit doppeltem Erſtaunen und Schmerz vernehmen müſſen, denn von jeher habe Frankreich auf ſeine proteſtantiſchen Verbündeten in Deutſchland bei der Behandlung der franzöſiſchen Proteſtanten Rückſicht genommen; ihm ſelbſt ſeien ähnliche Verſicherungen gegeben worden: er glaube, ſich der Unglücklichen annehmen zu müſſen, deren einziges Verbrechen in dem Bekenntniß einer Religion beſtehe, die er ſelber bekenne. In Frankreich hatte man doch den Eifer und die Gereiztheit nicht erwartet, die er an den Tag legte.[2]

[1] Avaux: Ils sont un peu touchés de ce qui ce passe en France, a cause que cela a donné lieu aux autres, de les abandonner et de s'accomoder avec le prince d'Orange.

[2] Spanheim 4. Okt. 1686. Croiſſy ſprach in ſeiner Beſorgniß aus, de voir à la prémière occasion V. A. parmi les ennemis de France plutôt que le pouvoir compter parmi ses amis et ses alliés.

Ein anderer Grund des Mißvergnügens entſprang für dieſen Fürſten aus dem Ruhmesdenkmal, das der Duc de la Feuillade dem König auf dem Platz des Victoires aufrichten ließ, und das im März 1686 mit großer Feierlichkeit enthüllt wurde. In den Basreliefs fand ſich eine Andeutung der im Vertrage von St. Germain dem Kurfürſten auferlegten Bedingungen; unter den vier gefeſſelten Sklaven am Piedeſtal ſollte der eine das deutſche Reich bedeuten. Der Kurfürſt war empört, daß man durch eine ſo verächtliche Darſtellung ihn bei der Nachwelt verunglimpfen wolle, trotz ſeiner früheren Freundſchaft und Affection, und vor allem, daß man ſein Vaterland beſchimpfe. Die Waffen des deutſchen Reiches, ſagte er, ſeien zuweilen unglücklich, nicht ſelten aber auch glücklich geweſen:“[1] es habe Siege erfochten und Plätze erobert; wer in dem letzten Kriege mehr Reputation davon getragen, die Deutſchen oder die Franzoſen, ſei mit nichten ausgemacht: fürwahr das Reich ſei ſtark genug, um ſich gegen die furchtbarſten Mächte der Welt vor aller Dienſtbarkeit zu ſichern.

Gleich bei der erſten Wendung der brandenburgiſchen Politik erwarteten die Franzoſen nicht anders, als daß ſie, wenn es wieder zum Kriege komme, den Kurfürſten mitten unter ihren Feinden finden würden. Dahin wenigſtens kam es in Kurzem, daß ſich dieſer Fürſt wieder mit dem Kaiſer ausſöhnte, und, auf alle antiöſterreichiſchen Pläne Verzicht leiſtend, vielmehr ein enges Bündniß mit ihm ſchloß. Dem König von Polen ſchickte er Hülfsvölker gegen die Türken. Auch mit Schweden traf er eine Vereinbarung, die auf dem Grundſatz beruhte, daß nicht mehr wie zu Ferdinands II. Zeiten das kaiſerliche Haus von Oeſterreich, ſondern Frankreich und ſein

[1] Schreiben an Spanheim 9. April 1686.

gewaltſames Gebahren mit gemeinſchaftlichen Kräften bekämpft werden müſſe.[1]

In welch eine ganz andere Stellung gerieth nun die franzöſiſche Monarchie, als unter Heinrich IV., da ſie gegen die Uebermacht von Oeſterreich-Spanien ankämpfte, und dazu angelegt zu ſein ſchien, um die entgegengeſetzten Tendenzen der Welt, ſie alle in ſich aufnehmend, gegen einander auszugleichen. Unter Richelieu, als der ſpaniſche Kampf ſiegreich durchgeführt wurde, nahmen die franzöſiſchen Dinge im Innern eine andere Geſtalt an; aber es ſchien genug, die alten Gegenſätze von jedem Einfluß auf die Bewegung der höchſten Gewalt auszuſchließen: in ihrer Sphäre wurden ſie geduldet; nach Außen hin war Frankreich mit den lebenskräftigſten Elementen des alten Europa verbündet. Auch von dieſer Bahn aber war es nunmehr weit abgekommen. Die höchſte Gewalt hatte ſich als die unbedingte Norm für alles andere Thun und Laſſen aufgeſtellt; jede Abweichung, wenn ſie auch ohne Gefahr ſein mochte, wurde ſyſtematiſch unterdrückt. Ein excluſiver Egoismus bezeichnete die auswärtige Politik. In England that Ludwig XIV. nichts Entſcheidendes weder für die eine noch für die andere Partei, der unaufhörliche Kampf zwiſchen denſelben war ihm das liebſte: Holland hatte um ſein Daſein mit ihm ringen müſſen; einem Theile der deutſchen Fürſten und dem ganzen Reich war die größte Demüthigung zugefügt worden, welche ſie im Laufe der Jahrhunderte erfahren hatten; Spanien ſah ſich durch ihn mit dem Verluſt ſeiner Selbſtſtändigkeit, dem Ruin der Monarchie bedroht, deren Idee nun doch wieder die Gemüther ergriff und die Landſchaften an einander band.

[1] Pufendorf: Res brandeburgicae XIX. 20.

Die Weltgeſchichte hat nur wenig Epochen, die ſich in intellectueller und litterariſcher Cultur mit dem Glanze der Zeiten Ludwigs XIV. vergleichen ließen: nie hatte es in dem neueren Europa eine Entwickelung der militäriſchen Macht zu Land und zur See, zu Angriff und Vertheidigung gegeben, wie die, welche dort im Kriege zu Stande gebracht, im Frieden erhalten wurde; noch niemals hatte ein einziger Wille über ſo ausgebildete und zugleich ſo dienſtbare Kräfte in ähnlichem Umfang geboten; und wer wollte es läugnen? es waren einige große, der franzöſiſchen Nationalität entſprechende Tendenzen, welche die Autorität mit ihren ungeheuren Mitteln zu erreichen ſuchte, aber nur für dieſe, wie ſie dieſelben verſtand, hatte ſie Sinn, dafür war ſie mit einer einſeitigen Theologie und einem ihren Intereſſen ſich unterordnenden Rechtsbegriff verbündet, die ihr Alles, was ſie wollte, als erlaubt erſcheinen ließ. Dagegen verſchwand ihr jedes andere Recht, ja zuweilen die höchſte allen menſchlichen Weſen vorgeſchriebene Norm; indem ſie der Religion zu dienen meinte, verlor ſie den Boden der Religion; aus der Mitte der Cultur erhob ſich die unnahbare, mit Verderben ſchwangere Gewaltſamkeit; der Fürſt, in dem Kreiſe, welcher der ſeine war, nicht ohne Güte und Fürſorge, und in allen Dingen, die er unternahm, großartig, lebte, andern gegenüber, ausſchließend in der Durchführung ſeiner Idee; er war von einem Selbſtgefühl erfüllt, das nicht den leiſeſten Schatten auf der ſpiegelhellen Fläche ſeines Glanzes dulden wollte. Wer ihm nicht dient, iſt ihm gleichgültig, und wehe denen, welche mit ihm in Gegenſatz gerathen; da iſt er voll Eigenmacht und Rachſucht; er zeigt keine Regung von Erbarmen.

Bei ſeinem erſten Unternehmen gegen Holland hatte Ludwig unter anderm die Abſicht, der oppoſitionellen Literatur,

die ſich daſelbſt angeſiedelt hatte, und durch manche ihrer Productionen eine gewiſſe Rückwirkung auf Frankreich gewann, ein Ziel zu ſetzen. Durch die Verfolgung der Reformirten aber, namentlich die Verjagung eines ganzen Standes, des der Prediger, den er mit äußerſter Feindſeligkeit behandelte, und der nun, denn dazu war er vorgebildet, ſich mit ſeinem vollen Haß in die Literatur warf, gab er denſelben erſt einen nachhaltigen Körper, eine feſtere Geſtalt und eine entſchiedene Richtung. Es war ein Ereigniß für immer, daß im Widerſpruch mit der abſoluten Monarchie, welche mit der ſtrengen Katholicität vereinigt war, die Sympathien der Proteſtanten ſich den Formen der beſchränkten Monarchie oder der republikaniſchen Verfaſſung zuwandten. Durch das religiöſe Element bekam die Oppoſition der Literatur eine Bedeutung, die ihr auf politiſchem Gebiete nie zu Theil geworden wäre. Früher war ſie einſeitig und unangenehm: nunmehr aber ward ſie umfaſſend und gefährlich; ſie griff das Syſtem an: ſie ſuchte ſich des ganzen Gebietes der allgemeinen Gelehrſamkeit in ihrem Sinne zu bemeiſtern.[1] Das verletzte Gemeingefühl verſchaffte ihr einen unermeßlichen Beifall.

Wenn man die Lage der Welt anſah: die Natur dieſer Monarchie, welche keine lange Ruhe geſtattete, und die Energie der Gegenſätze, auf die ſie ſtieß, ſo konnte man nicht

[1] Spanheim bemerkt in ſeinem Schreiben vom 9. Juli 1688. L'extrême aigreur pour ne pas dire pis ou prévention qu'on a par deça en general contre les ministres des églises de France reformées qui sont sortis du royaume et le grand repentir qu'on eust bientost après de leur avoir donné la permission — — a redoublé par les écrits ou ouvrages, qui ont paru ou paroissent tous les jours, tendant, comme on nous dit souvent, à rendre odieux le roi et la France aux étrangers.

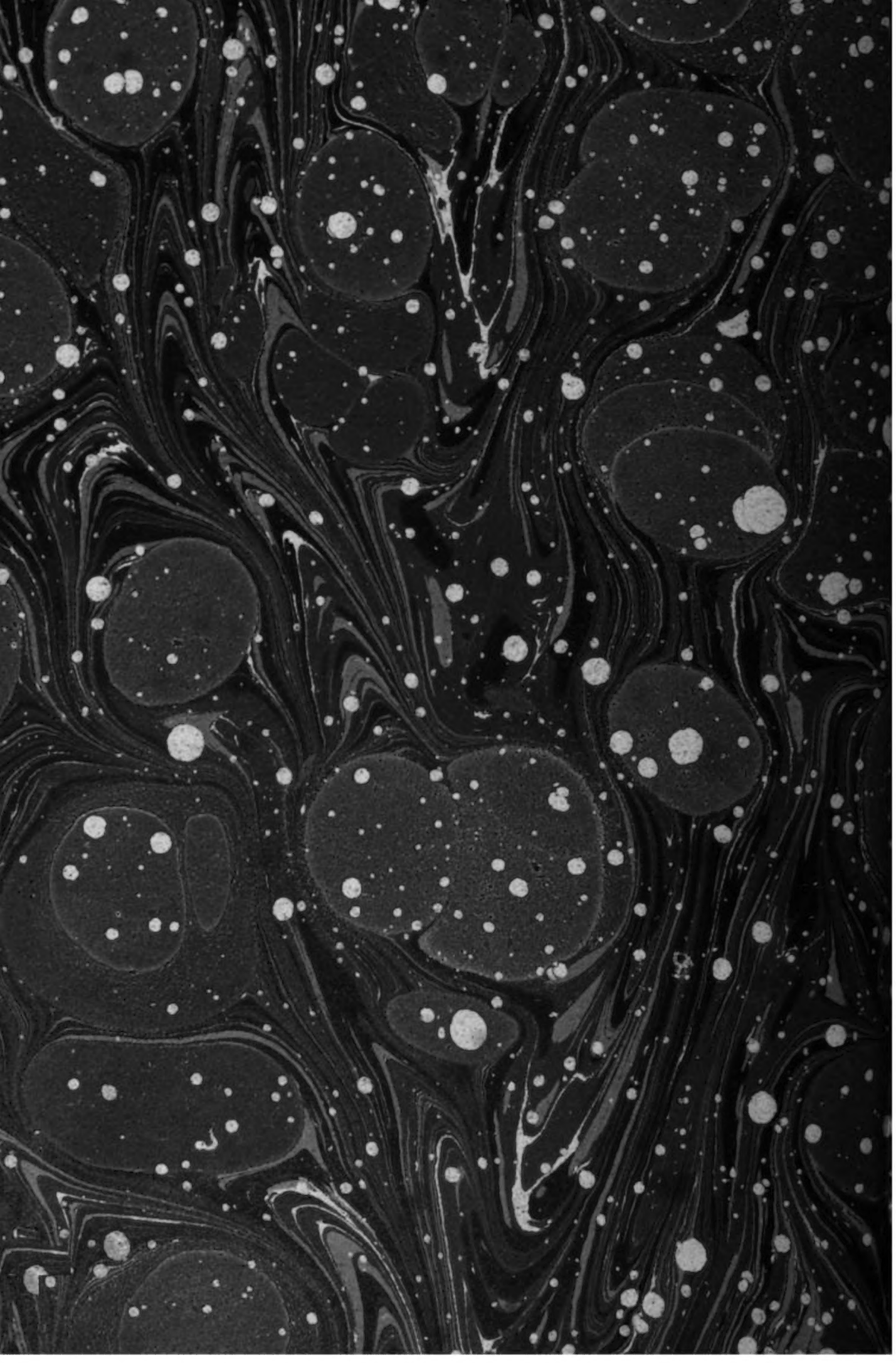
zweifeln, daß es noch einmal zu einem großen Kampfe kommen müſſe. Waren doch ohnehin die letzten Streitigkeiten nur durch einen Waffenſtillſtand eingehalten, nicht durch eine definitive Abkunft ausgetragen. Alle Tage kamen Handlungen zum Vorſchein, die als ein Bruch der dabei getroffenen Beſtimmungen betrachtet werden konnten und betrachtet wurden. Und überdieß tauchten neue Forderungen auf. Bei dem Tode des Kurfürſten Carl von der Pfalz im Jahr 1685 erhob der König im Namen der mit dem Herzog von Orleans vermählten Schweſter deſſelben Anſprüche an ſein Land, die von dem deutſchen Reiche einmüthig zurückgewieſen, aber darum auf der andern Seite nicht aufgegeben wurden. Wie anders konnte darüber entſchieden werden, als durch die Waffen?

Die Franzoſen verbargen ſich nicht, daß ihre Stellung ungünſtiger zu werden anfing. Wie ihnen die Bundesgenoſſenſchaft im Norden und Oſten von Europa mangelte, ſo wurden bereits im Innern Nachwirkungen der Gewaltſamkeiten und der Flucht der Reformirten bemerkt. Aber das Uebergewicht ihrer Waffen war in den letzten Kriegen ſo entſchieden geweſen, daß ſie nicht zweifelten, alle ihre Gegner zu beſiegen, und noch zu einer Beſtätigung ihrer alten und neuen Anſprüche zu gelangen, zumal da England, wenn nicht für ſie, doch auch nicht gegen ſie war.

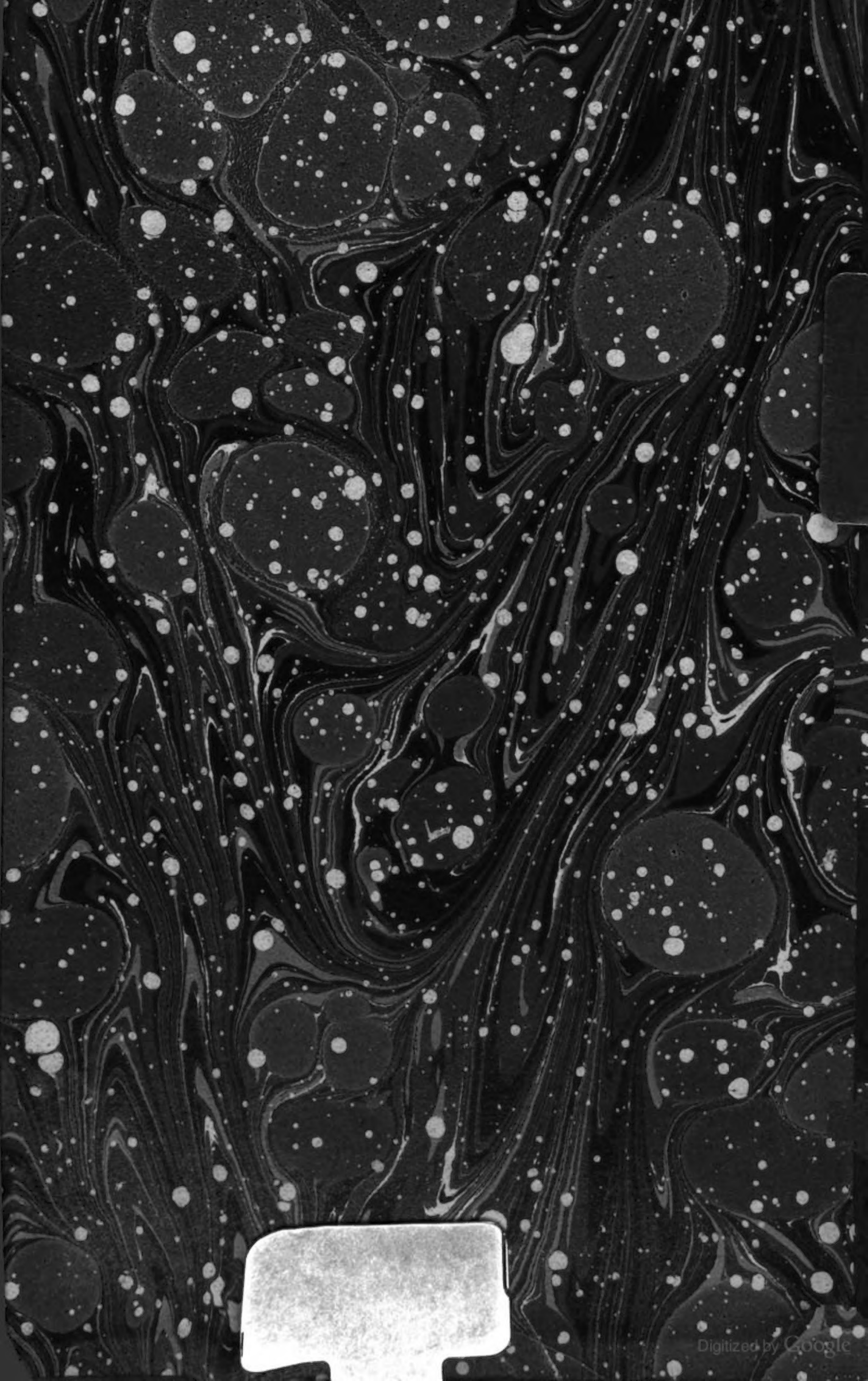
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google


Digitized by Google

Digitized by Google